
3 1761 07355924 7









Schloſs Wirnitz

Neue Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Erster Theil.



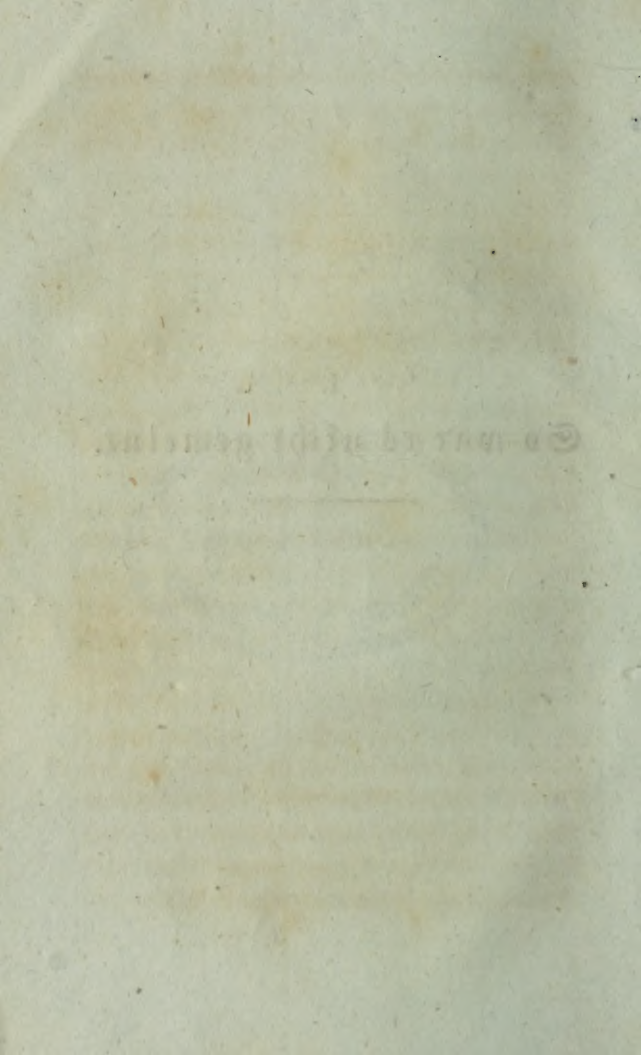
Leipzig, 1818.

In Commission

bey August Liebeskind.

I.

So war es nicht gemeint.



Marie Forstern an Therese Walling.

Im April 18. . .

Mit einem Kopf voll Gedanken und einem Herzen voll Sorgen komme ich zu dir, liebe Therese, und klage dir mein Leid. Ach zu dir! Wenn ich das doch wirklich könnte! — Aber du bist weit von mir, und so komme ich nur zu meinem Papier, das ich mit meinem Kummer voll schreibe, und mich leichter fühle, wenn ich denke: über einige Tage hält es meine gute Therese in der Hand, liest es und erfährt, wie es ihrer armen Freundinn geht, und hat Mitleid mit ihr.

Ja, Therese! Es geht mir recht übel. Mein Vater — nun, ein Kind soll wohl nicht über seine Ältern klagen — aber ich müßte ganz verzweifeln, wenn ich nicht irgend jemand auf der Welt sagen dürfte, wie es mir ist. Und kann ich denn dafür, daß mein Kummer und mein Vater so nahe zusammen treffen, daß er die

einzige Ursache desselben ist? Kann ich endlich dafür, daß Willbachs Aussichten sich nicht bessern wollen, daß er die Stelle wieder nicht bekömmt, auf die — wie unbeträchtlich sie ist, — wir, wie auf den Einlaß in's Paradies, warten? Ach, wir hätten klein gelebt, aber wir wären vergnügt gewesen! Nun ist's abermahls, und schon zum dritten Mahl nichts, und so geht Jahr an Jahr herum, und unsere Hoffnungen werden immer schwächer.

Da schmählt nun mein Vater, ihm reißt die Geduld bey dem langen Warten. Ich ginge nun schon in's zwey und zwanzigste Jahr, sagt er, ich schleppte mich seit meinem achtzehnten in dem unglückseligen Verhältniß, — ich würde mich noch wohl vier oder sechs Jahre damit schleppen, darüber verblühn, alt werden, keinen andern Mann finden, und ihm zur Last bleiben, als eine alte Jungfrau, die in der Welt zu nichts nütze wäre, als sich und andern das Leben zu verbittern.

Sieh, liebe Therese, solche harte Worte muß ich nun alle Tage anhören. Wie schwer mir das wird, was ich dabey leide, kann ich niemand sagen, selbst dir nicht — am wenigsten meinem Vater. Ich habe keine Antwort als Thränen,

ich weine auch fast den ganzen Tag, und wie oft — ach Gott, wie oft wünsche ich mich in's kühle Grab und denke: wenn ich da unten läge bey der seligen Mutter, und die dunkle, schwere Erde auf mir und der grüne Rasen darüber, da möchte ich Ruhe haben, und nichts von all dem Schelten und Jammern hören, und alles vergessen und vergessen werden.

Aber wenn ich so denke, dann fällt mir Heinrich ein und sein Jammer, wenn ich stürbe. — Nein, das darf ich nicht wünschen! Er ist ohnedieß niedergeschlagen genug, und hat schon mehr als einmahl den unglückseligen Gedanken geäußert, daß er mich lassen, mir entsagen will, um meines Vaters Unwillen von mir zu wenden und mich von keiner andern Partie, bey der ich mein Glück finden könnte, abzuhalten. Du lieber, guter Heinrich! Wie kann ich denn glücklich seyn ohne dich?

Es stürmt jetzt so Manches über den armen Willbach her. Sein Jugendfreund, ein Baron Arthur von Ottensen, mit dem er studirt, den er eine Zeitlang auf Reisen begleitet, und in Italien einmahl mit Gefahr seines Lebens vor den Dolchen der Banditen geschützt hat, die dem Baron wegen einer schönen Frau nachstell-

ten, — dieser Baron Arthur ist gerade jetzt gefährlich krank, und Heinrich muß fürchten ihn zu verlieren. Jetzt sollte ich ihn trösten, aber was kann ich ihm mit meinem gedrückten Gemüth sagen?

Nun habe ich dir alle meine Leiden geklagt, und es ist mir, als trüge ich sie leichter. Leb' wohl, theure Freundinn, und schreibe mir bald!

Dieselbe, an Dieselbe.

Im April 18. . .

Ich danke dir für deine schnelle Antwort. Deine Liebe und Theilnahme war mir ein wahrer Trost, sonst kann mir ja ohnedieß niemand etwas geben, und ich muß mich eben in Geduld fassen. Geduld! Geduld! Das war immer mein Wahlspruch, und wird es auch wohl so ziemlich zeitlebens bleiben.

Was du mir da wegen des Barons schreibst, wäre wohl schön, aber auf keine Weise thunlich. Zwar ist Ottensen sehr reich und er hat es Heinrichen mehr als hundert Mahl angebothen, daß er zu ihm ziehen, und alles, was jener besitzt, mit ihm theilen soll; aber erstlich dürfte er dann nicht daran denken, zu heirathen, denn Ottensen,

der kränklich und hypochondrisch ist, würde seinen Freund mit keiner Frau theilen wollen, und zweytens wäre es auf keinen Fall von Dauer, denn Ottensens Gesundheit ist ganz zerstört. Er hat, in Neapel glaub' ich, zuerst einen Sturz mit dem Pferde gemacht, wovon seine Brust verletzt wurde, und dann, als er von dort wieder nach Rom zurückkehrte, mußte er durch einen Ort, der — ich meine, die pontinischen Sümpfe heißt, und wo es äußerst ungesund, ja gefährlich seyn soll zu reisen. Hier griff die böse Luft seine geschwächte Brust noch mehr an, und er konnte kaum Rom erreichen, wo die Kunst geschickter Ärzte ihm das Leben erhielt, aber keine lange Dauer desselben verhieß. Nun aber darf er über sein Vermögen, wenn er unverheirathet stirbt, nach seinem Tode nicht schalten, denn so hat es sein Vater bestimmt, der ihn dadurch zwingen wollte, seinen Widerwillen gegen das Heirathen zu überwinden; Ottensen aber verzichtet lieber auf den freyen Gebrauch seines Reichthums, als daß er ein verhaßtes Bündniß einginge, und so ist von dieser Seite für Heinrich auch keine bleibende Aussicht.

Ein seltsamer Mensch muß dieser Baron Arthur auf jeden Fall seyn, — verständig, gut-

müthig, wohlthätig, wie Heinrich sagt, aber sonderbar in seiner Lebensart, menschenscheu, und deßwegen, und wegen seiner Kränklichkeit immer einsam. In der Liebe war er auch sehr unglücklich. Ein Mädchen, das er sehr geliebt hatte, war ihm auf eine abscheuliche Art untreu geworden, und jene Dame, um derentwillen er bald das Leben verloren hätte, starb kurze Zeit darauf unter schrecklichen Schmerzen in seinen Armen — an Gift, wie man fürchtete, das ein eifersüchtiger Liebhaber, der bereits durch die Ältern mit ihr versprochen gewesen war, ihr beygebracht hatte.

Ich kann es dem Baron nicht verdenken, wenn er nach solchen Erfahrungen sich scheut, ein drittes ähnliches Verhältniß anzuknüpfen, und muß ihn über alles das recht von Herzen beklagen.

Er hat an Heinrich schreiben lassen. Er fürchtet, dießmahl den Anfall nicht zu überstehen, und wünscht seinen Freund noch einmahl vor seinem Ende zu sehen. Ich mag und darf Heinrich von dieser letzten heiligen Freundschaftspflicht nicht abhalten und ihm einen Trost nicht entziehn, dessen sein Herz so sehr bedarf. Auf der andern Seite zittere ich vor seiner Abwesen-

heit. Ach Gott, wie werde ich denn das Leben, das stille, einförmige Daseyn ertragen ohne ihn? Und dann fürchte ich auch, daß der Anblick aller der traurigen Scenen, und das Todbett eines geliebten Freundes einen sehr nachtheiligen Eindruck auf seine Stimmung machen werde. Nun, wie Gott will! Folgt Heinrich dem Rufe des Barons, so will ich denken, es hat so seyn müssen, und es wird also gut seyn. Ach Therese! Ich bin recht niedergeschlagen, und es gibt Stunden, wo ich mich recht herzlich an des Barons Stelle wünsche, der jung, reich, angesehen, nach allen seinen Wünschen leben und glücklich seyn könnte und nun sterben wird! Das ist's eben; der Mensch hier auf Erden soll nicht glücklich seyn!

Dieselbe an Dieselbe.

Im Junius 18. . .

Zwey trübe, lange Monathe sind mir in tiefer Einsamkeit vorüber gegangen, seit Heinrich fort war, und jetzt erst habe ich Hoffnung ihn wieder zu sehn. Er war die ganze Zeit auf Ottensens Landgute, der sich nun zu Heinrichs großer Freude wieder erhohlt und entschlos-

sen hat, ihn hieher zu begleiten, weil ihm der Arzt Zerstreuung und Luftveränderung angerathen hat. Heinrich will ihn bey uns einführen. Ich freue mich nicht sehr darauf, denn ich bin am liebsten mit Heinrich ganz allein; doch kann ich auch nicht läugnen, daß ich neugierig bin, den Baron kennen zu lernen, von dem ich schon so mancherley gehört habe.

Ach, wie ich glücklich bin, daß Heinrich wieder kömmt, kann ich dir gar nicht sagen! Mein Leben ist doch gar zu still und einförmig. Meines Vaters Lage, noch mehr aber seine Denkart schließen mich fast von allen jugendlichen Freuden aus, und ich denke doch der Zeit recht gut, wo es nicht so war, der Zeit nähmlich, wo meine gute Mutter noch lebte und arbeitete, und schaffte, und Freudigkeit und besserer Erwerb durch ihren Fleiß in das Haus kamen. Damahls sahen wir Freunde bey uns, wir gingen, wiewohl selten, aus; ich hatte mein Clavier, sie selbst unterrichtete mich im Französischen, in mancherley schönen Arbeiten, worin ich ihr an die Hand ging. Seit sie todt ist, floß mein Leben unter vielen Entbehrungen und seltenen Erholungen in tiefster Stille hin, bis ich Heinrich kennen lernte. — Da kam wieder Freude und

Lebhaftigkeit in mein Daseyn, ich ertrug alles leichter, unsre Beschränkung, meines Vaters Launen, meine gänzliche Einsamkeit; denn Heinrichs Liebe und Umgang ersetzte mir alles. Und nun mußte ich ihn so lange entbehren! Gottlob, diese trübe Zeit ist bald zu Ende; ich will auch in der Freude meines Herzens denen, die mich quälen, alles vergeben und vergessen.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Gottlob, liebe Therese! Er ist hier, und eine bessere Zeit in mancherley Rücksicht scheint mit ihm gekommen! Vor acht Tagen traf er ein, sein erster Weg war zu mir. Ach, in dem Augenblick des Wiedersehens war alles, was ich vorher ausgestanden hatte, versunken, verwischt, und ich ganz glücklich! Am folgenden Tage brachte er seinen Freund mit. Mir war es unangenehm, ich mag es nicht läugnen; mich hätte die Gegenwart jedes Zeugen gedrückt, am meisten die eines Menschen, der durch seine ganze Lage, selbst durch seine Wunderlichkeiten etwas sehr Verschiedenes von uns seyn mußte.

Ich wollte es auch Heinrich sagen, aber dann dachte ich, daß der Baron sein Freund ist, daß es ihn schmerzen müßte, wenn ich ihn nicht gern bey uns sähe, und endlich — damit ich es nur frey gestehe, — verdroß es mich, daß Heinrich nach einer so langen Abwesenheit so wenig Sehnsucht hatte, mit mir allein zu bleiben, und mir schon am zweyten Tage einen weltfremden Menschen zuführte. Das aber hätte ich ihm nun vollends gar niemahls zeigen mögen.

Es kam indessen doch ganz anders. Der Baron ist ein recht artiger feiner Mann, den man, wenn er nicht so krank aussähe, wohl schön nennen könnte; so aber machen die großen dunkeln Augen mit den langen Wimpern in dem todtblassen Gesicht eine sonderbare Wirkung, und schauen Einen aus den tiefen Zügen wie wehmüthig an, und die lange, schlanke Gestalt ist vorgebeugt, und scheint sich nicht aufrecht tragen zu können. Übrigens thut er, was mir recht gefällt, nichts weniger als krank, oder ängstlich, er spricht zwar leise, aber viel und lebhaft, und was er sagt, ist angenehm und unterhaltend. Manchesmahl ist er sogar munter, er und Heinrich erzählen von ihren Reisen, von allerley theils sonderbaren, theils lächerlichen

Zufällen, Sachen und Menschen, das Gespräch bewegt sich lebhaft und reißt nie ab, was wohl sonst zuweilen der Fall war, wenn Heinrich verstimmt zu mir kam, und ich ihm alles durchерzählt hatte, was ich in meinem Gedächtniß auftreiben konnte, um ihn zu erheitern. Selbst mein Vater ist auf solche Weise befriedigt, und es kömmt mir vor, als behandle er den guten Heinrich mit mehr Achtung und Antheil, weil er sieht, daß ein so reicher, vornehmer Mann sein guter Freund ist. Ach, Gott gebe, daß alles so fortwähren, und des Barons Anwesenheit auch auf die Hauptsache, auf Heinrichs Beförderung günstig wirken möge! Ein Mann, wie er, wird wohl Bekannte und Freunde unter den Großen haben, und da könnten seine Empfehlungen viel thun. Ich hoffe wieder, wie du siehst, und diese Hoffnung und Heinrichs Gegenwart geben mir wieder Freudigkeit. Leb' wohl.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Es werden jetzt vierzehn Tage seyn, daß ich dir in einer fröhlichen Stimmung geschrieben habe. Damahls ging es mir recht gut. Ich kann

nicht sagen, daß ich jetzt über irgend etwas eigentlich zu klagen hätte, aber es thut sich schon wieder da, und dort manches hervor, was besser — anders wäre. Du wirst mich schelten, ich höre es schon, und mir vorwerfen, daß ich niemahls zufrieden sey, und immer etwas zu klagen oder zu wünschen haben müßte. Ja, liebe Therese, vielleicht hast du auch Recht, vielleicht liegt die Schuld an meinem gar zu ängstlichen reitzbaren Wesen. Ich weiß wohl, daß Heinrich mir oft diesen Vorwurf gemacht hat, ich will auch nicht behaupten, daß die Schuld nicht großen Theils an mir liege, und will mich bemühen, nicht so viel zu grübeln, und die Dinge lieber zu nehmen, wie sie nun einmahl sind; aber dessen ungeachtet kann ich den widrigen Eindruck, den sie auf mich machen — zumahl im ersten Augenblicke — nicht bemeistern.

Du weißt am besten, wie aufrichtig und treu ich meinen Heinrich liebe, aber du weißt auch, daß ich in der letzten Zeit oft gegen dich geklagt habe, daß er manchmahl so abgespannt, so wortarm — so — daß ich es nur mit dem wahren Worte nenne, — so gelangweilt und langweilig bey mir gesessen, und endlich sogar immer Bücher mitgebracht hat, um nur Stoff

zur Unterhaltung zu finden. Das hat mich oft innerlich geschmerzt, ich habe es ihm auch gesagt; weil aber immer ein Zank daraus entstand, und er dann meist ein paar Tage schmollte, so schwieg ich zuletzt, und trug, was nicht zu ändern war, in Geduld. Wußte ich doch, daß er mich im Grunde herzlich liebte, und alles für mich zu thun im Stande war!

Diese Auftritte kommen nun wieder, wenn wir allein sind. Er ist ungleich, jetzt verstimmt, jetzt abgespannt, und doch fühle ich, daß es ganz anders geht, wenn Ottensen dabey ist. Da spinnt sich die Unterhaltung viel rascher und lebendiger fort, und das sollte nicht seyn; unser Gespräch sollte nie inniger, nie genügender seyn, als wenn wir allein sind. Findest du das nicht auch? Und begehre ich wohl zu viel, wenn ich das fordre?

Dann ist noch etwas, was mich leise drückt, und was ich durchaus nicht erklären kann. — Ich bemerke einen seltsamen Abstand zwischen des Barons und Heinrichs ganzer Art zu seyn und sich zu benehmen. Es ist in dem Ersten so etwas leichtes und doch sicheres, etwas einnehmendes und doch hohes, wodurch wir alle — und Heinrich eben auch — in einer Art von Entfernung

gehalten werden. Ich fühle das wohl, wenn Heinrich den Baron immer zuerst eintreten läßt, ihm einen Stuhl bringt, ihm reicht, was er verlangt; es sieht wie Unterordnung aus, und das thut mir weh. An dem Baron ist auch die Schuld nicht, denn der behandelt Heinrich wie einen Freund, ja wie einen Bruder, und ist fern davon, solche Dinge zu verlangen; ja vielmehr sehe ich, daß er es verhindert, wo er kann; aber es macht sich immer wie von selbst, und es ist mir in solchen Augenblicken, als sollte ich für Heinrich erröthen. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und nichts gefunden, was diese Erscheinung erklären könnte, als vielleicht Ottensens Kränklichkeit. Diese macht, daß er beständig der Aufmerksamkeit derer, die ihn umgeben, bedarf, daß sie mancherley Rücksichten für ihn haben müssen, und daß Heinrich dann diese gern für seinen kranken Freund hat. Wenn das ist, so muß ich ihn wohl noch mehr darum achten, aber ich muß mir es auch oft vorsagen, um an Heinrich nicht irre zu werden.

Dieselbe an Dieselbe.

Im August 18. . .

Therese! Welch ein ungeheures Unglück bricht über mich los! Denke dir mein entsetzliches Schicksal, wenn ich dir sage, daß der Baron bey meinem Vater um mich geworben hat! Du kennst des Vaters Denkungsart, unsere Dürftigkeit, seinen Widerwillen gegen Willbach. Ich brauche dir nicht mehr zu sagen, — ich weiß auch nichts zu sagen, als daß ich verzweifle!

So war es ein richtiges Vorgefühl, was mich erschreckte, als Willbach mir den ersten Besuch des Barons ankündigte! Ich wußte damahls nicht, warum mir das so gar unangenehm war, ich tadelte mich im Stillen darüber; jetzt weiß ich, daß mein ahnendes Herz Recht gehabt hat. Dieser unglückselige Mensch ist zu meinem Verderben in unser Haus gekommen.

Mein Vater hat bestimmt erklärt: Ich müsse ihn heirathen. Es hat schreckliche Auftritte gegeben. Ich habe eine Begegnung erfahren, die ich durch Wiedererzählen mir nicht noch einmahl lebhaft vorstellen mag. O Therese! es ist was fürchterliches um die ungemessene Liebe zum Gelde!

Ich habe meinem Vater alle möglichen Vorstellungen gemacht, ich habe ihn beschworen, zu bedenken, ob denn ein Mensch, der, wie dieser Baron, schlecht genug denkt, um seinen Jugendfreund, dem er das Leben schuldig ist, sein Einziges und Liebstes, seine Braut, zu rauben, wohl im Stande seyn würde, ein Weib glücklich zu machen, ob er sich entschließen würde, sein Kind einem anerkannten Diebe oder Räuber in die Arme zu werfen. Und was Besseres — bey Gott — ist ja dieser Baron nicht. Sind das die Sitten der Großen und Reichen, das ihre Grundsätze? O dann sey mir die Niedrigkeit und Armuth doppelt, dreyfach gelobt, bey der man wahre Ehrliebe, und eine Tugend findet, die sich scheuen würde, einen so frevelhaften Raub so ungescheut zu begehen!

Du wirst sagen, ich sey außer mir, und du hast Recht. Seit acht Tagen, seit sich mein Unglück erklärt hat, bin ich noch zu keiner rechten Besinnung gekommen. Alles stürmt auf mich, ich kann keinen Gedanken fassen, ich kann nur mit Angstgeschrey zum Himmel rufen, und, wenn der nicht durch ein Wunder rettet — verzweifeln; denn sonst ist kein Ausweg übrig. Auch an Willbach finde ich keine Stütze. Ich habe mich in

meinem Schmerz an ihn gewandt. Er ermahnte mich, meine Pflicht zu thun; da nun einmahl sein Schicksal ihm keine Aussicht böthe, mir seine Hand zu reichen, so habe er mir feyerlich entsagt, und mich seinem Freund abgetreten. Ich war halb todt bey dieser Scene. Er hatte eine unbegreifliche Fassung. Ja, die Männer, die Männer! Die empfinden ganz anders, als wir. Freylich zitterte seine Stimme und seine Hand, als er die meine in die des boshaften Menschen legte, und mich ihm mit wenigen aber rührenden Worten empfahl; doch was war diese Bewegung gegen meine Betäubung, die mich einer Ohnmacht nahe brachte!

Und Ottensen? Es ist unbegreiflich, wie dieser Mensch, der mir so schätzbar, und durch sein unglückliches Schicksal oft so liebenswürdig vorkommt, so böse seyn, wie sich unter einer einnehmenden Außenseite so viel Tücke verstecken kann! Er empfing meine Hand mit kalter Ruhe, ja mit einem schadenfrohen Lächeln, als wollte er sagen: Hab' ich dich endlich? Du sollst mir nicht wieder entkommen! Der Schmerz seines Freundes, meine Verzweiflung, die ich ihm gar nicht zu verbergen suchte, galten ihm ganz gleich.

Ich habe mit Willbach sehr heftige und höchst

unangenehme Auftritte gehabt. Ich habe ihm geradezu erklärt, daß Er allein Schuld an meinem Unglück sey, und daß, wenn er nicht eingewilligt hätte, ich alles gewagt und den ganzen Zorn meines Vaters würde haben über mich ergehen lassen. Er zuckte die Achseln, sprach von seiner Verpflichtung gegen den Baron — Er, der ihm das Leben gerettet! — von dem, was man einem Freunde, zumahl einem unglücklichen, schuldig sey, der vielleicht nur kurze Zeit mehr zu leben hätte, und endlich von den Vorwürfen, die er sich ewig machen müßte, wenn er nicht alles gethan, ja sich nicht selbst mit allen seinen Wünschen zum Opfer gebracht hätte, um die letzten Tage dieses Freundes zu verschönern.

Ist das Tugend? Ist es Kälte? Ich begreife es nicht. Wenn es Tugend ist, dann bin ich noch unglückseliger, von einem solchen Herzen gerissen zu seyn. Ist es aber Kälte? O Therese! Nun bin ich auf dem schmerzlichsten Punct in der ganzen Reihe meiner Leiden gekommen, gegen den meines Vaters Mißhandlungen, Ottensens hämische Freude und alles was ich ausstehen kann, nichts ist. Wenn es Kälte wäre?

Ich bin gestern auf dem Grabe meiner Mut-

ter gewesen, und habe ihr mein Leid geklagt und mit heißen Thränen gebethet, daß Gott mich vor Verzweiflung und vor einem unglücklichen Gedanken bewahren möchte, der, seit ich zu ahnden glaube, daß Heinrichs Opfer Kälte ist, mich jedes Messer und jedes hohe Dachfenster, woraus man sich rasch stürzen und so der Qual in einem Augenblick ein Ende machen könnte, mit einer Art von Begierde betrachten läßt — und das ist ja Sünde. Ach Gott, wohin werde ich noch gerathen!

Wenn ich nur bey meinem Peiniger und künftigen Tyrannen eine Spur von Zärtlichkeit wahrnehmen könnte, die seinen Schritt rechtfertigte! Aber er ist ganz ruhig in meiner Gegenwart und hat meinen letzten verzweifelten Versuch, ihm meine Abneigung vor dieser Heirath geradezu zu erklären, so ohne Unwillen, ja mit einer Art von Wehmuth und Mitleid aufgenommen, und ist dabey so fest auf seinem Sinne geblieben, daß ich nun gar keine Hülfe mehr vor mir sehe. Seit dem ist er stiller als sonst, sieht mich oft mit düsterem Blicke an, redet mir liebreich zu und verspricht mir, daß es mir einst noch recht gut gehen werde. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich muß

ihn verabscheuen, als den Mörder meines ganzen Glücks, und es ist mir doch unmöglich, es ihm ganz so zu zeigen, als ich es empfinde. O Therese, was wird noch aus mir werden?

Die Baroninn von Ottensen an Therese Walling.

Im August 18. . .

Seit drey Wochen habe ich meinen Nahmen verändert. In meinem Herzen, in meiner Lage, in meiner Lebensweise ist keine Veränderung vorgegangen. Der Baron hat — das einzige, was er mir nach dem Sinne that, — eine stille, geräuschlose Hochzeitfeyer veranstaltet. Ich wurde ihm angetraut. Wie es diesen Tag war, an dem ich lebend in's Grab gestiegen bin, weiß ich nicht, ich kann dir also nichts davon erzählen. Der Baron hatte mir schöne Kleider und eine Menge Schmuck geschickt. Ich erhielt durch Thränen und Festigkeit, daß ich nichts davon anlegen durfte. Ich blieb in meinen gewöhnlichen Kleidern, und so bin ich noch. Den Tag nach der Hochzeit reisete der Baron nach seinem Gute ab. Er trug mir an, ihn zu begleiten. Die Art, wie er es that, zeigte mir, daß ich wagen durfte,

es abzuschlagen. Du wirst mich vielleicht tadeln? Du wirst sagen: das Weib gehört zum Manne, und du hast einmahl geschworen, ihn nicht zu verlassen. Das ist wohl wahr, auch bin ich oft recht unruhig über diesen Punct; aber er selbst verlangt es ja nicht, und es ist mein heiliger Vorsatz, so bald er es wünschen, so bald er nur eine leise Andeutung äußern wird, als ob er meiner bedürfte, so gehe ich auf der Stelle zu ihm, und will gewissenhaft als eine treue Hausfrau jede meiner Pflichten gegen ihn erfüllen.

Sieh, Therese, das ist der einzige Punct, auf dem ich in dem widerwärtigen Gewirre von Gedanken, Schmerzen und Besorgnissen mit einigem Wohlgefallen verweilen, und einigen Trost daraus schöpfen kann. Ich will meine Schuldigkeit gegen ihn, der nun einmahl vor Gott mein Gemahl und Herr ist, redlich thun.

Aus dieser Absicht habe ich Heinrich, der seit dem Tage vor der Vermählung bis zu des Barons Abreise unser Haus nicht mehr besuchte, geschrieben, daß er mich nun ganz meiden und mir durch sein Wegbleiben die schweren Pflichten, die er selbst mir hat aufladen helfen, leichter tragen machen soll. Er hat auch meinen Wunsch geehrt, aber dem ungeachtet seh' ich ihn

viel öfter, als mir lieb ist, bald ums Haus herumschleichen, bald in der Kirche. Ich glaube, das sollte er nicht thun; aber, wie schon gesagt, die Männer denken und empfinden ganz anders, als wir, und wir können sie eben so wenig begreifen, als sie uns.

Der Baron hat mir bey seiner Abreise eine schwere Rolle Geld in die Hand gelegt, zu kleinen Ausgaben, wie er sagte. Ich habe sie, als er weg war, geöffnet. Es waren hundert Souveraind'or. Er hat mir gesagt: so bald ich etwas bedürfte, möchte ich ihm schreiben oder schreiben lassen. Merk' dir das: schreiben lassen — und er würde mir alles schicken, was ich brauche.

Was heißt das? Therese! Schreiben lassen? Entweder glaubt er, ich kann gar nicht schreiben, oder wenigstens nicht recht ordentlich, und warum hat er denn ein solches Gänschen geheirathet? Oder er glaubt, ich will ihm nicht schreiben? So weiß er ja, daß ich ihn hasse, und macht sich nichts daraus, und nimmt mich auch nicht zu sich, und bemüht sich nicht, diesen Haß zu bekämpfen, und mir die Gesinnungen einzuflößen, die mir als christlicher Ehefrau geziemen. Ist das recht? Ist es redlich? O Pfui! Pfui! In was für Hände bin ich gerathen, The-

rese? Und wer hat mich ihnen überliefert? Ein Vater, und ein Mensch, für den ich willig mein Leben gegeben hätte!

Ich habe meinem Vater die Rolle gezeigt, er schien ganz glücklich darüber, und so habe ich sie ihm geschenkt. Das war es ja, um was er mich und mein ganzes zeitliches Glück verkauft hat, wofür ich bald mein ewiges Heil verloren hätte, hätte der Geist meiner guten Mutter, die ich brünstig angerufen, nicht über mich gewacht. So mag er denn den Sündenlohn hinnehmen.

Therese. Ich fühle, daß ich sehr bitter werde, und so ist es besser, abzubrechen.

Dieselbe an Dieselbe.

Im October 18. .

Das dachte ich nicht, Therese, daß es dahin kommen sollte, daß ich wünschen und recht sehnlich verlangen würde, von dem Baron zu sich gerufen zu werden! Und doch ist es so. O gesegnet das Unglück, wenn es allein kommt, sagt das Sprichwort, und so muß auch ich sagen. Du wirst dich vielleicht erinnern, daß ich dir einmahl schrieb, der Vater des Baron von Ot-

tensen habe seinem Sohn nicht erlaubt, mit seinem Vermögen zu schalten, wenn er unverheirathet stürbe, und in diesem Fall einen Brudersohn, Ludwig von Ottensen, zum alleinigen Erben der großen Güter ernannt. Dieser Brudersohn — ach, Therese, was gibt es für Menschen in der Welt! — soll nun, wie ich jetzt erfahre, seit langer Zeit alles angewandt haben, um seines Vetters Abneigung gegen jede Heirath zu nähren, und sich sogar mit seinem Arzt verstanden haben, damit ihm dieser einen solchen Schritt bey seiner schwachen Gesundheit als lebensgefährlich widerrathe. Nun hat Baron Arthur diesen Schritt doch gethan. — Gott weiß! nicht zu seinem und nicht zu meinem Glücke, — und der Vetter ist ganz rasend vor Zorn darüber geworden. Er hat seinem Verwandten auf eine unanständige Art Vorwürfe gemacht, und — denke die Kränkung für mich — er verbreitet die ehrenrührigsten Gerüchte über mich und meine unglückselige Heirath mit seinem Vetter. Es ist nichts schlimmes, nichts schändliches, was er nicht meinem Vater und mir nachsagt, und man hat mich gewarnt, nicht allein auszugehn, weil dieser niedrige Mensch mir auflauern, und, wie er schon gedroht hat, auf öffentlicher Stra-

ße der Buhlerin seines Vetters den Schimpf anthun will, den sie verdient.

O wenn dieser Ludwig wüßte, wie unglücklich mich seines Vetters Einfall gemacht hat, er würde nicht gegen mich wüthen, er würde Mitleid mit mir haben. Aber das ist doch nur der geringere Theil meiner Leiden. Das schmerzlichste kommt mir von der theuersten Hand, von Heinrich selbst. Ich habe dir gleich nach meiner Hochzeit geschrieben, daß ich ihn gebethen, mich zu vermeiden, daß ich aber mit schwerem Herzen bemerkt, wie diese Bitte nicht den gehörigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Denke dir, Therese! Ich finde ihn alle Augenblicke auf meinen Wegen; und vor einigen Tagen, als ich eben traurig an meiner Arbeit sitze, tritt er plötzlich ein. Ich war ganz allein zu Hause. Ich zitterte wie ein Espenlaub, und war unvermögend zu sprechen. Da eilte er auf mich zu, schlug seine Arme um mich, und, überwältigt von Liebe und Schmerz, sank ich weinend an seine Brust, und lag recht lang und recht mit Vergnügen so, während er mir eine Menge Zärtlichkeiten vorsagte. Endlich nannte er des Barons Nahmen, und Gottlob, daß er das that! Bey diesem Klange standen alle meine Pflichten und das

Unrecht, das ich gegen den Baron hatte, vor mir. Das sagte ich Heinrich, und denke dir mein Erstaunen, als er nun anfing, mir die Sache auseinander setzen zu wollen und mir zu beweisen, daß ich unbeschadet meiner Pflicht und dessen, was ich Ottensen schuldig sey, immer noch einen Freund haben könnte, der mir, und dem ich vom Herzen gut seyn, und dessen Gesellschaft mir manche trübe, einsame Stunde erheitern könnte! Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich aus Heinrichs Munde solche Grundsätze hören mußte. Ich wandte mich wirklich mit einer Art von Scheu von ihm ab, und erklärte ihm endlich, daß wenn auch er weder etwas pflichtwidriges, noch gefahrliches in diesem Umgang sähe, ich doch anders denken müßte, ich bath ihn endlich mit Thränen, meiner zu schonen und nimmermehr zu kommen. Er thut es aber nicht, er läßt sich bald da, bald dort sehen, und wenn er nichts anders weiß, so hat er eine Nachricht, oder eine Erkundigung nach meinem Wohlseyn von dem Baron zu bringen. Was ich hierbey leide, kann ich dir nicht sagen. Ach ich sehe Heinrich selbst so gern, ich bin innerlich froh, wenn er kömmt, und doch muß ich mich über diese Freude strafen und wün-

schen, ja ihn bitten, daß er wegbleibe. Ach ich wollte, ich wäre einmahl an dem Ort meiner Bestimmung und so von allen den Verfolgungen und Gefahren fern!

Dieselbe an Dieselbe.

Freyenberg, den 25ten Oktober 18. .

Du wirst aus dem Datum sehen, daß ich nicht mehr zu**, sondern auf dem Schloße meines Gemahls bin. Er hat mir vor ungefähr vier Wochen einen sehr freundlichen Brief — den ersten, den ich von ihm erhielt — geschrieben und mich gebethen, »da gewisse Verhältnisse und Gerüchte (ich habe wohl verstanden, was er meinte) es nöthig machten, unsere Verbindung öffentlich zu erklären, und mir vor der Welt den Rang und die Stelle zu geben, die mir gebührt, so möchte ich mich bereit halten, zu ihm zu reisen, und ihm verzeihen, daß er nicht selbst käme, mich abzuhohlen, weil er von neuem krank sey. Er würde sich bemühen, mir die Einsamkeit auf dem Lande und das Leben mit einem wunderlichen Kranken so erträglich als möglich zu machen.« Der Brief war sehr artig, und da er mit dem, was mir meine Vernunft in den

jetzigen Umständen als das Beste anrieth, vollkommen übereinstimmte, antwortete ich auf der Stelle, daß ich bereit sey, seinen Wunsch zu erfüllen.

Als der Brief fort war, fiel es mir wie ein Berg aufs Herz. Der Abschied vom Vater, die gänzliche Loßreißung von Heinrich, das Eintreten in eine fremde Lebensart, und über alles das, das Zusammenseyn mit einem Menschen, der mir so wenig Ursache gegeben hatte, Gutes von ihm zu erwarten! Heinrichen traf die Nachricht wie ein Donnerschlag; aber auch er mußte des Barons Verfahren billigen. Wir waren Beyde sehr betrübt, selbst mein Vater war durch den Gedanken, sein Kind zu verlieren, bewegt, und so gingen ein paar Tage recht schmerzlich, aber schön hin. Am dritten entstand auf einmahl ein großes Gerassel in unserer engen Straße; alles fuhr an die Fenster. Da hielt der Reisewagen des Barons mit prächtigen vier Pferden bespannt, zwey Bediente saßen auf dem Bocke, ein alter Geistlicher, von sehr würdigem Ansehen, und eine hübsche Frau von mittleren Jahren stiegen aus, und traten bey uns ein. Es war der Schloßkaplan und die Kammerfrau, die mich bedienen sollte. Sie brachten einen Koffer

mit Kleidungsstücken und sehr schöne Wäsche für mich mit. Am andern Morgen war alles zur Abreise bestimmt. Ich mußte mich von der Kammerfrau anziehen lassen, was mir sehr sonderbar vorkam. Heinrich war gekommen, mich noch einmahl zu sehen. In dem Augenblicke der Trennung verlor auch er seine Fassung, er zitterte sichtlich, und seine Thränen brachen hervor. Er drückte mich heftig in seine Arme und ich fühlte mich, nach allem, was ich bereits gelitten hatte, einer Ohnmacht nahe. Du gehst, rief er mit schmerzhaftem Ton: — du gehst in eines Andern Arme. O Gott, was hab' ich gethan! — Er warf sich todtenbleich und schluchzend auf's Kanapeh. Ich zitterte. Mein Vater unterstützte mich. Der Kaplan trat ein, um mir zu sagen, daß alles bereit sey. Jetzt sprang Heinrich mit verzweifelnden Blicken auf, er umschlang mich noch einmahl: Du gehst nicht! rief er: Ich lasse dich nicht, — es ist mein Tod, es ist dein Untergang. Der Kaplan begann mit sanfter Miene ihm Vorstellungen zu machen. Ich vernahm nur ihren Anfang — meine Sinne schwanden. Als ich zu mir kam, befand ich mich im Wagen und bereits auf der Landstraße. Die Kammerfrau hatte mich in ihre Arme gefaßt,

der Geistliche hielt mir riechende Essenzen vor. Ich war vor Schmerz außer mir, ich wollte aus dem Wagen springen, zu Fuß nach Hause laufen; des Geistlichen erst sanfte, dann ernste Ermahnungen brachten mich nach und nach zur Besinnung. Ich sah mein Unrecht ein, meine Pflicht, mein Schwur fingen wieder an, hell und klar vor meiner Seele zu stehn, die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung ließ nach, so daß ich mich zu fassen und in einer leidlichen Stimmung zu halten vermochte. Der Kaplan hatte mich vorbereitet, daß ich den Baron wohl im Bette treffen würde, das Betragen seines Vetters habe ihn sehr gekränkt, auch um meinetwillen, und jede Kränkung habe den schädlichsten Einfluß auf seine Gesundheit. Wir näherten uns jetzt dem Schlosse, das vom Abhang eines Berges mitten in Gärten prächtig herunter sah. Eine breite Allee führte darauf zu, unter einem hohen Thorweg hielt der Wagen, mehrere Bediente kamen sogleich herbey, man führte mich eine Marmortreppe hinauf, wo jedes gesprochene Wort, jeder Tritt wiederhallte. Mir kam alles so feyerlich, so seltsam vor. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines schönen, reichvergoldeten Saales, und hier trat uns der Baron im

Überrock, aber völlig gekleidet, von mehreren seiner Leute begleitet, mit großer Freundlichkeit entgegen. Dieses gütige, bey seiner Kränklichkeit wirklich achtungsvolle Betragen, noch mehr aber ein Blick auf sein blasses Gesicht, sein leidendes Aussehn, machten, daß der Unwillen schwieg, den ich gegen ihn hegte, und ich ihn unwillkürlich freundlicher grüßen mußte. Es freut mich herzlich, sagte er leise, aber sehr liebreich, daß du dich entschlossen hast, zu mir zu kommen. Dieß Haus ist künftig das deine; alles, was du siehst, steht dir zu Gebot, und ich werde mich bemühen, dir das Leben darin so angenehm als möglich zu machen. Ich konnte nicht antworten, denn sonst hätte ich weinen müssen. Ich verneigte mich bloß. Komm, liebe Marie! sagte er, ich will dir deine künftige Wohnung zeigen. Er faßte hierbey meine Hand, und als sie zitterte, sagte er leiser auf französisch: Fassen Sie sich, wir sind nicht allein. Ich sah ihn an. Es war etwas so Trübes, Ernstes in seinem Blick. Haben Sie Geduld mit mir, antwortete ich ebenfalls in jener Sprache, ich will mich bemühen, Ihnen keinen Verdruß zu machen. Er lächelte, und drückte mir flüchtig die Hand. Mir ward leichter, ich ging weniger

ängstlich an seiner Seite, durch viele, viele Zimmer, wovon immer eines schöner als das andere war. Endlich traten wir in eines, das mit grünem Seidenstoff tapezirt und mit aufgezogenen Vorhängen (Draperien nennt sie der Baron) rings umhängt war. Auf ein paar Stufen, die mit einem prächtigen Teppich überlegt waren, stand ein Bett voll reicher Vergoldung, und zarte Vorhänge vom schönsten gestickten Musselin flossen von der Decke in geschmackvollen Falten darauf nieder. Ein Schreibtisch, einige kleine und größere Sopha's, ein großer Spiegel, Wand- und Kronleuchter, alles reich vergoldet, vollendeten die prächtige Einrichtung. Das ist dein Schlafzimmer, Marie! sagte er, und hier — indem er ein allerliebstes Kabinet öffnete, ganz mit schneeweißem Perkal drapirt, in welchem ein Nachttisch mit Silbergeräth besetzt stand — dein Ankleidezimmer. Ich stand erstarrt. So viel Herrliches hatte ich nie gesehen, und diese Herrlichkeiten sollten mein seyn! Nein, nein, Herr Baron, sagte ich, das ist zu schön für mich. Geben Sie mir eine einfachere Einrichtung, ich bin das nicht gewohnt, ich würde mir hier noch fremder vorkommen. Du wirst es gewohnen, Marie, der Mensch

gewohnt alles, das glaube mir, erwiederte er sanft aber ernst. Ich lasse dich mit deinem Gedanken allein. Hier ist die Klingel; die Kammerfrau erscheint, wenn du sie brauchst. Er ging. Alle, die uns gefolgt waren, begleiteten ihn. Jetzt stürzten meine Thränen hervor, ich warf mich laut schluchzend auf das nächste Kanapeh, und überdachte meine ganze so höchst traurige und seltsame Lage. Das Einzige, was mich freute, indem ich alles, was mir begegnet war, und was mir noch bevorstand, überdachte, war, daß ich nicht mehr den entschiedenen Haß gegen den Baron in meiner Brust fühlte, der doch in meiner Lage nun einmahl sündlich gewesen wäre, ja daß ich spürte, ich hätte Mitleid mit ihm. Meine Thränen flossen immer fort, aber ich fühlte meine Brust erleichtert und brachte es endlich dahin, daß ich mit Ergebung in Gottes Willen, ihn um Beystand zu meinen künftigen Pflichten, um Vergessenheit des Vergangenen und um Geduld und Kraft für das Gegenwärtige anrufen konnte. Die Kammerfrau trat nach einer Weile ein, und fragte, ob es mir gefällig wäre, mit dem Arzt, dem Kaplan und noch ein paar Personen an der Tafel oder in meinem Zimmer zu essen. Und der Baron?

fragte ich. Der ißt allein, antwortete sie, oder vielmehr gar nicht; der arme Herr leidet sehr viel. »Ich bitte, sagen Sie dem Baron, was er entscheiden wird, will ich thun.« Er ist's, der mich schickt. — »So werde ich allein speisen« sagte ich. Ich hatte erwartet, mit meinem Gemahl zu essen. Da er meiner nicht bedurfte, so war ich froh, nicht unter fremden Menschen seyn zu müssen.

Nach dem Essen trat der Kaplan ein und erkundigte sich, ob es mir gefällig wäre, das Schloß und die Gärten zu besehen; er habe den Auftrag vom Baron, mich herumzuführen. Der Baron geht nicht mit? — Er kann nicht, erwiederte der Kaplan. Es war viel, daß er es vermocht hatte, diesen Morgen aufzustehen, und so lange aufzubleiben. Ich willigte ein, die Kammerfrau brachte mir einen zierlichen Überrock von feinem Wollenzeug und einen sehr schönen ostindischen Schawl. Wir gingen. Das Schloß liegt sehr angenehm. Aus den Fenstern der Vorderseite, wie von den höhern Parthieen im Garten, übersieht man die Ebene. Die Gärten sind im neuesten Geschmack angelegt, eine Menge prächtiger Zimmer im Schlosse, aber alle, die wenigen ausgenommen, die der Baron und ich

bewohnen, so wie die Gärten selbst, haben ein Ansehn von Einsamkeit und Unbewohntheit. Der Kaplan machte mir es leicht begreiflich. Der Vater des Barons hat vor drey Jahren alles für seinen Sohn, wenn er von Reisen zurückkäme, zurichten lassen, und ist bald nach dessen Ankunft gestorben; der Sohn aber war seither immer krank, hat keine Freude an dem allen, und so ist das höchste, was er thut, daß er eben nichts verfallen läßt. Der Kaplan erzählte mir hierauf noch viel von dem Baron, woraus ich sehen konnte, daß er — mir ganz unbegreiflich, — ein sehr guter, ja ein edler Mann seyn müsse. Aber wie hat er an Heinrich und mir so handeln können?

Ich kam spät in mein Zimmer zurück. Ich fragte, ob ich den Baron noch sehen würde? Er sey bereits eingeschlossen, das sey Abends immer seine Sitte. Ich kann sagen, daß mich das verdroß. So schlug ich denn auch das Anerbiethen des Arztes aus, der mich auf Befehl des Barons mit Musik wollte unterhalten lassen, und überließ mich in der tiefen Einsamkeit der ländlichen Stille ganz meinen schwermüthigen Gedanken. Am andern Morgen wurde ich gefragt, ob es mir gefällig wäre, mit dem Ba-

ron zu frühstücken, da ihm seine Gesundheit nicht erlaubte, herüber zu kommen. Ich war sogleich bereit. Man führte mich durch mehrere Zimmer und den großen Saal, dann abermahls durch zwey Zimmer voll Bücherschränke, endlich in ein großes Zimmer, das halb verhängt und nur dämmernd erleuchtet war. Der Baron stand vom Kanapeh auf, er fragte mich, wie ich geschlafen hätte, er erkundigte sich freundlich nach allem, ob ich etwas brauchte, ob mir was mangle, und bat mich zuletzt so sanft, daß es mich beynahe rührte, ihm zu verzeihen, wenn seine Kränklichkeit mich von mancher Unterhaltung, die für meine Jahre passend wäre, abhalten und seine Launen mir zuweilen eine trübe Stunde machen würden. Ich erwiederte, so aufrichtig und herzlich ich konnte, daß er sich hierüber keine Sorge machen möchte. An Unterhaltungen wäre ich auf keine Art gewöhnt, und wenn ich künftig etwas beytragen könnte, ihn zu zerstreuen und seine Leiden zu vermindern, so würde mich dieß recht freuen. Er war sehr freundlich, man brachte das Frühstück. Die Ehrfurcht, mit der alle seine Leute ihm und auf sein Gebot auch mir gehorchten, die, fast möchte ich sagen, feyerliche Stille, die in seinem Krankenzimmer

herrschte, die Einrichtung desselben, die Gemälde darin, die er mir späterhin erklärt hat, und die nichts, als traurige Geschichten aus längstvergangenen Zeiten vorstellen, sein Betragen gegen mich und gegen alles, was ihn umgibt, machten einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich. Mir war immer, als ob ich in der Kirche wäre, und dürfte nicht laut sprechen und mich nicht viel umsehen.

Über eine Weile kam die Kammerfrau und fragte, ob es mir gefällig wäre, mich anzukleiden. Ich sah den Baron an. Es war mir, als sollte ich ihn um Erlaubniß fragen. Geh, liebe Marie, sagte er, und laß dich von ihr putzen. Ich werde dich hernach meinen Leuten vorstellen. Ich ging. Die Kammerfrau hatte alles bereitet, mein Haar wurde geschnitten, gekräuselt, geordnet, wie ich es noch nie getragen; dann brachte man mir ein seidenes Kleid mit langer Schleppe und reicher Besetzung und zuletzt einen sehr schönen Schmuck. Ich wollte diesen durchaus nicht annehmen, die Kammerfrau bedeutete mich aber, daß es der Wille des Barons sey, und so ließ ich es denn geschehen; denn warum sollte ich ihm in solchen Kleinigkeiten zuwider handeln? Mein Gott! Glücklich kann ich ihn ohnedieß nicht ma-

chen! Als ich fertig war, führte mich die Kammerfrau vor den großen Spiegel, und ich gestehe dir, daß ich im ersten Augenblick die Gestalt nicht kannte, die mir hier entgegen trat; aber das sah ich doch, daß sie besser aussah, als die arme Marie Forstern in ihrem kattunenen Hausjäckchen und ihrem kleinen Häubchen. Man führte mich hierauf wieder zum Baron hinüber. Schon in der Bibliothek fand ich den Hauskaplan, den Doktor und einige Hausoffiziere. In seinem Zimmer stand er, völlig gekleidet, im schwarzen Frack mit Federhut und einem Orden an der Brust. (Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß er ein paar Jahre gedient und sich sehr ausgezeichnet hat). Ich war überrascht. So hatte ich ihn niemahls gesehen, mir niemahls vorgestellt. Ich fühlte, daß ich erröthete. Er trat auch zu mir, und ich bemerkte, daß er meinen Anzug musterte; doch mußte ihm alles gefallen, denn er nahm mich freundlich bey der Hand, sagte: du siehst recht gut aus, Marie, und führte mich in den Saal. Hier waren die Beamten, der Pfarrer, die Ältesten der Gemeinden u. s. w. versammelt. Alles neigte sich ehrfurchtsvoll, wie wir eintraten, und Einer aus der Versammlung trat vor und hielt eine Rede an Ottensen und

mich. Der Baron hatte mich unterrichtet, wie ich antworten sollte, ich that es, nicht ohne die größte Beklemmung, und nun kam alles herbey, um uns die Hände zu küssen, was ich nach Ottensens Wink gestattete, er aber schüttelte jedem freundlich die Hand. Meine Linke, die er beständig während der Ceremonie hielt, zitterte, und ich sah wohl, daß er über diese Verlegenheit und dieß Zittern lächelte. Endlich war alles vorbey, zu meiner und Ottensen's großer Freude, denn ich bemerkte, daß ihn die Ceremonie angegriffen hatte. Er wurde sichtlich immer bleicher; dennoch führte er mich bis in mein Zimmer und bat mich dann mit ihm zu speisen. Ich stand eine Weile allein und wie betäubt, ich wußte nicht mehr, wie ich in dem großen Spiegel mein Bild wieder erblickte, ob ich noch dieselbe sey, die ich vor drey Tagen gewesen.

Als ich mich umgekleidet hatte, rief man mich zum Speisen. Ich fand den Baron ganz allein. Das machte mich ein wenig verlegen, denn ich fürchtete, in einer so langen Unterredung vielleicht viel Ungeschicktes zu sagen. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Er wußte mich in ein recht lebhaftes Gespräch über meine Kindheit, meine Erziehung, meine selige Mutter zu

verwickeln. Ich war offenherzig, meine Furcht verschwand, und ich hatte seit langem keine zwey Stunden so vergnügt zugebracht. Nach Tische wurde angespannt, ich sollte spatzieren fahren, aber allein mit dem Arzt und Kaplan. Ottensen geht nicht aus dem Zimmer, er führt überhaupt eine sonderbare und sehr einsame Lebensart. Alle Abende, wie es zu dunkeln anfängt, schließt er sich ein, dann darf niemand in sein Zimmer, selbst wenn er noch so krank ist, und der Arzt, so wie alle seine Leute, klagen sehr über diese, wie über viele andere Wunderlichkeiten, die seine Gesundheit noch mehr untergraben, und seinen gewissen Tod befördern müssen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß diese Gewißheit, die ich so oft schon hatte aussprechen hören, mir in dem Augenblick so befremdend auffiel. Und sollte denn gar keine Hoffnung seyn, keine Möglichkeit, ihn zu retten? Er ist ja noch so jung? fragte ich den Arzt. Er zuckte die Achseln. Die Lunge ist angegriffen; gerade seine Jugend und seine reizbare Lebhaftigkeit sind es, die das Übel unheilbar machen. Der Kaplan blickte finster und schweigend vor sich nieder, mir entschlüpfte ein Seufzer, ich konnte nicht umhin, das traurige Schicksal des Barons zu beklagen, und bey

jedem Dorf, jedem Wald, der ihm gehörte, zu denken: Ach, wie lange wird er alle diese schönen Sachen noch besitzen, und wie wenig kann er davon genießen!

Sieh liebe Therese! Hier hast du eine ausführliche Schilderung der zwey ersten Tage, die ich bey dem Baron zubrachte, und so ziemlich ein Bild meiner ganzen Lebensart. Sie ist sehr still und regelmäßig; aber das ist mir nicht unangenehm und der Baron sorgt dafür, daß es mir nicht an Zeitkürzung und Abwechslung gebricht. Er hat von mir gehört, daß ich zu Lebzeiten meiner seligen Mutter etwas Clavier gespielt habe. Sogleich hat er mir ein schönes Fortepiano in mein Gesellschaftszimmer stellen lassen, der Organist muß mir Stunden geben, und mit dem Doktor, der hübsch Violine spielt und singt, übe ich mich. Es geht schon ziemlich gut, und wir studieren etwas ein für den Geburtstag des Barons, der in einigen Wochen fällt. Dann gibt mir der Sekretär Unterricht im Zeichnen, und um mich im französischen und deutschen Style zu üben, muß ich allerley lesen, übersetzen und schreiben, was dann der Baron sich selbst die Mühe nimmt, zu verbessern. Auch hat er mir Seide, Perlen, Baumwolle, und alle

Geräthschaften zu den schönen Arbeiten bringen lassen, von denen er weiß, daß ich sie verstehe. Meine Zeit wäre angenehm besetzt, mein Leben still und sorgenfrey, wenn ich mit meinem gedrückten Herzen eines Glückes fähig wäre. Ach, Heinrichs Bild verfolgt mich überall, und es ist doch sündlich, diesen Gedanken Gehör zu geben! Ich thue, was ich vermag, um mich zu beschäftigen und sie zu verbannen; aber es gelingt mir nicht, und nun will ich noch Eins versuchen, ich will mich dem Kaplan, der mir von allen Leuten im Hause das meiste Zutrauen einflößt, offenherzig anvertrauen, und ihn um seinen Rath und Beystand gegen mich selbst bitten.

Dieselbe an Dieselbe.

Im November 18. .

Es ist doch seltsam, ja ich kann wohl sagen, es ist hart, wie man hier mit mir spielt, und was ich noch werde erleben müssen. Du weißt, daß ich dir sagte, ich wollte mich dem Kaplan anvertrauen. Es ist ein würdiger und vernünftiger alter Mann, der die Menschen kennt, und zu dem ich mir gleich im ersten Augenblicke ein Herz fühlte. Ich habe es gethan, und es nicht

bereuen dürfen. Er hörte mich liebreich an, entschuldigte meine Schwäche, lobte meinen ernstlichen Vorsatz, gab mir einige gute Rathschläge, und kommt nun öfters, besonders Abends, wenn der Baron sich einschließt, auf mein Zimmer, wo wir entweder gute Bücher lesen, oder mit einander plaudern. Meine Lage ist natürlicher Weise der Hauptgegenstand dieser Unterhaltungen, und so drehen sie sich meistens um den Baron. Ich lerne ihn sowohl aus des Kaplans Erzählungen, der ihn von Kindheit an kennt, als auch durch eigene Erfahrung immer mehr schätzen. Es ist erstaunlich, wie viel Geduld er mit mir hat, wie er dafür sorgt, meinen Verstand zu bilden und mein Urtheil über die Welt und die Menschen zu berichtigen. Das werde ich ihm ewig danken. Dann auch erfahre ich manches aus seiner Lebensgeschichte. Er hat viel Unglück ausgestanden, und es ist ihm wohl vieles, was uns seltsam scheint, zu verzeihen. Seine Freundschaft für Willbach ist etwas sehr schönes in seinem Gemüth. Stelle dir aber mein Erstaunen vor, als ich hörte, daß nicht, wie ich nach Heinrichs Reden glauben mußte, ihre Väter Freunde gewesen, sondern, daß der alte Willbach Wirthschaftsrath von Ottensens Vater war, und da-

her also diese Art von Unterordnung komme, die ich immer mit einigem Mißvergnügen wahrgenommen und mir nicht zu erklären gewußt habe. Warum hat mir Heinrich dieß — verleugnet, kann ich eben nicht sagen — aber warum hat er so gesprochen, daß ich an ein gleiches Verhältniß zwischen ihnen glauben mußte? Das ist mir nicht lieb.

Indessen wurden die beyden jungen Leute miteinander auferzogen, sie theilten ihre Studien und trennten sich erst, als Ottensen Offizier wurde, wozu er Heinrich gern überredet hätte, der aber nie Lust zum Soldatenstand gehabt hat. Auch hierin liegt etwas, worin mir Ottensen besser gefällt, als Heinrich. Nach dem Frieden machte der Baron die Reise nach Italien, worauf ihn Heinrich begleitete, und hier war's, wo er ihm das Leben rettete. Seitdem hängt der Baron schwärmerisch an ihm, und findet darin eine Art von Glückseligkeit, alles für den Freund zu thun, der ihm, dem Einsamen, Vereinzelten, das einzige liebe Wesen auf der Welt ist. Und dennoch hat er ihm seine Geliebte genommen? Das erkläre, wer kann!

Das alles gewann mich sehr für den Baron, und ich kann sagen, daß ich mich immer freute,

wenn er mich zum Frühstück oder Mittagessen zu sich bitten ließ, oder wenn ich mit meinen Schreibereyen zu ihm kommen durfte; denn wir führen ein gar seltsames Leben, und niemand würde glauben, daß wir verheirathet wären. Ich betrete sein Zimmer nie ungerufen, er kömmt gar nie in meines. Das ist auch ein Punct, der mir unangenehm ist, denn er zeigt von der Kälte und Gleichgültigkeit, mit der mich mein Gemahl, der mir doch Liebe und Treue geschworen hat, betrachtet. Und warum hat er mich denn geheirathet? Warum hat er ein Band zerrissen, das — Ja! Heinrich hätte mich glücklich gemacht, glücklicher als ich jetzt bin, obwohl ich auch nun über manchen Punct in Rucksicht seiner anders denke.

Indessen, so viel trübe Stellen auch in meinem Leben sind, ich würde sie mit Geduld tragen, ich würde immer denken können, daß ich mit einem Menschen lebe, der noch viel unglücklicher ist, als ich, der bey Jugend, Schönheit, Reichthum und so vielen guten Eigenschaften immer leidet, und sichtbar und mit Bewußtseyn dem Grabe zuwelkt. Aber es ist nicht recht von ihm, daß er mit meiner Neigung für Heinrich sein Gespötte treibt. Stelle dir nur vor, was er

mir heute that. Ich habe längst bemerkt, daß sie sich schreiben, und nicht ohne Herzklopfen Heinrichs Hand auf mancher Aufschrift erkannt, wenn der Bothe das Briefpacket brachte. Heute Morgens sitzen wir eben beysammen, wie der Kammerdiener die Briefe bringt. Einer fällt ihm aus der Hand, ich hebe ihn auf, erkenne Heinrichs Schrift, gebe ihn dem Baron und werde feuerroth dabey. Er schweigt und als der Kammerdiener draußen ist, reicht er mir sehr freundlich die Hand und sagt: Es ist nothwendig, liebe Marie, daß wir über einen Punct aufrichtig und freundschaftlich mit einander reden. Ich erschrack und meine Hand zitterte in der seinen, denn ich fürchtete Vorwürfe. Ich konnte nicht antworten. »Es ist natürlich, und darf mich nicht befremden, wenn dein Herz sich nicht schnell aus seinen alten Verbindungen und Beziehungen hat reißen können; ja, du würdest Tadel verdienen, wenn sie dir schon gleichgültig wären. Ich, liebe Marie, habe keine andere Absicht in der Welt mit dir, als dein Glück. Ich sehe, du bist oft niedergeschlagen, und das Leben in meinem Hause ist wohl nicht darnach, dich aufzuheitern. Darum —— er hielt inne — darum — wenn es dich beruhigen, wenn es dich sehr glück-

lich machen kann, so schreibe an Heinrich. Ich habe nichts dawider und verlange Deine Briefe nicht zu sehen.«

Ich kann dir nicht sagen, Therese, wie mir in dem Augenblicke war. Beschämung, Unwillen, Schmerz und Erstaunen brachten mein ganzes Wesen in Aufruhr. Ich sprang auf und fing heftig an zu weinen. Das legte der Baron ganz falsch aus. Sieh, Marie, sagte er mit großem Ernst: wie Dich das ergreift! Ich sehe deutlich daraus, daß Dein Herz noch fest an seinen alten Banden hängt. Darum eben, — er stand gleichfalls auf — thu' dir keinen Zwang an! Es wird mich nicht schmerzen, schreib an Heinrich! Du sollst so glücklich seyn, als ich Dich machen kann. Ich sah ihn an, seine Züge waren ungemein finster, sein Blick so düster und trüb, als ich ihn lange nicht gesehen hatte. Nein, Herr Baron! rief ich: Das werde ich nie thun! Wenn Ihnen auch an meiner Treue nichts liegt, wenn ich Ihnen ganz gleichgültig bin, so muß ich mein Gewissen rein erhalten. Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer und war so außer mir, daß ich noch bis jetzt nicht ruhig geworden bin, um dem Kaplan, den ich Abends erwarte, Alles ordentlich erzählen zu können.

Dieselbe an Dieselbe.

Im December 18. .

Welch ein köstlicher Schatz es um einen wohlmeinenden und erfahrnen Freund ist, das lerne ich im Umgang mit dem guten Pater Theophilus, so heißt der Kaplan, täglich mehr einsehen. Wie manche Sorge hat er schon von meinem Herzen genommen, wie manche Unruhe in meiner Brust gestillt, und wie manchen schönen Weg zu nützlicher Thätigkeit gezeigt! Er weiß Jeden gleich auf den rechten Punct zu stellen, woraus eine zweifelhafte Sache am besten betrachtet werden kann, und mit unendlicher Sanftmuth und Geduld alle Winkelzüge und verworrenen Falten des Herzens aufzulösen.

Ganz stürmisch und im Innersten bewegt von der letzten Scene wegen des Briefes, eilte ich Abends, als er eintrat, ihm entgegen, und klagte ihm nicht ohne Heftigkeit das Unrecht, das ich erlitten zu haben glaubte. Er hörte mich gelassen an, ließ sich jeden Umstand erzählen, und als er Alles gehört und eine Weile nachgedacht hatte, sprach er: »Aber woher wissen Sie denn, gnädige Frau, daß es dem Herrn

Gemahl Ernst mit dieser Erlaubniß war? Wäre es nicht möglich, daß er Sie auf eine Probe hätte stellen wollen?« Ich stutzte. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. »Sie haben sie rühmlich bestanden, und gewiß Ihrem Gemahl viel Vergnügen mit Ihrem gerechten Unwillen gemacht.« Er setzte mir nun Alles auseinander, ich fing an es zu glauben, und eine unbeschreiblich wohlthätige Empfindung verbreitete sich durch mein Innerstes. Aber der Baron war so finster, beynahe erzürnt, sagte ich. »Er hat Ihre Thränen mißdeutet, wie Sie richtig aus seinen Worten geschlossen haben. Kann es einem Manne wohl gleichgültig seyn, wenn er glaubt, daß die bloße Erwähnung eines älteren Liebhabers seiner Frau eine solche Bewegung verursache?« Ich schwieg. Es war mir viel leichter. Der Gedanke, daß ich dem Baron nicht ganz unbedeutend sey, hatte etwas Angenehmes für mich. Er soll sich nicht in mir geirrt, er soll sich nie über mich zu beklagen haben, sagte ich endlich, und ich werde Sie bitten, Pater Theophilus, mir auf meinem, gewiß nicht leichten Weg beyzustehn.

Seitdem war ich denn weniger ängstlich, wenn ich bey Ottensen war, und ich bemerkte wohl,

daß auch er mich mit etwas mehr Achtung behandelte. Vorher wurde ich nur wie ein erwachsenes Kind betrachtet, und ich konnte mich nie so recht als Frau vom Hause fühlen. Vieles mag auch wohl von dem gewaltigen Abstande zwischen meiner vorigen und der Lebensart einer Dame kommen. Frauen dieses Standes haben sich um eine Menge Dinge nicht zu kümmern und zu bemühen, die in beschränkten Haushaltungen der Hausmutter zur Last fallen, sie bewegen sich freyer und daher auch leicht mit mehr Annehmlichkeit und Anmuth in ihrem Kreise; doch sah ich wohl ein, daß es auch hier Pflichten zu erfüllen gäbe, und da mich Ottensen seit jener Probe viel freundschaftlicher behandelte, und mich viel öfter zu sich bitten ließ, so nahm ich mir neulich einmahl das Herz, mit ihm über diesen Punct zu sprechen. Ich kam nähmlich in sein Zimmer, als er eben mit ziemlich verdrießlicher Miene bey seinen Rechenbüchern saß und den Haushofmeister gescholten hatte. Er klagte über Kopfschmerzen und Übelbefinden, das ihm der Auftritt und das lange Rechnen verursacht hatte. Herr Baron! sagte ich: Ich weiß wohl, daß ein großer Unterschied zwischen Ihrem und dem Haushalt meines Vaters ist, aber ich kann

ordentlich schreiben, wie Sie wissen, und rechne sehr gut. Wollen Sie die Geduld mit mir haben, und mich in der Art, wie Sie ihre Rechnungen geführt haben wollen, unterweisen, so würde es mir Freude machen, Ihnen dieß Geschäft abzunehmen. Seine düstre Miene erheiterte sich. — »Wolltest du das, Marie? Es ist nicht leicht.« — Ich verstehe, was Sie sagen wollen; aber guter Wille vermag viel, und den habe ich gewiß. Ich legte die Hand auf die Brust. Er lächelte sehr freundlich. »Du bist ein gutes Weib!« »Ich bin Ihr Weib,« sagte ich — und erröthete bis unter die Haare, denn noch niemahls hatte ich diese Beziehung vor ihm ausgesprochen, ja ich hatte es noch nie vermocht sein Du zu erwiedern »so ist es ja billig, daß ich Ihr Hauswesen führe; es würde mir ein angenehmes Gefühl, das der Nützlichkeit, geben, wenn Sie mir's anvertrauen wollten.«

»Wenn es Dein Ernst ist — von Herzen gern! Du wirst mich einer großen Plage überheben.« Und ich werde stolz darauf seyn, Ihnen etwas leisten zu können. Er hieß mich neben ihm auf dem Sopha sitzen, nahm dann die Bücher und erklärte mir Alles. Ich faßte ziemlich, denn ich hatte meiner seligen Mutter Rechnungen ge-

führt. Er schien zufrieden. Aber das ist nur ein Theil des Hauswesens, fuhr ich fort: Erlauben Sie mir, mich auch nach und nach des Ganzen anzunehmen. Ich möchte gern für Ihre Küche, Ihre Bedienung sorgen dürfen. Ich werde es schon begreifen, und Sie werden zuletzt finden, daß eine Frau das Alles doch treuer und aufmerksamer besorgt, als Dienstleute und Fremde.

Marie! sagte er unendlich gütig, aber auch sehr ernst: Ich bin ein Kranker, und noch überdieß ein wunderlicher, trauriger Mensch. Ich bin nicht immer so still und sanft, wie Du mich siehst, denn Dich sehe ich nur in meinen guten Stunden. Solche oftmahlige, solche nahe Berührungen, als die Besorgung aller meiner unzähligen, wahren und eingebildeten Bedürfnisse hervorbringen würde, könnten das reine Verhältniß, das jetzt zwischen uns waltet, stören. Laß mich des Gedankens genießen, daß ich Dich bloß zu meiner Freude und Deinem künftigen Glücke in meinem Hause habe! Ich erkenne Deinen guten Willen, aber dringe nicht in mich und glaube, daß wenn Du so fortfährst, wie Du angefangen hast, Du Dir einst sagen kannst, Du habest wesentlich beygetragen, die letzten Tage eines Unglücklichen zu verschönern!

Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich mir diese Worte waren, und er sagte sie so ruhig, mit so viel stiller Fassung! Mein Auge wurde naß, aber ich verbarg es, denn ich fürchtete ihn damit zu kränken; doch konnte ich mich nicht enthalten, seine Hand, die er auf meinen Arm gelegt hatte, leise zu fassen und an meine Lippen zu drücken. Er war bewegt, er preßte meine Hand an seine Brust, dann sagte er: Geh, liebes Weib! Laß mich jetzt allein! Morgen sehn wir uns beym Frühstück, und wenn es Dir recht ist und ich nicht gar zu krank bin, alle Tage. Ich bezeugte ihm meine Freude über diesen Vorsatz und ging, denn ich sah, daß er der Ruhe bedürftig war.

Ich erzählte dem Kaplan Abends einen Theil der Unterredung mit dem Baron. Er war sehr erfreut darüber und hob, als ich fertig war, Augen und Hände zum Himmel, indem er sagte: Gott gebe, daß Sie zur glücklichen Stunde geredet haben, gnädige Frau, und daß es Ihnen gelingen möge, den Baron nach und nach zu bewegen, daß er Ihnen die ganze Führung des Hauswesens und besonders seine Pflege überlasse. Ach, ich glaube, es könnte vieles anders

und besser seyn und bleiben, woran so vieler Menschen Glück hängt.

Mir zuckte ein Gedanke durch die Seele. Ich wagte nicht, ihn auszusprechen. — »Erklären Sie sich, Pater Theophilus!«

Gnädige Frau! Das Schweigen ist nun einmahl gebrochen über einen der wichtigsten Puncte. Ich sehe Sie als ein von Gott gesandtes Werkzeug an, uns alle glücklich zu machen, indem Sie uns den Baron erhalten. Er setzte mir nun Alles auseinander, und bewies mir ziemlich deutlich, daß Ottensens Krankheit nichts weniger als unheilbar sey. Ein düsterer Sinn, durch viele Unglücksfälle erzeugt, jener Sturz mit dem Pferde in Neapel, und endlich die Bemühungen niedrig denkender Menschen, deren eigennützige Hoffnungen durch das Testament des Vaters auf Ottensens Tod gerichtet worden, Alles das wirkt jetzt zusammen, um den Baron an sein nahes Ende glauben zu machen, und es wird es, setzte der Kaplan hinzu, zur Freude jener Elenden und zu aller Guten Verzweiflung auch gewiß herbeyführen, wenn er nicht mit Gewalt ihrer Einwirkungen und den Eingebungen seiner Melancholie entrissen wird. Jetzt sieht er sich für verloren und daher, weil er sehr re=

ligiös ist, die ihm noch gegönnte Zeit für eine Vorbereitung auf die Ewigkeit an, die nichts Schreckendes, die nur Erlösung von Leiden und heitere Hoffnungen für ihn hat. Ich weiß aber gewiß, daß Zerstreuung und ein natürliches, zweckmäßiges Verhalten ihn retten und ihm, wo nicht eine dauerhafte, doch eine erträgliche Gesundheit sichern würde.

Ich hörte mit steigender Freude zu. Ach, es zogen so viel schöne Hoffnungen und Aussichten in meine offene Seele ein! Der Kaplan gab mir nun einige gute Rathschläge. Ich befolge sie sachte, um weder den bösen Menschen, die den Baron umgeben, Verdacht einzuflößen, noch ihn durch zu auffallende Schritte zu erzürnen, und ich versichere dich, daß ich auf diesem Wege schon Manches erhalten und manchen guten Erfolg erlebt habe. Bald als Versuch, bald wie zum Scherz habe ich mich der Bereitung seines Frühstücks, seines Mittagsmahls angenommen, er fühlt den Unterschied, und ich sehe deutlich, wie viel das zu seiner Besserung beyträgt. Pater Theophilus Bemerkungen haben meine Blicke geschärft, ich sehe die Gegenwirkungen der bösen Parthey in unserm Hause, die in jenes gottlosen Vetters Solde steht, deutlich,

ich thue aber, als bemerkte ich nichts, und so gelingt es mir am besten, sie zu entkräften. Ottensen gewöhnt sich immer mehr an mich, ich bin viel, oft den ganzen Tag bey ihm, ich lese ihm vor, ich übersetze unter seiner Anleitung aus fremden Sprachen, die Er mich gelehrt hat, auch Pater Theophilus leistet uns öfters Gesellschaft. Arthur wird dadurch zerstreut, vergißt, über seine Krankheit zu grübeln, und ist darum weniger krank. Der Himmel gebe nur, daß das so fortgeht! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich etwas zu seiner Erhaltung beytragen und ihm so viel Freude machen könnte, als mein Herz ihm zu geben vermag! Liebe kann ich ihm ja ohnedieß nicht geben; man liebt nur Ein Mahl, habe ich oft gehört, und das ist und muß bey mir vorbey seyn. Aber ich achte meinen Gemahl, ich will ihm von Herzen wohl, und fühle mich glücklich, wenn ich etwas für ihn thun kann. Das ist das Pflichtgefühl, und sein Lohn ist innere Zufriedenheit.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Februar 18. . .

Ich habe dir lange nicht geschrieben, liebste Freundinn! Mein Leben ist so einförmig und doch so beschäftigt, so voll innerer allgenügender Thätigkeit, so voll stiller Freuden, und wieder voll theurer Sorgen, daß ich dir selten, oder unaufhörlich schreiben müßte. Begebenheiten tragen sich wenig zu, und die Geschichte meines Innern ist doch so reich.

Nur Einen Auftritt sollst du wissen, der freylich für jeden Andern unbedeutend, für mich aber auf mein ganzes Leben entscheidend war.

Du wirst dich erinnern, daß ich für Arthur's Geburtstag, der im Jänner fiel, ein Musikstück einstudirt hatte. Überdieß hatte ich ihm noch eine Brieftasche gestickt, auf der ein Kranz von bunten Blumen sich um eine goldene Sonne zieht, mit der Umschrift: »Sie duften für die, die sie entblühen machte.« Es sollte ihm zeigen, wie tief ich seine Bemühungen, meinem Geist eine bessere, höhere Richtung zu geben, anerkenne. Da ich aber nichts ohne Pater Theophil's Rath thun mag, so vertraute ich ihm

meinen Plan ein paar Tage vorher. Er erschrack beynahe, und fragte mich, wer mir den unglücklichen Gedanken wegen der Musik eingegeben? Ich nannte den Doktor. Das hätte ich denken können, rief der Geistliche, daß ein solcher Rath von solcher Hand käme. Wissen Sie denn nicht, gnädige Frau, daß der Baron keine Musik hören kann, ohne in die tiefste Schwermuth zu fallen? Er hat sie einst leidenschaftlich geliebt und mit seiner zweyten Geliebten in Italien, die sie vortrefflich verstand, oft getrieben; seit ihrem schrecklichen Tod flieht er jede solche Erinnerung, und wer ihn liebt, vermeidet es gern, ihn damit zu quälen.

Ich erschrack. So viele Tücke hatte ich keinem Menschen zugetraut; aber ich sah den Zweck derselben ganz durch. Den Vorschlag wegen der Brieftasche billigte der Kaplan; nur, sagte er mir, dürfte ich nicht hoffen, sie Arthurn an seinem Geburtstage überreichen zu können. Dieser Tag, der für alle seine Freunde und seine Unterthanen ein Tag der Freude sey, würde stets von ihm in trauriger Einsamkeit und düstern Betrachtungen zugebracht. Seit so manche Unglücksfälle und fortwährende Leiden ihm das Leben als kein wünschenswerthes Geschenk mehr

ansehen machten, sey ihm dieser Tag unselig, er schließe sich vor allen Menschen ein, spreche mit Niemanden und versenke sich in alle trüben Erinnerungen, die ihm sein Schicksal darbietet.

Mich betrübte das sehr, und wurde mir ein neuer Antrieb, so viel von mir abhängt, dieses verdüsterte Leben zu erheitern. Am Vorabende des erwarteten Tages ließ ich mich schon am Morgen ankleiden, so wie ich wußte, daß es Arthur zum liebsten an mir sieht, weiß, einfach, aber sehr gewählt, und ging zum Frühstück hinüber. Als ich hereintrat, die Brieftasche in der Hand, festlich gekleidet, errieth er meine Absicht, kam mir schnell entgegen, und legte mir mit einem herzlichen Lächeln die Hand auf den Mund: »Ich errathe, was du sagen willst, gute Marie! Ich danke Dir von ganzer Seele; aber wenn Du mir Freude machen willst, so sprich kein Wort darüber. Was kann an dem Daseyn eines Unglücklichen liegen?« Mir trat eine Thräne in's Auge, ich drückte seine Hand an mein Herz und gehorchte durch mein Schweigen. Nun hatte ich kaum den Muth, ihm die Brieftasche zu geben. Er nahm sie mir freundlich aus der Hand, las, was darauf gestickt war, und ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein schönes blasses Gesicht

fliegen zu sehen. Du bist so gut, liebe Marie! sagte er, und schlug den Arm um mich. Du schreibst mir zu viel zu, was ich nicht verdiene. Es ist die einzige Freude meines gehaltlosen Lebens, Deine reine Seele sich entwickeln zu sehen. Der Strahl der untergehenden Sonne weckt keine Blumen.

Er zog mich zu sich auf's Kanapeh, er sprach so freundlich, so gut mit mir, und legte die Brieftasche gar nicht mehr aus der Hand, als wenn er die Stickerey durchstudieren wollte. Ach, so wenig er selbst glücklich ist, so sehr versteht sein zarter Sinn Andern Freude zu machen! Er hatte, zum ersten Mahl, seit wir verheirathet sind, den Kaplan zum Mittagessen gebeten. Wir waren zu Dreyen. Ich hatte ihm ein paar Lieblingsgerüchte bereitet. Er war so dankbar dafür, so heiter, er scherzte sogar, und war unendlich liebenswürdig in dieser seltenen Entfaltung seines reichen Gemüths.

Auch nach dem Essen blieben wir auf sein Verlangen bey ihm. Er saß zwischen uns Beyden, war aufgeweckt und das Gespräch belebt, bis es gegen Abend ging. So wie es zu dämmern anfing, wurde er ernster und seine Gedanken nahmen eine feyerliche Richtung. Seine abnehmende Gesundheit, die Gewißheit seines Todes, den er mit dem kommenden Frühling

erwartete, wurden der Inhalt seiner Reden. Pater Theophilus suchte ihm die Möglichkeit einer Besserung wahrscheinlich zu machen, er verwarf diesen Gedanken mit Heftigkeit, ja ich möchte sagen, mit Abscheu; es schien, als sehne er sich nach dem Augenblicke der Auflösung, und als der Geistliche nicht müde ward, ihm seine Gründe darzulegen, brach er endlich mit einer Lebhaftigkeit aus, die ich noch nie an ihm gesehen hatte: Nein, Pater Theophilus, bemühen Sie sich nicht, die Ruhe und Fassung, mit der ich dem Tode entgegensehe, zu stören! Sie würden mir ein großes Gut rauben und mir gar nichts dafür geben, nicht einmahl eine Hoffnung; denn ich m u ß sterben, und ich w i l l sterben, für mich ist kein Glück mehr in der Welt! Bey diesen Worten zog er rasch seine Hand aus der meinigen, in der sie seither spielend gelegen hatte, und verhüllte sein Gesicht. Jetzt konnte ich es nicht länger ertragen. Dieser heftige Wunsch zu sterben — diese Sicherheit seines Verlustes zerrissen mein Herz, ich fühlte, daß mir das Weinen hervorbrechen wollte und eilte aus dem Zimmer. Außer der Thüre hörte ich ihn sagen: Was ist das? Was fehlt der Frau? und gleich darauf folgte mir Pater

Theophilus. Er fand mich in Thränen, suchte mich zu trösten und beredete mich, in das Zimmer zurückzugehn. Auf einmahl trat Arthur selbst heraus. Was hast du denn, Marie? sagte er: Ist dir nicht wohl? — Ich sah ihn an. Der Gedanke, daß diese edle Gestalt in kurzem kalt und starr, diese Züge vom Tod gefesselt, dieses liebevolle Auge erloschen seyn sollte, ergriff mich schmerzlich, mein Gefühl überwältigte mich, ich flog auf ihn zu, schlang meine Arme fest um seinen Hals und rief unter lautem Schluchzen: Nein, Arthur! Du darfst nicht sterben, Du darfst mich nicht verlassen! Er drückte mich schweigend und fest an sein Herz, dann legte er die Hand unter mein Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe und sagte unendlich weich: »Liebst du mich denn, Marie?« — O von ganzem Herzen! — »Gute, treue Seele!« antwortete er, und beugte sich zu mir nieder, meine Lippen näherten sich den seinigen — sie flossen in einen langen Kuß zusammen. Das, was in diesem Augenblicke in mir vorging, hatte ich nie gefühlt. Ein unbekanntes Feuer drang durch all mein Blut und rieselte bis in die äußersten Fingerspitzen, ich wußte nicht, wie mir geschah, ich hing wie aufgelöst in Schmerz und Seligkeit

an seinem Halse, und es war, als riefen tausend Stimmen in mir: »Du bist auf ewig, ewig sein!«

Ich wurde mir meiner erst ganz wieder bewußt, als ich mich neben ihm in seinem Zimmer wiederfand. Pater Theophilus stand am Fenster und betrachtete uns schweigend. Arthur hielt mich noch umfaßt, und aus seinen großen, dunkeln Augen sprach etwas unbeschreiblich Süßes und Holdes. Mir war wohl, wie noch nie in meinem Leben, und seitdem ist mir immer noch so. Es ist mir eine neue Welt aufgegangen, von der ich vorher keine Begriffe hatte. »Liebst du mich denn, Marie?« hatte er mich mit seiner weichen, rührend leisen Stimme gefragt. Ach, wenn das Liebe ist, dann habe ich nie vorher geliebt, dann habe ich auch keine Vorstellung von diesem allgenügenden, alles durchdringenden, alles belebenden Gefühl gehabt, dann war meine Neigung für Heinrich Täuschung, Schatten, dann waren alle diese matten Regungen des Wohlwollens, der Gewohnheit, der Beschränkung, nichts gegen die Fluthen von Schmerz und Seligkeit, die jetzt durch meine Seele ziehen!

An seinem Geburtstage schloß er sich wirklich ein, und ich sah ihn nicht durch mehr als

vier und zwanzig Stunden. Diese Entbehrung bey der jetzigen Stimmung meiner Seele, die Sehnsucht nach ihm, vielleicht auch die Erschütterung des vorigen Tages und einer Nacht, die ich um seinen drohenden Verlust durchweinte, wirkten zusammen, ich fühlte mich krank, und legte mich mit Kopfschmerz und einem leichten Fieber zu Bette. Am andern Morgen erhielt ich kaum vom Hausarzt, daß ich aufstehen durfte, doch sollte ich in meinem Zimmer bleiben. Das war mir sehr schmerzlich, denn nun wußte ich, daß ich Arthurn, den dasselbe strenge, und gewiß thörichte Verbot seit Monathen gefangen hielt, noch länger nicht sehen würde. Stelle dir daher meine Freude vor, als er gegen Mittag in mein Zimmer trat, und den ganzen Tag bey mir zubrachte! Er schien so vergnügt, er durchsah alle meine Arbeiten, meine Zeichnungen, er weidete sich an dem freyen Ausblick in die Gegend, da seine Fenster nur in den Garten gehen. Wir plauderten und tändelten wie fröhliche Kinder, und was mich seitdem am meisten freut, ist, daß dieses Wagstück, wie es der Arzt nennt, den besten Erfolg für seine Gesundheit gehabt hat. Das Leben scheint ihn wieder anzusprechen, seine Thätigkeit erwacht, er besorgt wieder vie-

les selbst, was ihm in der düstern Abgeschiedenheit seiner vorigen Lebensweise entweder nichtig, oder viel zu anstrengend schien. Er fährt an heiteren Tagen spazieren, besucht seine Unterthanen, seine Arbeiter, und Alles empfängt ihn mit Freuden, und geleitet ihn mit Segenswünschen. Ach, diese Wünsche, diese warmen Gebethe so viel guter Herzen werden doch vom Himmel erhört, und er uns vielleicht erhalten werden!

Dieselbe an Dieselbe.

Im April 18. . .

Ich führe ein seltsames, ein schmerzliches, aber doch schönes Leben. Geschaukelt auf den Wogen der Hoffnung und Furcht, jetzt unendlich selig, jetzt voll düsterer Besorgnisse, ist mein Inneres in beständiger Bewegung, und ich lerne selbst in dieser Bewegung ein Glück finden, von dem ich vorher keinen Begriff hatte. Die bängste Sorge, die zu tief und schmerzlich war, als daß sie einer wahren Freude den Eingang in mein Herz hätte erlauben können, verliert sich allmählig. Arthurs Gesundheit bessert sich so merklich, daß nicht allein von keiner Gefahr für

diesen Augenblick die Rede ist, sondern daß Alle, die es gut mit ihm meinen — und das sind mit kleinen Ausnahmen alle, die ihn kennen — mit Grund hoffen, er werde ihnen für die Zukunft erhalten seyn. Und, liebe Therese, es ist noch Etwas, das mich im Stillen erhebt und erfreut! Ich glaube, ich darf meiner Treue und Pflege, ich darf der Zerstreuung, die ihm die Beschäftigung und der Umgang mit mir gewährten, doch auch einen kleinen Theil des Verdienstes um seine Genesung zuschreiben. O, dieser Gedanke macht mich glücklich und stolz! Welches Herz hab', ich erhalten, welches schöne Wirken der Welt bewahrt!

Daß ich ihm viel bin, das, liebe Therese, fühle ich auch. Er bedarf meiner — ich wage nicht zu sagen, zu seinem Glücke, aber — zu seiner Freude. Ich habe seit seinem Geburtstage viel von ihm erhalten. Er hat mir die Schlüssel des ganzen Hauses übergeben, ich führe die Aufsicht über Küche und Dienstbothen, über Alles, was ihn zunächst umgibt, wessen er bedarf, was sein Leben verschönern kann. Alle kleinen häuslichen Sorgen habe ich ihm abgenommen, Alles, was er sonst befehlen und wiederhohlt verlangen mußte, und endlich schlecht, oder verkehrt er-

hielt, geschieht nun wie von selbst durch meine Liebe und stete Aufmerksamkeit auf ihn. O du solltest sehen, wie glücklich ich in diesem stillen Walten und Schaffen bin, wie selig durch den Gedanken, daß Alles für ihn ist! Und wenn er das erkennt, wenn er es mir dankt mit dieser Zartheit und Innigkeit, mit dieser Feinheit und Würde, die Allem, was er thut und spricht, das Gepräge einer höhern Natur aufdrückt! Therese, ich erstaune oft über mich selbst, wenn ich diese Gefühle in mir gewahr werde und denke, für Wen und wie ich noch vor ungefähr acht Monathen empfand! Ach was war das für ein düstres, traumähnliches Leben gegen diese Wirklichkeit!

Du hast nun die helle Seite meines Schicksals gesehen. Es hat auch eine dunkle, eine sehr trübe. Sie liegt in dem, der nun einmahl für mich die Quelle aller meiner Schmerzen und Freuden ist. Ich fühle, daß Arthur, trotz allem dem, was ich dir bisher von ihm erzählt habe, doch nicht glücklich ist, daß ein geheimer Kummer, ein schweres Anliegen seine Brust drückt, und alle Heiterkeit und Liebe, die er manchmahl äußert, vergiftet. Vor allem habe ich längst bemerkt, daß seine Genesung ihm keine Freude

gibt, und daß nur das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und Kraft ihn zuweilen zu einer Munterkeit hinreißt, die sein Verstand sogleich zu mißbilligen scheint. Ach Gott, was kann es denn seyn, was ihm das Leben unerwünscht macht? Hat er nicht Alles, was die Menschen vom Himmel verlangen, Geburt, Reichthum, Wohlgestalt, Jugend, jetzt auch Gesundheit und — laß michs immer aussprechen, es ist nicht eitler Dünkel, ich fühle es in manchen Stunden wohl auch an seinem Betragen — ein Weib, das er liebt, und das mit ganzer Seele an ihm hängt? Und dennoch nicht glücklich?

Wenn er oft, wie von seinem Gefühle hingerissen, mich fest an seine Brust drückt, mir so viel Süßes, Inniges sagt, sein Blick mir einen Himmel von Liebe aufschließt; dann berührt irgend ein Wort, das ich nicht errathen kann, seine Seele auf einmahl, er reißt sich aus meinen Armen, er wird still, finster, äußert den heftigsten Wunsch nicht länger zu leben, versinkt in seine alte Schwermuth und vermeidet auf einige Zeit, sich mit mir allein zu finden. Irgend eine Kleinigkeit, eine Bemühung für ihn, ein Spaziergang an einem schönen Früh-

lingstage, ein Strauß, den ich ihm bringe, löst den starren Zauber plötzlich, und er ist wieder so liebend und liebenswürdig, als je. Wie soll ich mir das erklären, wie mich dabey verhalten? Ach, Therese, manchmahl ergreift mich doch der schwarze Gedanke, daß er mich nicht liebt, wenigstens nicht so innig, so ganz wie ich ihn liebe. Es scheint, als zöge nur dann und wann ein flüchtiger Reiz, ein Gefühl der Dankbarkeit für alle meine Sorgfalt ihn zu mir, und ich Thörichte nehme das dann vielleicht für Liebe. O, diese Besorgniß quält mich tiefer und öfter, als ich sie gestehen darf; ich sage auch Niemanden als Dir davon, selbst Pater Theophilus nicht, denn es kommt mir viel zu zart vor, um mit einem Dritten besprochen zu werden.

Manchmahl — das ist für mich die allerärgste Pein, und der augenscheinlichste Beweis seiner Gleichgültigkeit — manchmahl fängt er an, von Willbach mit mir zu sprechen. Eingedenk jener Unterredung mit Pater Theophilus, hielt ich es anfangs für kleine Proben. Ich antwortete so besonnen als möglich, ich suchte das Gespräch zu enden, — mein Gott! Willbach durfte mir ja, sobald ich Ottensen die Treue geschworen hatte, nichts mehr seyn. Ich hatte sein Bild

nach manchem schweren Kampf aus meiner Seele verdrängt. Jetzt freylich denke ich mit der größten Ruhe an ihn, und darf mir aus meiner Treue kein Verdienst mehr machen; aber sollte Arthur sie darum verschmähen, oder gering achten? War es nicht im Anfang rechtmäßiges Pflichtgefühl und endlich sein Werth, seine Persönlichkeit, die jene Neigung verschwinden machten? Warum zieht er das Vergessene jetzt wie ein Gespenst aus dem Grabe hervor? Warum spricht er mir so oft von Willbach? Was sollen mir diese Erinnerungen, und was sollen sie Arthurn, wenn er mich liebt? Und liebt er mich nicht? Ach, dann Therese, dann wäre mir besser, er hätte mich in der dunkeln Hütte meines Vaters, in jenen beschränkenden Verhältnissen, unbekannt mit etwas Besserm, Höherm, gelassen!

Dieselbe an Dieselbe.

Im May 18. .

Alles ist enthüllt, alle Räthsel sind gelöst, und ich bin die unglücklichste aller Frauen! Arthur ist fort, Niemand weiß wohin, seit drey Wochen keine Spur, keine Ahndung seines Auf-

enthalts, ja nicht einmahl seines Daseyns! — Bis jetzt war ich nicht im Stande, Dir zu schreiben, denn ich war nicht fähig, mein Unglück zu begreifen, und auch jetzt noch werden die zitternden Züge meiner Hand, der verworrene Zusammenhang Dir zeigen, wie viel mich jede Anstrengung kostet.

Es sind mehrere Wochen, seit ich Dir zum letzten Mahl geschrieben. Arthurs Schwermuth nahm von Tag zu Tage zu. Er zog sich ganz von mir zurück, wir sahen uns nur bey Tische vor Zeugen. Wenn wir uns zufällig allein trafen, entfernte er sich, so bald er konnte; dennoch entging meinem Blick die Bewegung nicht, in der sein ganzes Wesen sich befand. Am Abend vor dem unglückseligen Tage saß ich in trüben Gedanken im Garten, als er zu mir trat und sich freundlich neben mich setzte, wie er seit langem nicht mehr gethan hatte. Er sprach von gleichgültigen Dingen, aber sein Ton war tief bewegt, und obwohl ich mir vorgenommen hatte, seine Kälte und Zurückhaltung gleichmäßig zu erwiedern, so weckte doch der Klang dieser Stimme antwortende Laute in meiner Brust, und ich fühlte mich weicher gestimmt, als ich gewollt hatte. Sein großes schönes Auge hob

sich wechselweise und ruhte dann wieder wehmüthig auf mir. Im Schein der sinkenden Sonne schienen die edlen Züge, die ganze Gestalt wie verklärt, und auf einmahl faßte mich der bange Gedanke: So wird er einst, vielleicht bald aussehen, wenn er dir in eine bessere Welt entschwebt. Auch ihn schienen traurige Gedanken zu bewegen, das Gespräch wurde ernster, er redete vom Tode, dem er sich noch vor kurzem so nahe geglaubt hatte, von den Schmerzen der Trennung, von dem sichern Wiedersehen entfernter Freunde, wenn auch nicht hier, doch nach dem Tode, von der schönen Vorstellung eines griechischen Weltweisen, daß liebende Seelen getrennte Hälften seyen, die sich in diesem, oder doch dem zukünftigen Leben wieder finden. — Er hatte während dieses Gesprächs meine Hand in der seinigen gehalten und leise gedrückt. Ich kann Dir nicht sagen, wie beklommen mir war, denn jene unglückliche Idee von seiner Verklärung verließ mich nicht, und meine Augen waren voll Thränen. Auch er wurde von Minute zu Minute bewegter. Wenn ich stürbe, Marie, sagte er endlich — oder wenn wir getrennt würden, würdest Du meiner nicht schnell vergessen? Ich warf mich weinend an seine Brust.

Ich sterbe mit Dir, rief ich: Getrennt können wir nicht werden!

Ach Liebe! antwortete er mit dumpfem Ton: Es lassen sich Möglichkeiten denken, die jetzt vielleicht mährchenhaft klingen würden, und es ist schon Manches geschehen, was Niemand glaubte, was alle Vorsehung zu Schanden und alle Klugheit zu Thorheit machte! Es wäre möglich, Marie! Dann laß mein Andenken Dir lieb bleiben, das Andenken eines Menschen, der Dir das einzige reine Glück seines Lebens verdankt! Er umfaßte mich bey diesen Worten, lehnte seinen Kopf auf meine Schulter und weinte sanft. Mein Herz war zum Zerspringen voll, ich schluchzte laut, und beschwor ihn, mir zu sagen, was dieses Alles bedeuten sollte? Er erklärte Alles für unbestimmte Ahndungen und Vorstellungen seines trüben Geistes, und beredete mich, in's Haus zu gehn, weil er nicht ganz wohl sey. Ich folgte ihm sehr besorgt und weinend. Weine nicht so, Marie, sagte er, als wir im Saale waren: Es wird Alles besser kommen, als wir denken. Schlaf wohl, liebe Marie, recht wohl! Er drückte mir die Hand und ging auf sein Zimmer zu; ich trat schluchzend an's Fenster. An der Thüre kehrte er noch einmahl um, um-

schlang mich mit stürmischer Heftigkeit und rief: Marie! Marie! Von Dir scheiden ist bitterer als der Tod! — Was hast Du? Um Gotteswillen, rief ich: Wer zwingt uns denn, uns zu trennen? Bleib hier, Arthur! Laß uns hier sitzen! Du bist so stürmisch bewegt. Werde erst ruhiger, Du kannst ja so nicht schlafen! Ich sah, daß er sich während dieser Rede zu fassen suchte. Ich bin ein Thor, sagte er: Vergiß, was ich gesprochen! Du weißt, meine Phantasie ist oft seltsam aufgeregt. Eine Trennung von Dir erschien mir erst als möglich, dann als gewiß. Es ist nichts als ein Traum. Morgen sehen wir uns heitrer wieder.

Er ging. Ich schlich gedankenvoll auf mein Zimmer. Der Auftritt dieses Abends hielt mich in banger Besorgniß lange wach, und erst gegen den Morgen entschlief ich müde von Kummer und Weinen. Als ich erwachte, war es ziemlich hoch am Tage. Ottensen hatte noch nicht aufgeschlossen, doch da er öfters seine Zimmer spät zu öffnen pflegt, beruhigte ich mich wieder. Allmählig wurde es später und später, mir fielen die gestrigen Reden ein, ich flog an seine Thüre — sie war versperrt. Ich pochte — keine Antwort. Ich rüttelte am Schlosse — Alles blieb still. Jetzt wurde meine Angst unbeschreiblich, ich rief Leu-

te, ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, aber ich hatte nicht den Muth, zuerst in's Zimmer zu treten. Der Sekretär that es. Es war leer — das Bette nicht aufgedeckt, doch sah man, daß Er sich vielleicht in Kleidern darauf geworfen und eine Weile geruht haben mochte.

Auf dem Schreibtisch lagen die versiegelten Schlüssel und drey Briefe, an Pater Theophilus, an mich, und Willbach.

Laß mich den Inhalt dieses Briefes so gut ich kann, erzählen! Er enthält die Enthüllung meines ganzen Unglücks.

Willbachs Kummer um unsere hoffnungslose Liebe hatte im vorigen Sommer sein Herz gerührt. Er beschloß für den Freund zu thun, was er vermochte, und da kein anderes Mittel war, diesem einen Theil seines Vermögens geben zu können, als durch seine Wittwe, so faßte Arthur, ohne mich zu kennen, den Gedanken, sich mit mir vor seinem Ende, das er wie Alle, die ihn umgaben, für sehr nahe hielt, trauen zu lassen. Nach seinem Tode sollte ich Willbach die Hand reichen und glücklich seyn. Willbach sträubte sich lange und gab nur den dringenden Bitten seines Freundes nach, der auf diese Art dem

Retter seines Lebens vergelten zu können glaubte. Das Übrige weißt Du.

»Ich wollte — so schließt sein Brief — Dich vor unserer Verbindung mit meiner wahren Absicht bekannt machen. Die flüchtigste Kenntniß Deiner Denkungsart zeigte mir, daß Du wissentlich nie in unsern Plan gewilligt, nie einem Mann in der Hoffnung auf seinen nahen Tod die Hand gereicht haben würdest. So mußte ich Dich täuschen und habe mich selbst am grausamsten hintergangen. Ich konnte nicht um Dich leben, dein Gemüth sich nicht vor mir enthüllen, nicht die zarte Neigung sehn, die, Dir selbst unbewußt, in Deiner Brust entsproß, ohne mich mit tausend Banden an Dich gefesselt zu fühlen. Die vermessene Hoffnung, bald zu sterben, gab mir Zuversicht, Dir einen Theil meiner Leidenschaft zu zeigen. Ich dachte gar nichts anders, als daß Deine Thränen auf mein Grab fließen sollten. Die Seligkeit geliebt zu werden erhob mein gedrücktes Herz, das Leben gewann wieder Reiz für mich, und Deine treue Sorge unterstützte die Kräfte der Jugend und einer unverdorbenen Natur. Ich genas durch Dich, in Deinen Armen, und was für Alle, die mich liebten, der Keim der schönsten Hoffnungen war,

zeigte mir den Abgrund, an den ich Dich, mich und meinen Freund gerissen hatte. Ich bin es, der Dich hinterlistig ihm entzogen, den Armen um sein letztes Kleinod betrogen hat, ich schwelge in seinem Raube, er muß mir fluchen, er wird es, und das ertrag' ich nicht!«

»Gelöset können unsre Bande nicht mehr werden, so lange ich lebe. Den Selbstmord verbiethet mir — keine heiße Liebe zum Leben, dessen Geschenk mir nur Qualen schafft — sondern mein Glaube. Aber leben kann und darf ich nicht an Deiner Seite im Bewußtseyn fremden Unglücks, das ich verschuldet habe! Ich fliehe — Du wirst nie wieder von mir hören. So büße ich wenigstens für mein tollkühnes Vergehn; und fern von meinem Glücke, von Dir und Deiner treuen Sorge wird im weit entfernten Lande der Tod ein Opfer finden, das er hier so grausam geschont hat. Dann bist Du frey, dann reiche Willbach Deine Hand, erwecke die Liebe zu ihm wieder, die erst Pflicht und dann Gewohnheit in Dir unterdrückte! Er ist gut, er ist liebenswürdig, es wird Dich wenig Überwindung kosten, das Andenken eines unglücklichen, in sich selbst zerrissenen Wesens gegen die frische Gegenwart eines edlen Gemahls zu vertauschen.

Seyd glücklich! Denkt meiner zuweilen!« Hier war der Brief zu Ende — seine Kraft hatte ihn verlassen — die meine mangelt mir, Dir mehr zu sagen. Wie mir ist, was ich gelitten, und noch leide, kannst Du ermessen, schildern kann ich es nicht. Leb wohl.

Pater Theophilus an Therese Walling.

Im Julius 18. . . .

Es ist der Wunsch der Frau Baroninn von Ottensen, daß ich Ihnen die Begebenheiten der letzten Tage so schnell als möglich zu wissen mache, da sie den lebhaften Antheil kennt, welchen Sie an ihrem Schicksal nehmen, und die heftigen Erschütterungen von so mannigfacher Art, die in dieser Zeit schnell auf einander folgten, ihr noch bey Weitem nicht die nöthige Ruhe und Fassung gewähren, welche eine ordentliche Darstellung erheischt.

Als die Flucht des Barons uns Alle in die größte Bestürzung, seine Gemahlinn aber in einen Zustand versetzt hatte, der zwischen Bewußtlosigkeit und Geistesverwirrung wechselte, fand ich es für nöthig, mich genau von Allem zu un-

terrichten; und so überwand ich jedes Bedenken, und durchsuchte den Schreibtisch meines unglücklichen Freundes. Alles, was ich fand, zeugte von dem traurigen Zustand seines Gemüths in der letzten Zeit, und von seiner heftigen Liebe für Marie. Ein Packet aber mit Briefen des Herrn von Willbach machte Alles bisher Räthselhafte klar und des Barons letzten grausamen Entschluß völlig begreiflich. Sie enthielten nichts, als verliebte Klagen um seine Marie, nichts als Wünsche, sie wiederzusehen, Zweifel an ihrer Treue, mit unter eine Regung von Eifersucht, so daß ich im Gefühl des Unwillens nicht wußte, ob ich mich mehr über diesen Mangel an Zartgefühl, oder über des unglücklichen Arthurs unbegreifliche Geduld ärgern sollte, mit der er dieses widrige Benehmen nicht nur ertrug, sondern, wie es aus diesen Briefen schien, noch rechtfertigte und den Freund tröstend auf jenen Zeitpunct verwies, wo er ihm die Geliebte liebenswürdiger, veredelter zurückgeben würde. Von seiner eignen Leidenschaft für sie scheint er nie, auch nur das Geringste in seinen Antworten verrathen zu haben, vielmehr — und das ist die einzige Entschuldigung, die sich für Herrn von Willbach finden läßt, —mag er diesen immer in

dem Wahn erhalten haben, als sey ihm seine Frau so gleichgültig, wie damahls, als er ihr in einem — ich kann es nicht anders nennen, als tollkühnen — Anfall von Großmuth die Hand reichte.

Herr von Willbach, dem ich die Nachricht mit der größten Eile zusendete, erschien sogleich, und jetzt muß ich sagen, versöhnten der ungeheure Schmerz, von dem ich ihn zerrissen sah, seine Verzweiflung, die Vorwürfe, die er sich machte, und der Vorsatz, nicht eher zu ruhen, bis er den Unglücklichen gefunden und ihn wieder in die Arme der rechtmäßig besessenen Geliebten zurückgeführt haben würde, meinen Unwillen gegen ihn zum Theil. Einen großen Antheil an seinem Entschlusse, jede Hoffnung auf Mariens Liebe aufzugeben, mochte auch wohl ihr Betragen haben, das unwillkührlich die Stimmung ihrer Seele gegen ihn verrieth. Er stürzte nähmlich, ehe ich von seiner Ankunft im Schlosse unterrichtet war und diese Scene hindern konnte, in ihr Zimmer, wo sie im dumpfen Hinbrüten lag und bey seinem Anblick mit einem lauten Schrey des Entsetzens in eine Art von Raserey verfiel.

Wir redeten nun alle nothwendigen Maßre-

geln ab. Ich mußte bey der Kranken zurückbleiben, die meiner Aufsicht und meines Trostes bedurfte; aber Willbach, der Sekretär, der seinem Gebiether kindlich ergeben ist, und noch einige verläßliche Personen, wurden nach allen Richtungen ausgesendet, bey den Behörden das Nöthige gemeldet und alle Erkundigungen eingezogen. Hierdurch erfuhren wir, daß Ottensen sich Pässe ins Ausland auf zwey Jahre verschafft hatte, und diese Nachricht diente nicht dazu, unsere Hoffnungen anzufrischen. So waren sechs bange Wochen vergangen. Die Baroninn hatte sich von dem ersten heftigen Anfall des Schreckens und Schmerzens erholt, aber die Rückkehr der Besinnung diente nur dazu, sie ihr Unglück tiefer fühlen zu machen, indem sie nun den ganzen Umfang desselben einsah. Ein schleichendes Fieber, das an den feinsten Lebenskräften zehrte, schien sie ihrem Geliebten, den ich — aufrichtig zu gestehn — bereits in einer bessern Welt glaubte, nachzuführen. Die Nachrichten, die wir fleißig von unsern Ausgesandten erhielten, brachten keine Beruhigung. Keiner hatte eine Spur, oder nur eine Wahrscheinlichkeit der Vermuthung finden können, als auf einmahl der Reitknecht, den Ottensen mit sich ge=

nommen hatte, im Schloß erschien. Sein Anblick erweckte Hoffnung und Entsetzen. Ich war glücklicherweise einer der Ersten, die seiner ansichtig wurden, er eilte auf mich zu und übergab mir einen Brief seines Herrn. Ich würde vergebens die Empfindung zu beschreiben versuchen, mit der ich ihn ein paar Sekunden, ohne ihn zu öffnen, in der Hand hielt. Lebt dein Herr? war alles, was ich sagen konnte. — Er lebt. — Und wo ist er? — Auf dem Meer, weit, weit von hier. Ich erstarrte und öffnete nun den Brief. Ottensen war auf Umwegen, um uns jede Spur zu entziehen, nach **st gegangen, und hatte sich dort auf einem Amerikanischen Schiffe nach diesem Welttheil eingeschifft. Der Brief enthielt Weisungen für mich in Rücksicht seines Vermögens, seiner Frau und Willbachs, eine Art von Testament, das mich mit Schaudern erfüllte, indem ich den Ernst seines Entschlusses, und aus dem Tone des Briefs die Stimmung seines Gemüths erkannte.

Als er den Reitknecht entlassen, war die Abfahrt auf den folgenden Tag bestimmt gewesen. So war er wahrscheinlich bereits weit in der See. Ich überlegte lange, was, und wie ich es der armen Verlassenen sagen sollte, aber ich fand

sie gefaßter, als ich glaubte. Die Gewißheit, daß Arthur lebte, welche sie immer gegen mich behauptet und mit seltsamen Gründen unterstützt hatte, gab ihr ein Gefühl von Freude und Triumph, und nun war sie sogleich entschlossen, ihm zu folgen, wohin er sich immer gewendet haben möchte, und eben so gewiß ihn zu finden, indem sie sich hier, wie bey jener Gewißheit, auf einen Zusammenhang der Geister und untrügliche Ahndungen berief. Ich erschrack über die Kühnheit ihres Entschlusses, aber es war unmöglich, ihn ihr auszureden, und da ich sie so fest auf ihrem Vorsatze sah, da ich sie mit so vieler Zuversicht vom Wiedersehen sprechen hörte, flößte ihre Sicherheit mir Muth ein, und ich gelobte ihr, sie nicht zu verlassen, mit ihr hinzugehen, wo sie wollte, und wäre es auch bis in die neue Welt. Mein Herz hängt auf dieser Erde nur mehr an diesen beyden Freunden, die ich wie geliebte Kinder betrachte, und so ist überall mein Vaterland und meine Zufriedenheit, wo sie sind.

Wir machten uns nach kurzen Vorbereitungen auf den Weg. Marie war voll schöner Hoffnungen, und überzeugt, ihren Geliebten zu finden, bis uns auf dem Gipfel des ** Berges auf

einmahl das unermeßliche Meer erschien. Da faßte zum ersten Mahl der Gedanke der unendlichen Entfernung, und der unzähligen Möglichkeiten, die sich dem Wiederfinden entgegenstellen konnten, ihre Brust mit banger Angst, und niedergeschlagen und fast krank kam sie in ** st an. Wir kehrten in dem Gasthofe ein, wo Arthur gewohnt hatte. Marie bestand darauf, dieselben Zimmer zu beziehen. Man willfahrte ihr. Was sie hörte, diente nicht dazu ihre Hoffnungen zu beleben. Zwar war das Amerikanische Schiff, von widrigem Winde aufgehalten, ein paar Tage später abgesegelt; von dem Reisenden aber wußte man nichts, als daß er sein Gepäck aus dem Gasthofe habe wegbringen lassen, und nicht wieder dahin zurückgekehrt sey.

Ich sah aus der tiefen Trauer, worein diese übereinstimmenden Nachrichten Marien versetzten, daß sie immer noch eine geheime Hoffnung, ihren Gemahl in ** st zu finden, genährt hatte, ja sie gestand mir auch endlich, daß nicht bloß ein allgemeiner heftiger Wunsch, sondern eine bestimmte Erwartung und eine unerklärliche Sehnsucht nach ** st, sie hierher geführt und ihr diesen Ort als das Ziel ihres Strebens wie ahnend im Geiste gezeigt hätten. Indeß vergingen

zwey, drey Tage, ich stellte überall Nachforschungen an, und sah mit Bedauern, aber ohne Überraschung, daß sie ganz fruchtlos blieben. Marie versank von Stunde zu Stunde in tiefern Schmerz, und ihr Aussehen zeugte von dem Zustand ihrer Seele. Da blieb am vierten Tag beym Aufräumen des Zimmers das Mädchen, das im Gasthof diente, plötzlich vor ihr stehn, sah sie lange an und sagte endlich: Nein, es kann nicht Unrecht seyn, wenn ich mein Wort hier breche. Marie sah das Mädchen befremdet an. — »Ich habe es dem Herrn hoch und theuer versprechen müssen, nicht zu verrathen, daß er noch hier ist.« Marie sprang bey diesen Worten auf. Er ist hier? schrie sie, und faßte mit zitternden Händen das Mädchen an: O, wo? wo? Sie zitterte so sehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Ich trat hinzu und bath sie, sich zu beruhigen. Ich traute dem Geschwätz solcher Menschen nicht viel, und fragte daher das Mädchen bestimmt aus. Sie kannte Ottensen wirklich, und beschrieb ihn uns Zug für Zug. So erfuhren wir denn, daß er sich zwar an Bord des Amerikanischen Schiffes begeben hatte; während aber dieses ein paar Tage auf günstigen Wind warten mußte, war er, der immer bleich und

niedergeschlagen ausgesehn hatte, so krank geworden, daß der Kapitain und der Schiffsarzt ihm riethen, wieder an's Land zu gehn, und eine andere Gelegenheit zu erwarten. Nun hatte er sich in ein Privathaus, das einzeln und entfernt vom Hafen liegt, eingemiethet, war vor einigen Tagen dem Mädchen, als es von einem Besuch bey einem entfernten Verwandten zurückging, am Ufer im Spazierengehn begegnet, und hatte sie dringend gebethen, Niemanden zu sagen, daß er noch in ** st sey; er denke in wenigen Tagen auf einem andern Schiffe abzugehn. Sie hätte es bisher treu gehalten, weil sie aber sähe, daß die gnädige Frau so betrübt über die Abreise des fremden Herrn sey, so habe sie es nicht über ihr Herz bringen können, länger zu schweigen.

Es wäre unmöglich den Zustand der Baroninn zu schildern. Das lebhafteste Entzücken über Arthurs Nähe wechselte mit der Angst, daß er vielleicht dennoch abgereiset seyn könnte. In dieser fieberhaften Heftigkeit ließ sie anspannen, und ich mußte sie auf der Stelle nach dem Hause begleiten, das uns das Mädchen beschrieben hatte. Der Wagen hielt. — Was werd' ich erfahren! rief sie, und eine tödtliche Blässe über-

zog ihr Gesicht. Wir mußten sie aus dem Wagen heben, ihre Füße trugen sie nicht. Ich führte sie auf einen geräumigen Hof, den ein Hintergebäude von einem Gärtchen trennte. Ich fragte nach dem Fremden — er war noch hier — er war im Garten. Marie fiel mit einem Freudengeschrey ohnmächtig in die Arme der Hauswirthinn, ich selbst zitterte so, daß ich mich setzen mußte, man eilte herzu, uns beyzuspringen, es entstand ein Geräusch, ein Hin- und Herlaufen — auf einmahl flog die Gartenthüre auf, und Ottensen, den der Lärm herbey gezogen hatte, stand vor uns. Eine Sekunde blieb er starr, dann stürzte er auf Marien zu, faßte sie in seine Arme, und rief sie mit den Tönen der Liebe in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, aber sie sprach nicht. Nur unter einem Strom von Thränen klammerte sie sich fest an ihn und die fieberhafte Erschütterung ihres Körpers konnte ihm genugsam zeigen, in welchen Zustand sie der Schmerz um ihn versetzt hatte. Er trug sie auf sein Zimmer, und warf sich vor ihr nieder. Ach Gott! Gott! rief er: Ich darf dich ja nicht besitzen! Nun so muß ich sterben, brach sie mit Herz zerreißenden Ton aus und riß sich von ihm los. Er umschlang sie von Neuem, der hef-

tigste Kampf der Liebe und des vermeinten Pflichtgefühles gegen seinen Freund erhob sich in seiner Brust, und ich gestehe, daß ich, so unrichtig mir auch seine Ansicht schien, doch die Selbstverleugnung bewundern mußte, mit der er eine rechtmäßige und so heiß erwiederte Leidenschaft zu bestreiten strebte, um seiner Überzeugung zu folgen. Da gab ich ihm den Brief von Willbach, in welchem dieser feyerlich auf Marien Verzicht leistete, weil nicht allein die heiligen und rechtmäßigen Bande, die sie an ihren Gemahl knüpften, sondern auch ihre Abneigung gegen ihren ersten Freund, von der er unzubezweifelnde Proben habe, ihm jede Hoffnung verböthen.

Er las den Brief in der heftigsten Bewegung. Sein Inhalt, Mariens Gegenwart, Alles vereinigte sich, einen Strahl der Hoffnung und Freude in dieß zerrissene Herz zu senken; doch sah ich wohl, daß jene trübe Vorstellung, er müsse sich von seiner Gemahlin trennen, noch nicht ganz verschwunden war. Indessen erhielten wir so viel, daß er mit uns nach dem Gasthof zurückkehrte. Auch war das wohl um Mariens Willen nothwendig, deren Besinnung und Leben von Arthurs Gegenwart abzuhängen, deren We-

sen nur von seinem Hauch beseelt zu seyn schien. Auf diese Ansicht machte ich ihn aufmerksam, ich zeigte ihm; wie seine eigene Gesundheit durch Entfernung von gewohnter, liebevoller Pflege gelitten hatte, ich schilderte ihm, was seit seiner Flucht mit Marien vorgegangen war, und ich sagte ihm geradezu, daß er keine Pflicht, ja kein Recht habe, zwey Leben auf's Spiel zu setzen, um Einen Menschen *vielleicht* glücklich zu machen, daß sein ganzes Verfahren mit Marien, von seiner Heirath an bis jetzt, vermessen und tollkühn gewesen, und daß der kurzsichtige Mensch sich nicht erkühnen dürfe, in die Fäden des Schicksalgewebes einzugreifen, und wie ein höher waltender Geist mit Anderer Glück zu spielen. Diese Vorstellungen, die auf sein noch krankes Gemüth wirkten, Mariens Liebe, ihre Gegenwart, seine Leidenschaft für sie, und die Sehnsucht nach Glückseligkeit, die doch auch in des Trübsinnigsten Brust lebt, brachten ihn nach und nach zur richtigen Erkenntniß seiner Lage.

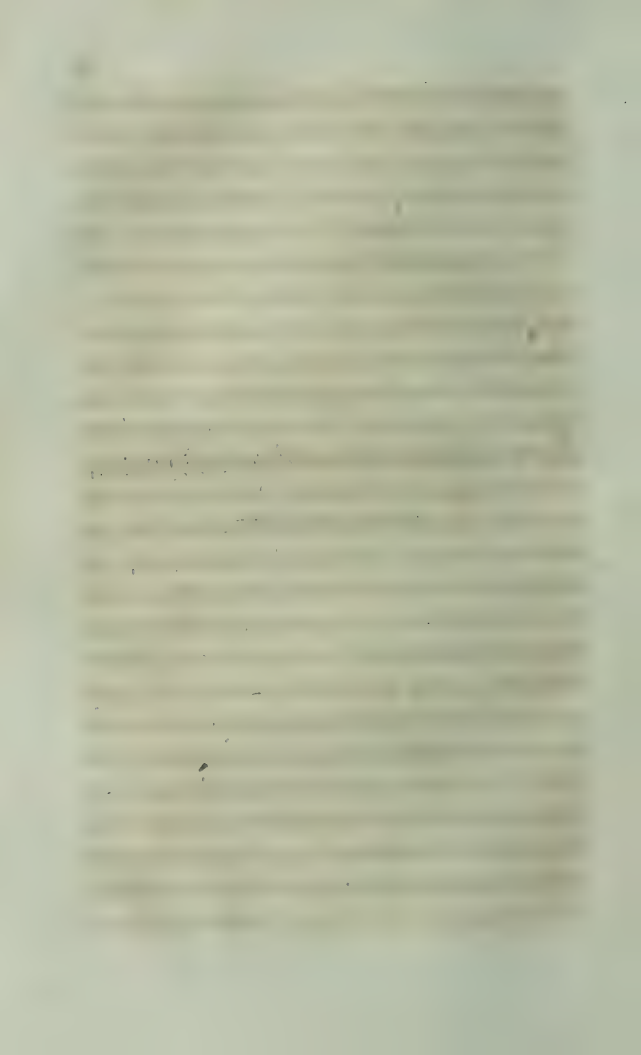
Er fand nach einigen Tagen harter Kämpfe mit dem, was er seinem Freunde schuldig zu seyn glaubte, doch endlich, daß er dieser Forderung des Zartgefühls und der Freundschaft durch sein

freywilliges, ernstliches Opfer ein Genüge geleistet, und daß die wunderbare Fügung, durch welche wir ihn gefunden und an der fernern Ausführung seines Vorhabens gehindert hatten, ein Fingerzeig des Himmels sey, der ihn wieder in seine rechte Bahn zurückweise.

Seitdem ist wieder Friede und Einheit in sein Herz, und durch ihn das schönste Glück über uns Alle gekommen. Marie lebt an seiner Seite auf, er selbst entblüht wieder zu aller Jugendkraft und Freudigkeit, wie in seinen ersten Jünglingsjahren. Wir sind nach Freyenberg zurückgekehrt. Alle kranken hypochondrischen Vorstellungen sind verschwunden. Arthur lebt und handelt als ein glücklicher Hausvater, unter seiner Leitung sprießt ein Paradies um die Glücklichen empor. Willbach hat geschrieben. Er scheint auf seinen Reisen, wo er den Freund mit schönem Eifer suchte, Etwas gefunden zu haben, das ihm Mariens Verlust ersetzen kann. So ist auch der letzte Stachel aus Arthurs Brust genommen, er hat seinen Freund beschworen, wenn es die Ruhe seines Herzens erlaubt, mit seiner Neugewählten nach Freyenberg zu kommen, Alles mit ihm zu theilen und künftig nur Eine Familie mit ihm auszumachen.

II.

Der Graf von Barcellona.



Don Ramiro der Zweyte, König von Arragonien, war gestorben. Er hatte eine unmündige Tochter hinterlassen, die nach dem Willen ihres Vaters Erbinn und einst Gebietherinn seines schönen Reiches werden sollte, und die verwitwete Königinn nebst ihrem Bruder, Don Garcia, den sie über alles liebte, zu Vormündern und Regenten des Landes ernannt, bis Ines die Jahre der Mannbarkeit erreicht und sich ein würdiger Gemahl gefunden haben würde, der mit ihrer Hand zugleich die Zügel der Regierung empfangen könnte. Diesen Gemahl hatte Don Garcia bereits für sie bestimmt, seinen Sohn Sancio, der mit Ines von gleichem Alter, mit ihr erzogen, und von der Königinn, theils um seines sanften Wesens, und seiner zarten Schönheit, theils um des theuern Bruders willen, wie ein Sohn geliebt ward. Schon seit langen Jahren hatte Don Garcia in seiner Schwester den Gedanken zu erregen gewußt, daß sie das Schicksal ihrer Tochter in keine besseren Hände legen

könnte, als in die des gutmüthigen, ihr mit kindlicher Liebe ergebenen Neffen; aber der König wollte nichts von dieser Verbindung wissen, die seinem Hause wenig Glanz und Vortheil versprach, vielmehr hatte er stets darauf gedacht, durch die Hand der einzigen Tochter sich an ein großes gewaltiges Haus zu schließen und zugleich das Erbtheil derselben durch die Macht des Schwiegersohns zu schützen. So lange er lebte, wagte es daher die Königinn nicht, mit ihren Absichten hervorzutreten, aber als nach seinem Tode sie und ihr Bruder freye Hand bekamen, hing sie mit Liebe und Lust dem lang genährten Plane nach, und versäumte nichts, was dazu dienen konnte, das Herz ihrer Tochter mit den Empfindungen zu erfüllen, die ihren Absichten das leichteste Gelingen sicherten.

Sancio und Ines hatten mit einander gespielt, sie lernten jetzt mit einander, sie bildeten sich mit einander, und es ward ihnen bald Beyden zu ihrem großen Vergnügen klar, daß sie sich auch für einander bildeten. Ines ward dem liebenswürdigen Gespielen mit schwesterlicher Zärtlichkeit zugethan, und Sancio nahm freudig die Hoffnung auf, daß die holde Gefährtinn seiner Kinderzeit, deren Schönheit sich mit je-

dem Jahre verwunderlicher entfaltete, einst sein geliebtes Weib werden sollte. An ihren Thron und die Herrlichkeiten, die ihm dadurch zufallen würden, dachte der sanfte Jüngling nicht, und auch Ines hatte keine Vorstellung davon, daß ihr Besitz von so hohem Werthe für irgend Jemand seyn könnte.

Aber Ines wuchs heran, sie hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und obwohl Don Garcia dafür gesorgt hatte, die Nachricht, daß sie seines Sohnes bestimmte Braut und Don Sancio der künftige König von Arragonien sey, durch ganz Spanien zu verbreiten, so reizten dennoch der Ruf von Ines außerordentlicher Schönheit und die Aussicht, durch ihre Hand einen Thron zu erlangen, die Hoffnung zu vieler Ritter und Fürsten, als daß nicht bald Sarragossa der Sammelplatz bedeutender Fremden geworden wäre, die nur darnach strebten, die Augen der schönen Thronerbinn auf sich zu ziehen und sich ihre Gunst zu erwerben. So ungern Don Garcia und die Königinn diese Bewerbungen sahen, so konnten sie doch dieselben nicht gänzlich verhindern, und dem ruhmwürdigen Streben einer edlen Jugend in Spiel und Kampf und ritterlichen Übungen keinen Zwang anthun. Auf diese Art

kam es denn, daß Donna Ines sehr oft Turnieren beywohnte, die ihr zu Ehren gegeben wurden, daß ihre Hand den Dank austheilte, sie als die Königinn der Feste bewundert, gepriesen, und der Ruhm ihrer Schönheit in lieblichen Liedern und weithin wiederhohlten Gesängen bis an die Gestade des Meeres und bis jenseits der Pyrenäen getragen wurde. Natürlicherweise gab ihr dieß einen Begriff von ihrem Werthe, den sie zuvor nicht geahndet hatte; aber es minderte weder ihre herzliche Zuneigung für ihren Jugendfreund, noch brachte es sie jemahls auf den Gedanken, daß es möglich wäre, unter dieser blühenden, tapfern Ritterschaar, die sich um sie als den Mittelpunct aller ihrer Wünsche versammelt hatte, mit forschenden Augen umzublicken, und sich irgend Einen, der vor den Andern an Trefflichkeit oder Liebenswürdigkeit hervorragte, auszuwählen.

Dennoch war Einer, der dieses Blickes und dieser Wahl vor Vielen, ja wohl vor Allen werth gewesen wäre, und dieß war der junge, muthige Don Raimund, Sohn des mächtigen Grafen von Barcellona. Auch würde ihn das Auge der schönen Ines unfehlbar ausgefunden haben, wenn nicht Don Garcia, der sogleich in ihm den

furchtbarsten Nebenbuhler seines Sohns erkannt hatte, Alles angewendet hätte, gerade diesen Grafen von Barcellona so fern als möglich von seiner Nichte zu halten.

Nur zu bald fühlte Don Raimund diese Zurücksetzung, und sein stolzes Herz ward aufs glühendste dadurch erbittert. Leicht sah er die Absicht des Vormunds durch, und sein aufwallender Zorn hätte ihn bestimmt, den Hof zu verlassen, an dem man nicht allein seinem persönlichen Werth keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, sondern ihm nicht einmahl die Auszeichnungen erwies, die seine Geburt und sein Rang forderten, wenn er nicht den Pfeil im Busen getragen hätte, der ihm zum Theil die Kraft zur Flucht raubte, und zum Theil ihn mit süßer Gewalt in der Nähe der Geliebten hielt, so, daß er gar nicht hätte entfliehen wollen, wenn er es auch gekonnt hätte. Was ihn aber am tiefsten kränkte, war, daß man ihm jede Annäherung an Ines unendlich schwer, und zuletzt ganz unmöglich machte, nachdem die Prinzessinn sich zufällig bey einem Kampfspiel geäußert hatte, daß doch unter allen anwesenden Rittern der Graf von Barcellona den meisten Anstand und die größte Gewandtheit habe.

Tag und Nacht sann Don Raimund darauf, wie er durch ein auffallendes Ereigniß die Blicke der Prinzessinn mit Gewalt auf sich lenken und sich, trotz der Wachsamkeit der Königinn und Don Garcia's, ihre Achtung, und endlich vielleicht ihre Neigung erwerben möchte. Nimmermehr konnte er glauben, daß ihre Liebe für den zarten Don Sancio, der eher einem Mädchen, als einem Ritter glich, und sich durch keine Geschicklichkeit, wie sie Fürsten seines Alters geziemte, auszeichnete, etwas anderes als Gewohnheit seyn könne, ja, er war überzeugt, daß sie niemahls recht glücklich mit einem Gemahl seyn würde, dem es an Vermögen wie an Muth gebrach, den Thron, welchen er mit der Hand seiner Jugendgespielinn erhielt, auch mit Würde zu behaupten.

Das Bild des jungen, kräftigen Don Raimund, wie er bald beym Tanze sich anmuthig und doch sicher bewegte, bald in ritterlicher Gewandtheit seinen Gegner aus dem Sattel hob, bald bey einem Stiergefecht, als eines der wüthenden Thiere einen Stierkämpfer bereits erreicht hatte, vom Balkon in die Schranken gesprungen war, und dem Stier in dem Augenblick, wo er den armen Menschen durchbohren

wollte, den Dolch in den Nacken gestössen hatte — dieses Bild war nicht so schnell aus dem Andenken der Prinzessinn verschwunden. Sie kam zum großen Ärgerniß ihrer Mutter und ihres Oheims öfter im Gespräch darauf zurück, und da diese ihr endlich begreiflich machten, daß man mit allen diesen äußeren Vorzügen ein sehr schwarzes Herz und lose Sitten verbinden könne, wie sie von sicherer Hand wüßten, daß es beym Grafen der Fall wäre, so änderte sie endlich ihren Sinn dahin, daß sie den Wunsch äußerte, Sancio, der so hübsch und so gut, und so sittig sey, möchte sich doch auch einmahl in allen diesen Künsten vor ihr und ganz Sarragossa zeigen, ja, es würde sie sehr freuen, den stolzen und übermüthigen Grafen von Barcellona, der sich auf diese äußeren Vorzüge so viel zu Gute thäte, von ihrem geliebten Vetter überwunden zu sehn.

Don Garcia hörte diese Worte mit großem Mißvergnügen. Er suchte seiner Nichte diese Gedanken auszureden, er suchte endlich durch gänzliches Stillschweigen diese Anregung in Vergessenheit zu bringen; aber Ines vergaß ihrer nicht. Es war kein Kampfspiel, kein Ringelrennen, kein Carroussel, wo nicht das Lob des Grafen von Barcellona in ihre Ohren tönte, und wo

sie nicht mit einer Art von Beschämung und Heftigkeit den Wunsch äußerte, ihren Freund und Bräutigam sich mit ihm messen, und den stolzen Fremdling beschämen zu sehn.

Don Garcia entschuldigte seinen Sohn mit der zu zarten Jugend, indem er kaum das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Aber Ines forschte nach. Der Graf von Barcellona zählte zwar neunzehn, allein er hatte schon vor fünf Jahren seinen Vater in den Krieg begleitet, und gerade in Sancio's Alter einen Mohrenfürsten im Zweykampf erlegt. Sancio konnte endlich selbst nicht mehr diese Äußerungen und das Lob des Don Raimund, das ihm von allen Zungen, und am kränkendsten von der seiner Braut ertönte, geduldig und unthätig anhören, und er drang darauf, sich auch in den Schranken zu versuchen, auf die er bisher mit den Damen des Hofes als Zuschauer herabgeblickt hatte. Er fing an sich zu üben, er begehrte mit Ungestüm von seinem Vater die ersten Waffen, und erhielt sie endlich sammt dem Ritterschlag in einer feyerlichen Versammlung zu Ines größter Freude, die nun von nichts als seinem Siege über den Grafen von Barcellona träumte, und sich an dem Gedanken ergetzte, ihren geliebten Jugendgespielen und

künftigen Gemahl bey einem Turnier den Preis erhalten zu sehen.

Die Gelegenheit both sich bald dar. Der Geburtstag der schönen Ines nahte heran. Der Graf von Barcellona nahm sich vor, ihn durch ein Turnier zu feyern, das Alles, was man bisher in Sarragossa von solchen Festen gesehen hatte, weit verdunkeln sollte. Er nahm sich vor, der Dame seines Herzens seine Ergebenheit und Liebe damit zu beweisen, er hoffte endlich bey diesem Kampfspiel doch einmahl die Gelegenheit zu finden, sich ihr nähern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können, indem er sie hatte bitten lassen, an diesem ihr geweihten Tage den Dank mit eigner Hand auszutheilen, den er sich von Niemand bestreiten zu lassen fest vorgesetzt hatte. In dieser Absicht ließ er durch weit versandte Schreiben alle edlen und kampflustigen Ritter des Landes und der Nachbarschaft einladen, selbst die Fürsten der Mauren wurden nicht ausgeschlossen, und Alles sah mit Erwartung und Freude dem glänzenden Tag entgegen.

Don Sancio sollte bey diesem Turnier seine erste Waffenprobe öffentlich ablegen. Ines freute sich ganz außerordentlich darauf, sie hatte ihm selbst eine Feldbinde gestickt, er trug ihre

Farben, und erschien zu ihrer und vieler Damen Freude, schön wie ein Liebesgott in seiner hellspiegelnden goldenen Rüstung. Das Stechen begann. Don Garcia hatte es geschickt zu veranlassen gewußt, daß Sancio Anfangs mit andern Kämpfern, und nicht mit dem Grafen von Barcellona zusammentraf. Seine ersten Versuche gelangen nicht übel; und wenn er auch keinen Gegner aus dem Sattel zu heben vermochte, so hatte er sich doch ganz gut in dem seinigen erhalten. Indessen hatte der Graf von Barcellona in blauangelaufener, mit Gold eingelegter Rüstung, mit dunkelblau und schwarzem Helmbusch, der von einem goldnen Greifen getragen wurde, auf seinem schwarzen Rosse wie eine Gewitterwolke hoch über Alle herausragend, still und schweigend vor den Schranken gehalten. Jetzt sprengte er in die Bahn, schlug das Visier auf, ritt vor den Damen vorüber, und grüßte sittig mit dem Speer. Indem sein Auge auf die Prinzessinn fiel, überflog eine glühende Röthe sein jugendlich braunes Gesicht, und ein so freundlich düsteres Lächeln verklärte diese edlen Züge, daß Ines unwillkührlich erröthete und bey sich dachte: Ach, wie ist's möglich, so schön, so freundlich auszusehen, und so böse zu seyn!

Der Graf ließ das Visier herab, tummelte sein schwarzes Roß, hielt dann mitten im Kreise und gab das Zeichen, daß die Trompeten ertönen, und ihm einen Gegner auffordern möchten. Es geschah. Ein Ritter nach dem Andern sprengte in die Bahn, und Einer nach dem Andern fiel von des Grafen sichern Stoß entsattelt auf den Sand; es schien, als wären die Speere der Andern nichts als Strohhalme, leicht zerbrechlich und schwach, wenn Raimunds Lanze sie ohne Zeichen der Anstrengung vor sich hinwarf. Die Ritter ergrimmten im Herzen, Alle, von Einem Manne, und noch dazu von einem Jüngling überwunden zu seyn. Don Garcia sah Raimunds Erfolg mit banger Seele, Ines, halb mit Bewunderung, halb mit Unmuth, daß es nicht ihr Ritter war, und Sancio schon wieder vor ihm zurückstehen mußte. Als aber endlich nur mehr zwey Ritter, ein alter, versuchter Maure und Don Sancio übrig waren, die den Sand noch nicht geküßt hatten, — da lief ein Gemurmel durch die Reihen der Zuseher, und Alles verkündigte dem Grafen mit frohem Beyfall seinen nahen vollständigen Sieg. Jetzt sprengte Sancio, ungeduldig, diesen stolzen Gegner zu ertragen, in die Schranken, und Raimunds

Herz wallte höher auf von Liebe und Siegeslust, als er den Nebenbuhler ankommen sah. Sie tummelten ihre Pferde, sie rannten gegeneinander — und Don Sancio flog wie ein Ball von Raimunds erstem Stoß weit hin bis an das Gerüste, auf welchem die Damen saßen, daß der Balkon davon erschüttert wurde. Ines stieß einen lauten Schrey aus, sie beugte sich weit vor, um zu sehn, ob Sancio sich nicht wieder erheben würde. Er blieb regungslos liegen. Don Raimund sprang erschrocken vom Pferde, und eilte auf Sancio zu. Er erhob ihm das sinkende Haupt, löste Helm und Halskragen, und das todtbleiche Antlitz des Jünglings, der mit geschloßenen Augen leblos in den Armen seines Siegers lag, verbreitete allgemeine Bestürzung. Don Garcia eilte in den Kampfplatz herab, Ines sank weinend in die Arme ihrer Mutter, Raimund bemühte sich vergebens den Ohnmächtigen zu erwecken. Sancio blieb ohne Besinnung, man trug ihn für todt aus den Schranken, und die Ärzte, welche gerufen wurden, erklärten, daß der schwere Fall mit dem Helm auf dem Haupt ihm das Gehirn verletzt, und er nur wenige Stunden noch zu leben haben werde. Nun waren Trauer und Schrecken allgemein. Don Garcia wollte

verzweifeln, da alle seine ehrgeizigen Plane und Hoffnungen mit einem Mahl dahin sanken. Ines war untröstlich um den Tod ihres geliebten Freundes, und betäubt von dem schnellen Wechsel der Dinge, die Königinn zerfloß in Thränen, der Hof, die Stadt theilten den Schmerz der Fürsten, und Alles sah den bestürzten Grafen als die unselige Ursache alles dieses Unglücks an.

Don Garcia wußte diese Stimmung nur zu gut zu nützen. Sein unglücklicher Sohn, dem kaum auf Augenblicke das Bewußtseyn zurückkehrte, verschied noch denselben Tag in seinen Armen, und bald machte der heftige Schmerz einem eben so heftigen Rachegefühl Platz. Vergebens sagten ihm Vernunft und Billigkeit, daß der Graf an diesem Unfall ganz schuldlos, und das große Unglück nur einem Zufall und Sancio's allzu zartem Körperbau zuzuschreiben sey; vergebens erhob sich, als die ersten Regungen des Schreckens und Mitleids besserer Überlegung Platz gemacht hatten, auch in den Gemüthern der andern Menschen diese Erkenntniß mit Macht, und Alles entschuldigte den Grafen von Barcellona, der gar nicht anders, als nach Rittersitte, und Turnierbrauch gehandelt hatte und durch seine ungeheuchelte Trauer und innige Theil-

nahme seine Unschuld genugsam bewies. Don Garcia wollte von allem diesem nichts hören, er wies jede Vorstellung zurück und nachdem die Tage der Beerdigung und des ersten Schmerzens vorüber waren, erschien er in ausgesucht tiefer Trauer und höchster Feyerlichkeit öffentlich und klagte vor den versammelten Großen und dem Volke den Grafen von Barcellona des schändlichsten Verrathes und unritterlicher Sitte an, indem er sich gefeyter Waffen bedient, nur also den Sieg über so viele und mächtige Gegner davon getragen, und endlich den unglücklichen Jüngling, auf dessen Tod es bey diesem Turnier abgesehen gewesen war, mit dem ersten Stoß gleichsam von weitem getödtet habe, indem sonst auf natürlichem Wege dieser plötzliche Fall gar nicht zu erklären wäre.

Alles war empört über diese Anklage, Alles murrte im ersten Augenblick, und Don Raimund, der zugegen war, schäumte vor Wuth, trat in den Platz und suchte sich zu vertheidigen. Nun wurde der Lärmen noch größer und allgemeiner, und wie es bey der leicht erreglichen Menge, unter welche Garcia nicht versäumt hatte, seine Anhänger zu mischen, zu gehen pflegt, es erhoben sich nach und nach Zweifel, man fing

an nachzudenken, man verglich, und während noch Raimund mit funkelnden Blicken und hochgehobner Hand seine Unschuld laut betheuerte und den Himmel zum Zeugen seiner Worte anrief, war ein großer Theil des anwesenden Volks umgestimmt und nicht ungeneigt, der Beschuldigung des Don Garcia Glauben beyzumessen, der mit eindringenden Worten den frühen Tod des liebenswürdigen Jünglings schilderte, das Volk seiner wohlbekannten Tugenden mahnte, sich seinem Vaterschmerz unverhohlen überließ und Alles zur Rache gegen den Mörder aufrief.

Schon waren die Gemüther erhitzt, und manche Arme bereit, dem unedlen Rufe zu gehorchen, da stand Don Diego de Manilla, ein ehrwürdiger Greis und einer der Ersten von Arragoniens Adel auf, und seine ehrfurchterweckende Gestalt geboth Stillschweigen und Ruhe. Ohne mich, hub er an, in die Erörterung der Frage zu mischen, ob die Beschuldigung des Don Garcia gegründet seyn könne, oder nicht, ohne den Beklagten weder zu vertheidigen, noch zu entschuldigen, kann ich nimmermehr zugeben, daß das Volk von Arragonien sich eines unedlen Verfahrens und einer himmelschreyenden Ungerechtigkeit schuldig mache. Hat Don Raimund

das ihm geziehene Verbrechen begangen, so mag er es bekennen, und die von den Richtern zuerkannte Strafe ausstehn; hat er es nicht begangen, so soll er sich vertheidigen, und falls dieses, wie mir scheint, in vorliegendem Fall nicht möglich wäre, so mag ein Gottesurtheil und ehrlicher Zweykampf den Streit entscheiden, den wir kurzsichtige Menschen zu lösen nicht im Stande sind. Es trete ein Kämpfer gegen ihn auf aus dieser Menge, die sich hier schlag- und rachsüchtig erhoben hat, und der Graf von Barcellona erhärte entweder seine Unschuld mit seinem Schwert, oder Gott wird über den Schuldigen sprechen, und seiner Seele gnädig seyn. Don Diego schwieg, Alles fiel ihm mit lauter Stimme bey, und freudig trat Don Raimund hervor, und nahm den vorgeschlagenen Kampf mit muthiger Zuversicht an. Don Garcia knirschte, und in der Aufwallung des Unmuthes warf er den Handschuh hin, selbst für seine Behauptung zu fechten. Aber Don Raimund trat erblassend zurück, und mit bittend erhobenen Händen rief er: Ihr Adel und Volk von Arragon! Und besonders Ihr, Don Manilla, ehrwürdiger Greis, dessen gerechter Spruch meine Ehre sicherte! O, verhängt nur das nicht über mich, und gebet

nicht zu, daß Don Garcia als Bluträcher seines Sohnes gegen mich auftrete. Gegen ihn kann ich nicht fechten, gegen ihn, dem ich wider Willen das Liebste geraubt habe. Nimmermehr könnte ich mein Schwert gegen dieß Haupt erheben, das durch sein Alter, sein Unglück und mein Verschulden heilig ist. Laßt gegen mich auftreten, wen Ihr wollt, Eure versuchtesten Kämpfer! Sendet zwey auf einmahl! Gott, der meine Unschuld kennt, wird mich schützen. Aber wenn ich gegen Don Garcia kämpfen soll, so verurtheilt mich nur lieber gleich zum Scheiterhaufen, und ich werfe Schild und Schwert weg, und überliefere mich wehrlos Eurer Rache.

Indem der Jüngling diese Worte mit wehmüthiger Heftigkeit, und mit Thränen, die aus seinen großen Augen fielen, ausrief, war die ganze Versammlung bewegt. Selbst Don Garcia schaute schweigend und düster zu Boden, und Manilla erhob sich zum zweytenmahl und sagte:

Es sey fern von uns, Euch, junger Mann, einen Gegner aufzudringen, den Ihr aus so gerechten als löblichen Gründen verwerft. Auch wird der edle Don Garcia nach einiger Überlegung wohl einsehen, daß ihn sein Schmerz und sein Rittersinn zu einem Anerbiethen ver-

leitet haben, welches weder seinen Jahren noch seinen Kräften angemessen ist, und so bestimme ich mit Genehmigung dieser ganzen Versammlung den achten Tag von heut an zum Gottesgerichtskampf und verordne, daß der Kampf, die Ursachen und Bedingungen desselben durch Herolde öffentlich ausgerufen werden sollen, und jedermänniglich, der davon Wissenschaft hat, und sich von der Schuld des Grafen von Barcellona überzeugt hält, gegen ihn auftreten möge. — Hier schwieg Manilla. Garcia sah finster vor sich nieder, das Volk rief ihm lauten Jubel zu, und Don Raimund verließ, von Vielen begleitet, denen sein Betragen schon längst die Herzen gewonnen hatte, die Versammlung.

Ines brachte unterdessen ihre Tage in der tiefsten Traurigkeit zu. So schmerzlich ihr aber der Verlust des geliebten Jugendgespielen fiel, den sie jeden Augenblick und bey jeder Veranlassung vermißte, so konnte sie doch nimmermehr in die gehässigen Ansichten ihrer Verwandten einstimmen, und Don Raimunds That für vorsetzlichen, und noch dazu zauberischen Mord halten. Vielmehr schrieb sie Alles einem unglückseligen Zufall zu. Es war ihr eine Art von Beruhigung, wie sie vernahm, daß Don Raimund

um den Tod seines Nebenbuhlers Thränen vergossen habe, und als vollends Don Manilla den Hergang bey der Versammlung und des Grafen Betragen gegen den beleidigten Vater schilderte, da rief sie weinend aus: Ach Gott! Soll denn noch mehr Blut vergossen werden? Mein armer Sancio wird doch nicht mehr lebendig davon! Aber sie durfte diese Gesinnung nicht vor ihren Verwandten laut werden lassen, und so trug sie im Stillen ihr Leid, und bethete nun unabläßig für die Ruhe der Seele ihres Bräutigams, und für die Rettung seines unschuldigen Mörders.

Indessen war der Tag des Zweykampfs gekommen, und Don Garcia's Einfluß groß genug, um mehr als Einen Kämpfer für seine Sache zu werben. Der Geübteste und Stärkste unter ihnen ward erwählt, und der Kampf ging im Angesicht einer zahllosen Menge Volkes vor sich; aber der Graf von Barcellona blieb zur Freude aller billig Gesinnten Sieger, wie denn Gott seine Unschuld nicht anders als schützen konnte.

So sah Don Garcia seine Rachgier zum zweyten Mahle vereitelt; doch sie war dadurch nicht gestillt, sondern brannte vielmehr noch wüthender auf. Da ihm nichts übrig blieb, den

verhaßten Feind geradezu und mit offener Gewalt zu verderben, sann er auf Mittel, ihm auf andere Art beyzukommen, und fremde Kraft und fremde Mordlust für seinen Zweck zu bewaffnen. Überdieß war ihm die milde Gesinnung, womit Ines den Mörder ihres Bräutigams entschuldigte, und ihre Beruhigung, daß er im Zweykampf nicht den Tod genommen, nicht entgangen, so sehr auch Ines sie zu verbergen gestrebt hatte, und er war jetzt unabläßig an ihr, ihr Herz mit Gefühlen des Unmuths und der Rache gegen den Grafen zu erfüllen, ihr sein Betragen im schwärzesten Licht zu zeigen, keine Verläumdung zu sparen, und als ihr stiller, gerader Sinn sich durch alles dieß nicht von seiner recht erkannten Bahn abbringen ließ, stellte er ihr theils selbst, theils durch ihre Mutter vor, daß es wider allen Anstand, ja Gewissenssache sey, wenn sie bey dem vorsetzlichen Mord ihres Bräutigams ganz gleichgültig bleiben, und gar nichts unternehmen wollte, um ihren Abscheu vor der That und dem Thäter öffentlich zu beurkunden.

Lange sträubte sich Ines weinend und trauernd gegen dieses Zudringen, ihr kam es wie himmelschreyende Ungerechtigkeit vor, und obwohl sie

den Grafen kaum kannte, und nur einst ein paar flüchtige Worte mit ihm gesprochen hatte, war es ihr doch unmöglich, ihm eine so schwarze Bosheit zuzutrauen. Sie bath, sie flehte, man möchte ihr jede Theilnahme an der Rache wegen Sancio's Tod erlassen, sie sey unglücklich genug durch seinen Verlust; aber man ließ nicht nach, in sie zu dringen, und endlich machte es ihr ihre Mutter zur Bedingung ihres mütterlichen Segens, daß sie in ihres Oheims Absicht einwilligen, und laut durch einen Herold verkünden lassen mußte, die Hand der königlichen Prinzessinn und Thronerbinn von Arragon werde nur dem zu Theil werden, welcher ihr das Haupt des ruchlosen Mörders ihres Geliebten, das Haupt des Grafen von Barcellona überreichen werde. Ihm selbst aber wurde angedeutet, daß er ohne Weiteres Arragonien zu verlassen habe, und dem Mörder des künftigen Königs nur drey Tage sichern Geleits zugestanden wären, nach deren Verlauf sein Leben verwirkt seyn würde. Als diese Verkündigung in Sarragossa erscholl, und zu den Ohren des Don Raimund gelangte, erkannte er mit Schmerz und Wuth die Hand seines Feindes in dieser Verfügung, zugleich aber und am tiefsten kränkte ihn

die Erfahrung, daß Ines ihn ebenfalls hasse, weil sie eingewilligt habe, dieses Ächtungsurtheil über ihn auszusprechen. Seine Freunde eilten zu ihm und redeten ihm zu, Sarragossa alsogleich zu verlassen, wo sein Leben nicht mehr sicher sey. Seine Vernunft rieth ihm dasselbe. Dennoch zögerte er, und es schien ihm unmöglich, sich von dem Orte loszureißen, wo diejenige lebte, die er, selbst nach dem letzten Spruch, nicht aufhören konnte zu lieben. Als er endlich dem vereinten Zureden so vieler Vernünftigen und Wohlmeinenden nicht mehr widerstehen konnte, stand doch der Vorsatz in ihm fest, die angebethete Feindinn noch einmahl zu sehn, ihre Stimme noch einmahl zu hören, und dann mit allen diesen Erinnerungen auf ewig zu fliehen.

Zu diesem Ende forschte er genau nach allen Tritten und Schritten der Fürstinn, und nachdem er Alles erkundet hatte, stellte sich ihr, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach allein von der Kapelle zurückging, in welcher sie an Sancio's Grab gebethet hatte, ein blinder Pilger, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit greisem Haar und Bart dar, von Alter gebeugt, und von einem Knaben geleitet. Mit zitternder Stimme flehte der Greis sie um eine milde Gabe an.

Die Fürstinn stand mitleidig still, und ließ sich in ein Gespräch mit dem Pilger ein. Er war auf einer Wallfahrt zur Madonna auf dem Monserrat begriffen, und die Prinzessinn bezeugte ihr Erstaunen über dieß Unternehmen bey seinen Jahren und seinem Zustand. Der Greis hoffte mit Gottes Beystand und dem treuen Knaben doch das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Ach, Ihr seyd glücklich, daß Ihr das könnt! rief Ines aus: Ich wollte, ich dürfte auch auf den Monserrat, und alle meine Sorgen und Schmerzen zu den Füssen der heiligen Jungfrau ausschütten.

Und warum solltet Ihr das nicht können, gnädige Frau? Was könnte der Erbinn von Arragon verwehrt seyn? Ein tiefer Seufzer wand sich aus Ines Busen hervor. Lieber Gott! Seyd Ihr so fremd hier, sagte sie, daß Ihr nicht wißt, was in diesen Tagen Unglückliches geschehen ist, und in wessen Gebieth der Monserrat liegt? Nimmermehr kann und werde ich das Land des Grafen von Barcellona betreten!

Glaubt Ihr denn, fuhr der Pilger heftig auf, der Graf von Barcellona wäre im Stande, den erlittenen Schimpf an einer wehrlosen Frau zu rächen?

Ines trat einen Schritt zurück, der Pilger kam ihr seltsam vor. Er aber lenkte wieder ein, indem er sagte: Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin ein Unterthan des Grafen, und es thut mir weh — Laßt es gut seyn, erwiederte die Fürstinn: Ihr geht nun auf den Monserrat. Nehmt diese kleine Gabe! Ich habe kein Geld bey mir, aber verkauft diesen Ring — indem sie einen Goldreif vom Finger zog — und wenn Ihr bey der heiligen Jungfrau seyd, so gedenkt meiner im Gebeth, bethet für mich, für die Seele meines Bräutigams — und — für noch Einen! Bey diesen Worten legte sie den Ring in die Hand des Pilgers, und wollte sich entfernen; aber der Greis hielt ihre Hand fest, richtete sich stolz auf, der Pilgerhut fiel rücklings hinab, und unter den grauen, buschigen Augenbraunen blitzten sie zwey große dunkle Augen an. Die Prinzessinn schrie laut auf, da stürzte der Pilger auf seine Kniee, drückte ihre Hand an seine Brust, rief: Dieser Ring geht mit mir in's Grab! — sprang auf und verschwand.

Die Prinzessinn stand betäubt. Sie ahndete, wer es gewesen war, ein seltsames Gefühl bemächtigte sich ihrer, und als ihre Leute, die ihr Schrey herbeygezogen hatte, kamen, war sie be-

sonnen genug, den nicht zu verrathen, dem seine Kühnheit das Leben hätte kosten können; aber es blieb ein tiefes Andenken an diesen Augenblick in ihrer Seele.

Don Raimund verließ Sarragossa noch diese Nacht, und eilte nach Barcellona, wo ihn sein Vater mit großer Freude empfing, nachdem er um der Begebenheiten der letzten Zeit willen nicht wenig Angst und Sorge für den einzigen Sohn ausgestanden. Alsogleich trug er ihm an, seine Vasallen zusammenzurufen, ein stattliches Heer zu rüsten, und mit gewaffneter Hand Rache für die Beleidigung zu nehmen, die ihm in Sarragossa ein schwaches, rachsüchtiges Weib, und ihre verächtlichen Rathgeber zugefügt hatten. Allein Don Raimund schüttelte verneinend das Haupt. Nein, mein Vater! sagte er: Nimmermehr werde ich mein Schwert gegen diejenige ziehen, die ich liebe, und — ich fühle es — ewig lieben werde. Du liebst sie? schrie der alte Graf: Unsinniger! Wie ist das möglich? Deine ärgste Feindinn, die nach deinem Blute dürstet, die sich nicht entblödet, eine zarte Jungfrau von kaum sechzehn Jahren, den unmenschlichen Ruf ergehen zu lassen, der jeden Meuchelmörder berechtigt, Hand an dich zu legen, und

die ihr Herz und ihren Thron dem nächsten besten Schurken verheißt, der schlecht genug ist, dich rücklings niederzustossen?

Don Raimund schwieg finster. Was konnte er auf diese Rede seines Vaters antworten? Aber vor seinem Auge stand Ines Gestalt in der sanften Glorie des stillen Kummers, der auf ihrem ganzen Wesen lag, und des Mitleids mit einem ihr ganz fremden Armen, wie sie ihn bath, für sie zu bethen, für Sancio — und noch Einen, wie sie ihm den Ring gab, um ihn nicht ungetröstet von sich zu lassen, und es war ihm unmöglich, zu glauben, daß dieses Herz so glühend hassen sollte, ihn hassen, der sie mit Willen nie beleidigt, der sie nur geehrt und über alles geliebt hatte. Und wer war der Eine, für den er noch hatte bethen sollen? Wer war es denn, der des Gebethes jetzt mehr bedurfte, als Er selbst? Und, o Gott! wenn sie ihn, den unglücklich und unschuldig Verfolgten, damit gemeint hätte?

Diese Gedanken bewegten sich unabläßig in Don Raimunds Seele und ließen ihn in keinen von allen den Planen der Rache und Strafe einstimmen, über denen sein Vater brütete; vielmehr versicherte er, daß er auch

jetzt noch bereit wäre, sein Blut für Ines zu vergießen, die gewiß nur ein schuldloses Werkzeug in den Händen ihrer Verwandten, und der Grausamkeit nicht fähig sey, die man ihr zur Last lege.

Aber indeß Vater und Sohn also stritten, hatte der Aufruf des Don Garcia in den entlegensten Theilen Spaniens wiederhallt, und die Hoffnung, die schöne Erbinn von Arragon sammt ihrem Thron durch eine Waffenthat, oder einen Meuchelmord zu erlangen, eine Menge Fürsten und Ritter, Christen und Mauren, Tapfere und Hinterlistige gereizt, ihr Glück zu versuchen und dem glänzenden Ziel nachzujagen, das zu erringen man nur zwey Augen schließen machen durfte. Es vergingen wenig Wochen, wo nicht Don Raimund irgend eine Ausforderung erhielt und sich mit seinem guten Schwerte des Lebens gegen einen hartnäckigen oder verzweifelten Gegner zu erwehren hatte. Bisher war er stets Sieger geblieben, und die meisten seiner Widersacher hatten ihre Kühnheit mit ihrem Blute bezahlt; aber es schien nicht, als ob ihr widriges Schicksal die Andern abschreckte, vielmehr erneuerten und vermehrten sich diese Versuche, und der besorgte Vater drang in den Sohn, sich aus

einem Lande zu entfernen, wo sein Leben jedem Waghals preisgegeben war. Hierzu war Don Raimund nicht zu bewegen, er hielt es für schimpflich, der Gefahr auszuweichen, und im Hintergrunde seines Herzens lag wohl auch der Widerwille, sich noch weiter von dem Gegenstand seiner unaufhörlichen Liebe zu entfernen.

Aber es blieb nicht bey den Gefahren, die seinem Leben offenbar drohten. Hier und dort entdeckten sich heimliche Nachstellungen, und einigemahl war Raimund nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode entgangen. Nun erkannte er selbst, daß es ihm nimmermehr als Feigheit angerechnet werden könnte, wenn er sein Leben vor Meuchelmord und schändlicher List zu sichern strebte. Mit tiefem Schmerz verließ er den Hof seines alten, bekümmerten Vaters, sein schönes Geburtsland, das der Schauplatz seines Ruhmes hätte werden sollen, und ging unter fremdem Nahmen, weil ihn sein Vater nur auf diese Art sicher glaubte, nach Frankreich, und von da weiter, um Abentheuer, Ehre, Zerstreuung und vielleicht Heilung seines Kummers zu finden, aber nicht eher, bis er von seinem Vater die feyerliche Versicherung erhalten hatte, das Unglück seines Sohnes nicht in seiner Abwesenheit

an der Urheberinn desselben zu rächen. Das verhieß ihm dieser endlich nach langem Zögern, ungern genug.

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß Don Raimund seine Vaterstadt und Spanien verlassen habe, weit umher, und gelangte auch nach Sarragossa. Don Garcia hörte es mit Unmuth, denn nun war ihm der Gegenstand seiner Rache entrückt; Ines aber vernahm es mit großer Freude, in die sich nur der bittere Gedanke mischte, daß dieser tapfere, von Jedermann geachtete Ritter um ihrentwillen Vater, Vaterland und Freunde hatte verlassen müssen. Sie wagte es und bath Don Garcia, daß es ihr erlaubt werden möchte, jenen blutdürstigen Aufruf zurück nehmen zu lassen, indem es doch gar zu traurig sey, daß schon so mancher edle Ritter um ihrentwillen das Leben im Kampfe gegen den Grafen von Barcellona eingebüßt habe, und dieser nun selbst gezwungen würde, aus dem Hause seines Vaters und seinem angestammten Lande zu entfliehen, um sein Leben in Sicherheit zu setzen. Aber der Oheim schalt ihr Mitleid mit dem Mörder ihres Bräutigams als strafbar, bewies ihr, daß die Ritter, die um sie gekämpft hatten, ja nur ihrem freyen Willen und dem

Antrieb des Eigennutzes gefolgt seyen, und regte das Gemüth der Königinn in solchen Unwillen gegen Ines auf, daß diese, verzagt und betäubt von dem Zorn und den Schmähungen ihrer ersten und liebsten Freunde, zuletzt selbst anfing, sich für strafbar zu halten, und jede Regung des Mitleids für den unglücklichen Don Raimund wie einen bösen Gedanken zu ersticken suchte. So in immerwährendem Kampfe gegen ihr Gefühl, und freudenlos zwischen harten Verwandten, noch immer betrübt um den Verlust des Jugendgespielen, des Einzigen, der sie verstand, und Geduld und Liebe für sie hatte, wünschte sie nichts sehnlicheres, als in der Stille eines Klosters allem diesen Zwiespalt zu entgehen, und dort für die Seele des verstorbenen Freundes, und für die Bekehrung des verfolgten Feindes bethen zu können.

Dieser Feind war nun entfernt. Niemand wußte, wohin er gegangen war, und die Freyer der schönen Ines hatten eine weit schwerere Aufgabe, indem sie ihren Gegner erst in unbekannten Fernen aufsuchen und dann erlegen sollten, um mit seinem blutigen Haupte ihre Ansprüche auf die Hand und den Thron der Prinzessinn zu bewähren. So vergingen Monathe an Mo-

nathen, und reihten sich zu Jahren, und der Graf von Barcellona ward nicht gefunden. Ines reifte heran, ihre vorher kindlichen Reize entfalteten sich in voller Jugendblüthe, und wie auch ihr Geist sich mehr entwickelte, fühlte sie die Beschränkung lebhafter, in welcher ihr Oheim sie in jeder Rücksicht hielt, und sie würde Alles angewendet haben, sich davon zu befreyen, wenn nicht Liebe und Schonung für eine kränkelnde Mutter sie davon abgehalten hätten. Die Fürsten und Ritter, denen der Thron und Besitz der Prinzessinn von Arragonien noch immer als ein jedes Bestrebens werthes Ziel erschien, dachten nicht also, und Viele meldeten sich nacheinander und forderten, da nun einmahl jene wunderliche und grausame Bedingung zu erfüllen nicht möglich sey, geradezu als Freyer die Hand der Prinzessinn. Es waren viele tapfere, edle Männer darunter, Viele, deren Macht oder persönliche Eigenschaften sie zu wünschenswerthen Gatten für die Erbinn des schutzlosen Throns machten; aber Don Garcia wollte von keiner Vermählung seiner Nichte, von keiner Abtretung der Gewalt hören, und so wurde jener alte Ausspruch wegen des fast vergessenen Grafen von Barcellona nach Jahren wieder hervorgezo-

gen, und von Neuem als Schreckbild hingestellt, jeden Bewerber abzuhalten.

Nun zogen Einige aus, das Unmögliche zu bewirken, den verrufenen Feind in allen Ländern aufzusuchen, und entweder sichere Kunde von seinem Tode, oder seinen Kopf zurückzubringen, während Andere, minder geduldig oder zuversichtlicher auf ihre Macht, laut einen Widerruf der thörichten Bedingung forderten, und im entgegengesetzten Falle mit Gewalt der Waffen die Schmach der abschlägigen Antwort zu rächen drohten. Don Garcia, im Vertrauen auf den Muth seines Volkes und seiner Feldherrneigenschaften, blieb ungeschreckt von diesen Drohungen, und wirklich gelang es ihm, ein paar Fehden, die ihm von benachbarten Fürsten um den Besitz seiner Nichte gemacht worden waren, rühmlich und siegreich zu endigen, wodurch sowohl seine Zuversicht wuchs, als auch der Gedanke sich immer mehr befestigte, so lange er lebe, die Zügel der Regierung nicht mehr fahren zu lassen.

So waren endlich sieben lange Jahre vergangen, und die Prinzessinn, welche, kaum der Kindheit entwachsen, schon das Augenmerk aller Spanischen Jünglinge gewesen, um deren

Besitz so Vieles gethan, gestrebt, gelitten, und so manches edle Blut geflossen war, hatte unvermählt nun dreymahl sieben Sommer gesehen. Ihr größtes Glück schien ihr bey dem Schicksal, dem sie sich nicht entziehen konnte, daß ihr Herz noch für Keinen von all' den Freyern, die sich um ihre Hand gemeldet, auch nur das Geringste gesprochen hatte, und also in dieser Rücksicht kein zerstörtes Glück für sie zu betrauern war. Nur zwey Erinnerungen standen aus früherer Zeit etwas heller vor ihrem Sinn — Sancio's Bild, das in stiller Wehmuth in ihr lebte, und das Andenken an den unglücklichen Don Raimund, und seine heftige treue Liebe für sie. Nicht ungern rief sie sich oft diese Erinnerung zurück, sie sah noch den Grafen am Tage jenes unseligen Turniers in seiner dunkeln Rüstung hoch auf dem Rappen, sah ihn alle seine Gegner überwinden, aber seine Züge sich vorzustellen war ihr unmöglich. So oft sie auch strebte, sich dieselben zurückzurufen, trat das Bild des Pilgergreises im Garten mit den buschigen, grauen Augenbraunen über den jugendlich blitzenden Augen vor sie, und Alles das aus so dämmriger Ferne der Vergangenheit, daß ihr nur der einzige helle Gedanke blieb, wie sie keinen Ritter

gesehen habe, der mit Don Raimund an Schönheit, Edelsinn und Tapferkeit zu vergleichen gewesen wäre.

Don Garcia's Siege hatten auf eine Weile die Freyer der schönen Ines abgeschreckt, und diesen in seinem Stolz und Eigenwillen bestärkt. Drückender als jemahls, ließ er sowohl seiner Nichte, als den Großen des Landes und den angränzenden Fürsten die Last seiner Gewalt fühlen, und es konnte nicht fehlen, daß ihm ein solches Betragen erst Furcht, dann Haß, und zuletzt offenbare Feindschaft zuzog. Die lange geduldet hatten, wurden endlich ermüdet, und ein paar Maurische Fürsten, seine Nachbarn, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, in sein Land zu fallen, und ihn mit Erfolg zu bekämpfen.

Diese blieb nicht lange aus. Der König von Castilien schickte eine glänzende Gesandtschaft, um für seinen Sohn und künftigen Thronerben die Hand der Prinzessinn von Arragonien zu begehren. Ines nahm diese Bothschaft wie so viele vorhergehende mit Gleichgültigkeit auf, und zog Erkundigung über den Prinzen ein, der ihr Gemahl, der Gefährte ihres Lebens werden sollte. Man brachte ihr sein Bild, bestochene und un-

partheyische Menschen berichteten über ihn; aber Alles, was jene in Lob und Schmeicheleyen hüllten, was diese mit unbefangenem Sinn aussagten, und was die Züge des Gemähldes versprachen, zeigte von einem so widrigen Gemüthe unter einer so unangenehmen Hülle, daß Ines zum ersten Mahl seit Sancio's Tode den Oheim dringend bath, nur dießmahl mit Ernst und Strenge auf der sonst so gehaßten Bedingung zu bestehen. Es bedurfte dieser Bitte nicht. Don Garcia war längst entschlossen, die Absichten eines Freyers zu zerstören, der seiner Macht und seiner Nähe wegen einer der furchtbarsten Gegner schien. Es wurde also in der feyerlichen Audienz der Gesandte von Castilien hereingeführt, Ines erkannte mit Schrecken in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit dem Portrait des Prinzen und diesen selbst in dem vorgeblichen Bothschafter. Sie erblaßte, aber über des Prinzen Züge ergoß sich freudiges Roth, als er die Schönheit derjenigen erblickte, die zu der glänzenden Morgengabe eines Thrones so viel Liebreiz und Anmuth fügte. Die Wirkung dieses Eindrucks war sichtbar in seinem Benehmen. Vergebens strebte er, seine Fassung zu behaupten; die wohleingelernte Rede entfiel seinem Ge-

dächtnisse, sein Blick blieb auf der Fürstinn haften und er vermochte kaum einige unzusammenhängende Worte zu stottern. Don Garcia, welchen die ganze Bothschaft, das widrige Äußerliche des Gesandten und noch mehr die Wahl eines so ungeschickten Unterhändlers, die ihm ein Zeichen der Geringschätzung von Seite des Castilianischen Hofes schien, erbittert hatten, erklärte höflich, doch bestimmt, daß es der Prinzessinn und ihren Vormündern unmöglich sey, von dem einmahl ausgesprochenen und heilig beschworenen Worte abzugehn, daß sie zwar gar keine Einwendung gegen die Person des Thronerben von Castilien machen könnten, daß sie aber zu ihrem eigenen Mißvergnügen auf der Bedingung bestehen müßten, um derentwillen schon so mancher wohlverdiente Bewerber abgewiesen worden sey, und die Fürstinn ihre Hand nur dem reichen dürfe, der ihr das Haupt des Grafen von Barcellona überbringen werde.

Der Prinz von Castilien hörte diese Antwort mit kaum verhaltenem Grimm, und ohne den Oheim einer Gegenrede zu würdigen, wandte er sich gerade zu an Ines selbst und fragte sie mit sichtlichem Trotz, ob dieser Ausspruch auch ihr Wille wäre? Diese Frage, so wie Alles, was

sie bis jetzt gesehen hatte, beleidigte die Prinzessinn. Sie erhob sich und sagte: Ja, mein Herr Abgesandter, es ist mein ernstlicher und unwiderruflicher Entschluß. Nur dann, wenn Euer Herr, der Prinz von Castilien, den Grafen von Barcellona besiegt haben wird, werde ich demselben meine Hand reichen. Ihr haßt also diesen Grafen so unversöhnlich? fragte der verstellte Gesandte. Ob ich ihn hasse, oder nicht, ziemt Euch nicht zu fragen, noch mir zu beantworten, erwiederte die Prinzessinn mit Würde: Genug, Ihr, oder Euer Herr wißt nun die Bedingung, und ist er gesonnen, sich darauf einzulassen, so mag er hinziehen, den Grafen aufzusuchen und als Ritter sein Wort zu lösen.

Und wo hält dieser Graf von Barcellona sich auf? fragte der Gesandte.

Das ist mir nicht bewußt, aber es ist die Pflicht des Ritters, der sich dieser Bedingung unterzieht, sich auch nach der Möglichkeit umzusehn, wie er sie erfüllen könne.

Ha! Das heißt ein schmähliches Spiel mit ehrlicher Meinung und fürstlichem Worte treiben! rief der Castilianer. Ihr wißt nicht einmahl, wo Euer Feind sich aufhält, und wer Eure Hand begehrt, soll erst die weite Welt

durchziehn, um Eure Rache an einem Menschen zu befriedigen, der vielleicht längst nicht mehr lebt? Es ist deutlich, wohin Eure Absicht bey dieser Bedingung geht. Ihr wollt nicht. So hört denn den letzten unwiderruflichen Ausspruch meines Herrn und Königs: Entweder die Prinzessinn von Arragonien reicht dem Sohne meines Herrn ohne weitere Bedingung alsogleich ihre Hand, oder sie sey gewärtig, die Rache desselben zu empfinden, indem der König entschlossen ist, eine abschlägige Antwort mit den Waffen zu rächen und die stolze Erbinn von Arragon, die ihren Thron nicht mit ihm theilen wollte, zur Unterthaninn und Sclavinn zu machen.

Bey diesen Worten, die, mit höchster Erbitterung gesprochen, die unangenehmen Züge des Prinzen noch widriger erscheinen machten, fuhr Don Garcia außer sich vor Zorn empor und rief: Wohlan denn! So sey Krieg! Nimmermehr werde ich diesen Trotz dulden, und jetzt könnte der Prinz von Castilien das Haupt des Grafen von Barcellona in diesem Augenblick zu den Füssen der Prinzessinn niederlegen, so würde sie ihm jetzt und immer versagt bleiben.

Der Prinz konnte sich bey dieser Rede kaum so weit bändigen, daß sein ungestümer Zorn

sich nicht verrieth. Noch einmahl wandte er sich an Ines und fragte: ob auch Sie diesem Ausspruche beystimme? Ines schauderte. Die Möglichkeit, des Oheims Worte, diese schreckliche Bedingung wirklich einmahl erfüllt, und das Haupt des unglücklichen Verfolgten vor sich sehen zu müssen, ergriff ihr Herz mit Wehmuth und Schrecken, und machte ihr den Prinzen vollends unausstehlich. Sie schwieg einen Augenblick, und mit traurigem Ernst sagte sie hierauf: Meldet dem König, Euerm Herrn, Ines fürchte keine Drohung, und wenn es dem König wirklich gelingen sollte, ihr Heer zu überwinden, so sollte er doch versichert seyn, daß ihr Sinn niemahls überwunden werden könne. Hiermit wandte sie sich um, und tief betrübt von Allem, was sie gehört hatte, ging sie in ihre Gemächer zurück. Der Prinz von Castilien aber verließ auf der Stelle Sarragossa, und bereitete mit einem Herzen, von Liebe und Rachgier glühend, Alles zur Bekämpfung der geliebten und gehaßten Feindinn.

Auch Don Garcia versäumte nichts, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und den erbitterten Feind wohlgerüstet zu empfangen. An alle Vasallen erging sein Befehl, alle festen

Schlösser wurden untersucht, mit Mannschaft und Vorräthen versehen, die Mauern der Städte ausgebessert, neue Wälle aufgeführt, kurz Alles in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt. Ines sah seufzend diese Zurüstungen, die um ihrentwillen zwey blühende Länder zu verheeren drohten; aber sie blieb fest bey ihrem Entschluß, ihren Unterthanen keinen Gebiether zu geben, der so gesinnt sey, wie dieser Prinz von Castilien, und lieber das Äußerste zu wagen, als sich diesem Wütherich zu unterwerfen. Manchmahl beschlich sie dann, wenn sie in tiefem Sinnen durch die Alleen des königlichen Gartens spazierte, ein Bild aus der Vergangenheit. Sie dachte jener letzten Zusammenkunft mit Don Raimund, und wie edel dieses starke, treue Herz den Haß und die Rache getragen, die man unverschuldeter Weise auf dasselbe geladen, wie er sogar seinen Vater mit einem Eid verpflichtet, das Unglück seines Sohnes nicht an der Urheberinn desselben zu rächen, und sie seufzte tief über die Härte ihres Oheims, über ihre Verhältnisse und über den wilden Prinzen von Castilien, der so ganz anders gesinnt war, als Don Raimund.

Indessen rückten die Kriegsschaaren der Ca-

stilianer heran. Don Garcia ging ihnen mit seinen Truppen entgegen, und es gelang ihm abermahls, den Feind zu schlagen, und aus den Gränzen Arragoniens zu vertreiben. Jubelnd empfingen ihn die Bewohner von Sarragossa, und Ines hoffte die drohende Gefahr für dießmahl abgewendet zu sehn; aber der Infant von Castilien gab seine Wünsche auf den Besitz der schönen Ines nicht so bald auf.

Er vernahm mit Grimm die Nachricht der ersten Niederlage, schob alle Schuld auf seine Feldobersten, und, durch den Widerstand zu noch höherer Wuth entflammt, rüstete er ein neues viel stärkeres Heer, stellte sich selbst an die Spitze desselben, reizte die benachbarten Maurenfürsten auf, die günstige Gelegenheit zu benützen, wußte sich durch Unterhändler einen Weg zu den mißvergnügten Großen von Arragon zu bahnen, und ehe Garcia es sich versah, schlug die helle Kriegsflamme nicht allein rings um sein Land, sondern selbst im Innern desselben empor. Aber Garcia verlor mit dem Glück nicht den Muth, sein fester Sinn sann auf Rath und Mittel, und der lebendige Entschluß, nimmermehr zu weichen, und durch keine Gefahr sich zum Nachgeben zwingen zu lassen, gab ihm mehr als ge-

wöhnliche Kraft, und beseelte die treugeblie-
benen Schaaren mit unbezwinglichem Helden-
muth. Von allen Seiten rückten die Feinde
heran. Einige seiner mächtigsten Vasallen hatten
schändlich seine Fahnen verlassen, und sich zu
den fremden Völkern geschlagen. Garcia blieb
unerschüttert, er begegnete dem Feind überall
mit Besonnenheit, und lange Zeit that er al-
len auf ihn eindringenden Stürmen kräftigen
Widerstand. Wären seine Großen ihm treu ge-
blieben, er hätte über alle seine Feinde zuletzt
den Sieg davon getragen; aber die innere Zwie-
tracht löste die Bande seiner Macht, Ein Bey-
spiel der Treulosigkeit zog das andere nach sich,
die Zahl der Feinde wuchs ums doppelte, wie
die Zahl der Seinen sich verminderte, eine feste
Burg ergab sich nach der andern, theils durch
Verrath, theils von Übermacht gezwungen.
Schon war der größte Theil des Landes in
den Händen des fremden Feindes, oder ein-
heimischer Verräther, und in einer Schlacht,
in der der kleine ihm treue Haufe mit Löwen-
muth stritt, und er selbst Wunder der Tapfer-
keit that, stürzte er, von einem feindlichen
Wurfspieß getroffen, vom Pferde, und alle
Liebe und Anstrengung der Seinigen, die größ-

ten Theils kämpfend neben ihm starben, vermochte nicht, den verwundeten Fürsten der Gefangenschaft des erbitterten Siegers zu entreißen. Nach langen fruchtlosen Versuchen zog sich endlich das Arragonische Heer, zwar geschlagen, aber in guter Ordnung zurück, und brachte die unglückselige Nachricht nach Sarragossa.

Die Königinn, schon längst gebeugt, und im Innern aufgerieben durch alle vorhergegangenen Gefahren und Ängsten, unterlag der Nachricht von der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tode eines Bruders, den sie über Alles liebte, und Ines hatte binnen drey Tagen den Verlust ihres Beschützers, und den Tod ihrer Mutter zu beweinen. Zugleich erschien eine Bothschaft vom Infanten von Castilien, worin er der verwaisten Prinzessinn antrug: Wenn sie sich sammt ihrem Lande der Gnade des Überwinders unterwerfen, und jene tolle Bedingung widerrufen wolle, so würde er das Geschehene vergessen, sie auf seinen Thron erheben, und ihren Oheim freygeben; sollte sie sich aber noch ferners weigern, so schwöre er, von keiner Versöhnung mehr etwas wissen zu wollen, Arragonien zu verheeren, Sarragossa zu zerstören, und sie sammt ihrem Oheim als

Sclaven an seinen Thron zu schmieden. Ines vernahm diese Bothschaft, aber sie wurde dadurch nicht erschreckt, vielmehr schien die Größe der Gefahr und die mißliche Lage, in der sie sich befand, ihr neue, vorher nicht gekannte Kräfte zu geben. Sie berief schnell die wenigen treu gebliebenen Vasallen, sie berathschlagte mit ihnen, und Alle erstaunten über den Geist und den Muth, den diese junge Fürstinn in diesen wichtigen Angelegenheiten zeigte. Ihre Trauer, ihre Schönheit, ihre Gefahr und ihr Heldensinn begeisterten die Ihrigen, sie gelobten ihr Treue bis in den Tod und beschworen sie, sich nicht zu ergeben, uud auf den Muth und die Standhaftigkeit der Ihrigen zu bauen. Von nun an war Ines die Seele aller Anstalten, aller Verhandlungen. Mit reifer Überlegung erschien sie im Rath, gewaffnet zeigte sie sich, wenn es nöthig war, bey ihren Kriegern, flößte Allen Zuversicht und Freudigkeit ein, und der Infant erfuhr zu seinem größten Verdruß, daß er mit der Gefangennehmung des gefürchteten Don Garcia bey Weitem seine Feinde noch nicht ihres Hauptes und ihres Schutzes beraubt hatte. Um so wüthender und mächtiger ließ er nun von allen Seiten das geängstete Land und die

Hauptstadt bedrängen. Bald waren die blühendsten Fluren eine weite Wüste, die Feindesschaaren rückten immer näher, und schon erblickte man von den Thürmen Sarragossa's die Rauchsäulen der verheerten Dörfer, die die Annäherung der feindlichen Heere ringsherum bezeichneten, schon erschienen in Staubwolken die Armeen selbst, schon schlugen sie ihre luftigen Lager auf im Angesichte der unglücklichen Stadt, die nun bald Alles war, was Ines noch von ihrem väterlichen Reich und von Vertheidigungsmitteln besaß.

Nun war Sarragossa beynahe umringt, das Castilianische Heer, verstärkt durch die abgefallenen Großen des Landes, lagerte in seinem Angesichte, auf den nächsten Höhen erblickte man die langen dunkeln Reihen der Maurischen Gezelte, und schon fingen Einige an, die Hoffnung aufzugeben und zu einer Capitulation zu rathen, so lange die noch ungebrochene Kraft ihnen Anspruch auf leidliche Bedingungen gäbe. Schaudernd hörte Ines diese Stimmen sich erheben, und der Gedanke an den Untergang ihres Glücks und ihres Landes, sie möchte dem Tyrannen auf diese oder jene Art in die Hände fallen, erfüllte sie mit Entsetzen. In diesen Au-

genblicken der höchsten Bedrängniß stürzte ein athemloser Bothe in den Saal der Versammlung und meldete, daß man eine neue Staubwolke von Osten her sich wälzen sähe, die die Ankunft noch eines kriegerischen feindlichen Haufens verkünde. Alles war bestürzt, Ines erblaßte. Sie sah ihr Schicksal voraus, und keine andere Aussicht, als, um das Leben und die Habe ihrer Unterthanen zu retten, sich dem Sieger zu unterwerfen. Man eilte auf die Thürme der Stadt, und entdeckte eine kleine Schaar, die mit Castilianischen Fahnen und Zeichen von den Höhen herabkam und zu dem übrigen Heer stossen zu wollen schien. Ein paar Reiter sprengten aus dem Haufen hervor bis nahe an die Stadtmauern, Einer schoß einen Pfeil ab, der Pfeil flog über die Mauer, und ein Zettel, der daran befestigt war, zog die Aufmerksamkeit der Umstehenden an sich. Er war an die Prinzessinn gerichtet, und wurde sogleich überbracht. Er lautete also:

»Der König von Frankreich, Eurer Noth »kundig, sendet Euch Hülfe. Zweytau»send Schützen sind im Gebirge versteckt, »und harren Eures Befehls. Laßt die »Besatzung morgen einen Ausfall ma-

»chen, und seyd unserer Unterstützung
»gewiß.«

Der Feldhauptmann des Königs,
Ritter von Montauban.

Die Prinzessinn hielt erstaunt, erfreut und verlegen den Zettel in ihrer Hand. Diese unerwartete und unerbethene Hülfe, die sonderbare Art, wie sie angekündigt wurde, Alles war ganz geeignet, mehr Mißtrauen als Zuversicht einzuflößen. Indessen ließ sie auf der Stelle ihre Feldobersten, so wie die Häupter der Stadt zusammen berufen, und trug ihnen den Fall vor. Die Stimmen waren getheilt. Manche zeigten sich geneigt, dem unbekannten Helfer zu glauben, bey Weitem die Meisten riethen zur Vorsicht, indem sie es für eine List und einen Fallstrick des Feindes hielten. Da erboth sich Einer der Ritter diese Nacht verkleidet aus der Stadt zu gehen, durch die Feinde durch bis in die Berge zu schleichen, und sichere Kunde von der Beschaffenheit der versprochenen Hülfsvölker zu bringen. Das kühne Anerbiethen ward angenommen, und mit einbrechender Nacht der Ritter, als Landmann verkleidet, aus der Stadt entlassen.

Noch ehe der Tag seinen Weg erhellen und

ihn dem lauernden Feindesposten verrathen konnte, ertönte das mit ihm verabredete Zeichen. Die Pforte ward aufgethan, und der Späher, dessen freudefunkelnder Blick nur Gutes kündete, alsogleich zur Fürstinn geführt. Er war im Gebirge gewesen, er hatte den Ritter von Montauban und seine Schaaren gesehen und gesprochen, er war von seinem Betragen, von seiner Ergebenheit für die Fürstinn ganz bezaubert, noch mehr aber von der Besonnenheit und kriegerischen Erfahrung, womit er Alles entworfen und aufs Beste eingeleitet hatte. Neuer Muth und Freudigkeit beseelten nun die kleine Heldenschaar in der Stadt, und zu einem entschlossenen Ausfall wurden alle Anstalten gemacht.

Nicht sobald hatten die Thore sich geöffnet, und die treuen Arragonier im Felde gezeigt, als die Castilianer mit wildem Grimme heranstürmten, und den kleinen Haufen zu umringen drohten; aber mitten in der Hitze des Gefechts, als sie sich schon Meister vom Schlachtfelde glaubten, fühlten sie sich von dem Ritter von Montauban mit seinen Schaaren im Rücken angefallen. Dieser Angriff, dieses Einstürmen war unwiderstehlich, des Ritters Schwert säete Leichen, nichts konnte vor ihm bestehn, und Er

allein schien ein Heer zu gelten. Überall flog er hin, wo die Gefahr am größten war, und überall war sie verschwunden, wo er sich zeigte. Auch die Besatzung, von dieser Unterstützung ermuthigt, kämpfte mit verdoppelter Kraft, und so, von zwey Seiten gedrängt, wichen die Castilianer zuerst, warfen sich dann in eine unordentliche Flucht, und erreichten nur mit großem Verlust ihr Lager; die siegreiche Besatzung aber und die Schaar des fremden Ritters zogen triumphirend in die Stadt ein.

Die Prinzessinn befahl sogleich, den Herrn von Montauban zu ihr zu führen, damit sie ihm danken und ihn um seinen fernern Beystand bitten könne. Er erschien vor ihr, noch vom Staub der Schlacht bedeckt, aber mit enthelmtem Haupte, eine edle Gestalt, näher dem Mann als dem Jüngling, mit bedeutenden Zügen, die in blühender Jugend lieblich gewesen seyn mußten. Jetzt herrschte ein finsterer Ausdruck von Schwermuth in diesen dunkeln Augen, und eine tiefe Narbe über der Stirn, die sich fast bis an die Augenbraunen zog, gab dem Gesicht kriegerischen Ernst und männliche Würde. Er trat ein — blieb einen Augenblick stehen — schien sich zu fassen, näherte sich dann mit Anstand, ließ sich auf

ein Knie vor Ines nieder und ergriff ihre dargebothne Hand, um sie an seine Lippen zu drücken. Es schien der Prinzessinn, als zittere die Seinige, indem er es that, und sie schrieb es der Ermüdung der Schlacht zu; daher, sobald sie ihm eben so herzlich als würdevoll gedankt hatte, bath sie ihn aufzustehen, und neben ihr Platz zu nehmen, da es ihrem Retter wohl zieme, sich in ihrem Pallast als in seiner Heimath zu betrachten.

Montauban erhob sich. Er stand vor der Prinzessinn, sein Auge ruhte auf ihrer Gestalt, aber er sprach noch immer nicht, und es schien, als hemme eine übergroße Bewegung in seinem Innern jeden Laut, den seine Lippen vorzubringen strebten. Die Prinzessinn sah ihn besorgt an. Was fehlt Euch, Herr Ritter? sagte sie: Mich dünkt, Ihr seyd nicht wohl — Ihr leidet —

Nein! rief der Fremde jetzt mit einer sanften Stimme, die angenehm in Ines Ohren klang: Nein, unvergleichliche Fürstinn! Ich leide nicht; vielmehr bin ich so glücklich, als ich lange nicht mehr zu werden hoffte. Entschuldiget mein ungeziemendes Betragen mit der Unerfahrenheit eines Kriegers, der seit Jahren nichts als Schlachten und Lager kennt, und verzeiht,

wenn ich Etwas gethan, das Euer Mißfallen erregen konnte!

Ines antwortete freundlich auf diese Rede, dann aber wies sie dem Ritter zum zweyten Mahl den Platz neben sich an, und wie er sich nach und nach zu fassen schien, kehrte seine Besinnung zurück, und die heutige Schlacht und die Anstalten zu künftigem kräftigen Widerstand waren der Inhalt eines lebhaften Gesprächs zwischen der Fürstinn, einigen ihrer Großen und dem fremden Ritter.

Die Prinzessinn bemerkte nach einer kleinen Weile, daß Ruhe und Erhohlung dem Ritter nothwendig seyn würde, sie bath den edlen Diego, ihn in die für ihn bereiteten Gemächer zu führen, und behielt sichs vor, den folgenden Tag über der Tafel seinen Rath und seine Meinung zu hören. Noch einmahl reichte sie ihm beym Abschiede die Hand, und eine flüchtige Gluth, die sein Gesicht in dem Moment überzog, wo seine Blicke denen der Prinzessinn begegneten, erregte seltsame und nicht unangenehme Gedanken in ihr.

Montauban wurde nun zu allen Rathsversammlungen gezogen. Sein lebhafter Geist, seine kriegerische Erfahrung, noch mehr aber die gren-

zenlose Ergebung, mit der er die Sache der bedrängten Fürstinn zu seiner eigenen machte, gaben der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Es war jetzt weder von Übergabe noch Unterwerfung mehr die Rede, vielmehr wuchs Allen mit dem Muth die Hoffnung, und sie sahen die Möglichkeit vor sich, nicht allein jetzt nicht zu unterliegen, sondern den übermüthigen Feind wieder aus ihren Gränzen zu treiben, und frey und unbesiegt unter ihrer Fürstinn in angeerbten Sitten zu leben. Bald gelang es ihnen unter der Anführung ihres neuen Feldherrn, dem einmüthig von Allen der Oberbefehl übertragen wurde, die Feindeshaufen aus der Nähe der Hauptstadt wegzudrängen. Bald athmeten die Bewohner Sarragossa's wieder freyer, als ringsum in der Fläche und auf den Höhen keine feindlichen Gezelte mehr zu sehen waren, und mit jedem Schritt Landes, den sie dem Gegner wieder abgewonnen, sich die Zahl ihrer Mitstreiter mehrte, und der kleine Haufe an muthigen Kämpfern wuchs, die, des eben erlittenen Druckes noch eingedenk, Alles daran setzten, um nie wieder in gleiche Noth zu gerathen.

Ines fühlte tief die Verbindlichkeit, die sie dem fremden Ritter hatte, den bloß die Erkennt-

niß ihres Rechts und Mitleid mit ihrer Lage bewogen hatten, den König von Frankreich für sie zu gewinnen, und den Befehl über die zugesandten Hülfstruppen zu übernehmen. Aber es war nicht diese Dankbarkeit allein, die ihr den Herrn von Montauban wichtig machte; es lag noch ein eigner Reiz in dem düstern und doch milden Betragen des Fremden, in der ergebenen und zugleich scheuen Art, mit der er sich gegen sie betrug, in dem Ton seiner Stimme, der wie ein Wiederhall aus frühern schönen Tagen in ihrer Seele klang, und ihr immer eine unerklärliche aber angenehme Regung erweckte. Im Anfang seiner Anwesenheit war er beständig in Sarragossa gewesen. Sie hatte, so oft es Geschäfte und Wohlstand verstatteten, seines Umgangs genossen, sie war ihm gut aber ganz ruhig gewesen. Jetzt, wo der Feind, durch seine Tapferkeit verdrängt, sich von der Hauptstadt zurückgezogen hatte, und nun der Schauplatz des Krieges entfernter war, gab es öftere und längere Abwesenheiten, und Ines fing an zu fühlen, daß sie nicht bloß den Rath des verehrten Beschützers, sondern auch den Umgang des liebenswürdigen Freundes schwer vermisse, daß sie nicht mehr allein um den Ausgang des Gefechts, son-

dern auch um das Leben ihres Retters besorgt sey, und die lebhafte Freude, mit der sie ihn jederzeit empfing, wenn er mit neuen Lorbeern, die er für sie erworben, nach Sarragossa zurückkam, und das wunderbar mit Trauer gemischte Entzücken, das dann in seinen Blicken sich mahlte, zogen unvermerkt und leise ihr Herz immer fester an ihn.

Der Infant von Castilien sah mit Wuth die Fortschritte seiner Feinde und die vereitelten Hoffnungen seiner Rache und Liebe. Er war von Allem genau unterrichtet, und nun wendete sein Zorn sich gegen denjenigen, dessen Arm und Rath ihm den beynahe erlangten Sieg entrissen hatten. Den Ritter von Montauban lebendig oder todt in seine Macht zu bekommen und alle seine Rachlust an diesem Gegner zu fühlen, war das Ziel seines Strebens, und er verschmähte keine Mittel, um es zu erreichen. Montaubans Muth und Geistesgegenwart machten jeden offenbaren Angriff, die Liebe seiner Soldaten jede Verrätherey zu nichte; aber das Herz der Fürstinn wurde durch die Gefahr ihres Retters noch lebhafter bewegt, und mit doppelter Angst sah sie ihn nun sich rüsten und ausziehen. Ihre Ahndung hatte sie nicht betrogen. Auf einem Ritte,

den er, nur von Wenigen begleitet, unternahm, um die Stellung des Feindes zu erforschen, wurde er von einem Schwarm Feinde, der im Hinterhalte gelauert hatte, plötzlich angefallen, und nur seine und seiner Begleiter Tapferkeit entriß ihn dem Tode oder der Gefangenschaft; aber er wurde bedeutend verwundet, und so, auf den Schildern seiner Leute getragen, brachte man ihn nach Sarragossa zurück. Ines erschrack tödtlich, sie befahl, den Ritter sogleich in den Pallast zu bringen, und erklärte, daß sie selbst seine Pflege übernehmen werde, da sie, wie alle Frauen jener Zeit, in der Wundarzneykunst wohl erfahren war, und diese Sorgfalt ihr für einen Helden, dem sie und das ganze Land ihre Rettung dankten, nicht zu weit getrieben schien. Montauban hörte diesen Befehl der Fürstinn, ein glühendes Roth flog über sein bleiches Gesicht, und es schien, als ob auf einige Augenblicke seine Erschöpfung und seine Schmerzen verschwunden wären. Man brachte ihn in ein Zimmer des Pallastes, und hier, auf einem Ruhebett liegend, erwartete er die Ankunft seines huldvollen Arztes. Die Prinzessinn trat ein, mit hochschlagendem Herzen, ängstlich zitternd, von einigen ihrer Frauen begleitet. Der Ritter

wollte sich erheben, um sie zu begrüßen und ihr zu danken. Sie winkte ihm, ruhig zu bleiben, und versuchte es, ihm ihren und ihres Volkes Dank für seine Treue und seinen Muth zu bringen; aber sie war zu verwirrt, zu sehr von dem ergriffen, was sie vor sich sah, um mehr als einzelne Worte hervorbringen zu können. Nun fing sie an, nach der Wunde zu forschen. Sie war am Oberarm, tief, jedoch nicht gefährlich, und nur Blutverlust und innere Bewegung hatten den Ritter so sehr erschöpft, daß er einer Ohnmacht nahe war. Ines sah es, und dieser Anblick vermehrte ihre Verwirrung. Kaum war sie im Stande, die Wunde zu behandeln und den Verband zu endigen, indeß ihre Frauen sich bemühten, durch stark duftende Essenzen des Ritters Bewußtseyn zu erhalten. Nur abgebrochene Worte, nur Seufzer entflohen Beyder Lippen, aber Ines vermochte ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten. Montauban sah sie fließen, er raffte sich empor, wollte zu ihren Füßen stürzen, und sank zurück. Ines schrie laut, sie umfaßte erschrocken den Sinkenden, er schlug das matte Auge auf. — O, wie süß ist dieser Tod! lispelte er leise. Ines winkte ihm zu schweigen, sie faßte seine Hand zwischen ihre beyden Hände

und beschwor ihn, sich ruhig und still zu verhalten, weil nur hiervon seine Genesung, und von dieser ihres Landes Glück abhänge. Sie nannte ihr Land, aber der Blick ihrer nassen Augen schien dem Ritter zu sagen, daß es das Glück ihres Lebens sey. Er verneigte sich stumm, zog ihre Hand in heftiger Bewegung an seine Brust — ließ sie dann plötzlich fahren und rief mit Anstrengung: Ach, wenn ich nur nicht bald ein Gegenstand Eures Hasses werde, wie ich jetzt ein Gegenstand Eures Mitleids, Eurer Güte bin!

Welche finstern Gedanken! antwortete Ines: Wie verfallt Ihr auf solche Träume? Es ist unmöglich, daß ich und meine Unterthanen jemahls vergessen, was wir Euch schuldig sind, daß je unser Dank und mit ihm unser inniger Antheil an Eurem Wohle aufhöre. Darum widerstrebet mir nicht, die ich Euch als Euer Arzt zu befehlen habe! Beruhigt Euch, verbannt die finstern Vorstellungen, die Eure Seele ängstigen, und die bloß Wirkung Eurer Entkräftung sind, und öffnet Euer Herz den schönen Hoffnungen, zu denen Ihr uns Alle durch Eure Thaten berechtigt! Für jetzt aber bleibt ganz stille und ruhig, und sobald Ihr einer Aufhei-

terung fähig seyd, wird es meine liebste Pflicht seyn, Euch so wenig als möglich zu verlassen, und für die Heilung nicht bloß Eurer Wunde, sondern auch Eures Gemüthes zu sorgen. Bey diesen Worten drückte sie leise die Hand des Ritters, legte ihm, der von Neuem Etwas sagen wollte, mit unbeschreiblicher Freundlichkeit den Finger auf die Lippen, und entfernte sich mit ihren Frauen, indem sie zwey ihrer Hofleute zurückließ, die abwechselnd dem Ritter Gesellschaft leisten, und für alle seine Bedürfnisse sorgen mußten. Sie ging, und Montauban blieb mit seinen Gefühlen, seinem Bewußtseyn und seinen Hoffnungen allein.

Mehrere Tage hielt die innere Unruhe, die den Ritter bewegte, und die durch die huldvolle Behandlung der Prinzessinn eher vermehrt als gestillt zu werden schien, seine Genesung auf, und die Sorge um sein Leben zeigte sich in ihrem blassen Gesichte, in ihren kummervollen Blicken. Auch klangen manche seiner Reden so, als ob er diese Genesung nicht einmahl wünsche, als ob unter der milden Pflege und in der Nähe der Fürstinn zu sterben sein geheimer Wunsch sey, und jede solche Äußerung verstärkte die zarten Bande, die die Prinzessinn an den verehr-

ten Mann zogen, der so unglücklich schien, und dem sie so viel zu danken hatte. Endlich siegten treue Pflege und ungeschwächte Kraft, Montauban fing an sich zu erhohlen, und Ines hielt treulich Wort. Immer von einer oder zwey ihrer Damen begleitet, war sie, so viel als möglich, bey ihm, bald verkürzten Gespräche und Erzählungen, bald Saitenspiel und Gesang die Stunden. Nach einigen Tagen konnte Montauban zu Ines großer Freude schon sein Lager verlassen und bald darauf zwar noch keine Waffen tragen, aber bereits wieder an allen Überlegungen und Maßregeln für den künftigen Gang des Krieges Antheil nehmen. Mit seiner Genesung kehrten Heiterkeit und Leben auch auf die Wangen der Fürstinn zurück, und tausend kleine Sorgen und Aufmerksamkeiten, die sein Zustand nöthig machte, wurden zu tausend Fäden, die ihr Herz still aber innig an ihn banden.

Oft war schon bey traulichen Unterredungen das Gespräch auf die vergangenen Zeiten gefallen, und endlich kam es einmahl auf jenes unselige Turnier, das der Anfang alles nachfolgenden Unglücks gewesen war, und auf das Schicksal des Grafen von Barcellona. Montauban schien dieß Gespräch nicht ohne Bewegung

zu hören, und Ines, besorgt für ihren Freund, war im Begriff, es zu unterbrechen, indem sie bemerkte, es könne ihn ein Gegenstand wohl nicht unterhalten, von dem er ganz und gar nicht unterrichtet sey.

Verzeiht, gnädigste Frau! fiel der Ritter von Montauban ihr lebhaft ein: Dieser Gegenstand ist für mich allerdings von großer Wichtigkeit, denn ich habe den Grafen von Barcellona sehr wohl gekannt.

Ihr habt ihn gekannt? rief Ines: O sagt mir, was war das Schicksal des Unglücklichen?

Dieses Wort aus Eurem Munde, gnädige Frau, gibt mir den Muth, Euch mehr zu sagen, als ich vorher nicht gewagt haben würde. Ja wohl unglücklich, recht sehr unglücklich war mein Freund!

Er war? rief die Prinzessinn mit Antheil: Ach Gott! Lebt er also nicht mehr? Es ging ein Gerücht —

Sein Leiden ist zu Ende, er starb in meinen Armen.

Nun, Gott sey seiner Seele gnädig! sagte Ines, faltete die Hände, und schlug ihre Augen wie bethend zum Himmel. Alles blieb einen Augenblick still. Und wie und wo starb

der Arme denn? fuhr sie fort. Erzählt mir, Ritter! So viel Bitteres dieser Mensch in mein Leben gegossen hat, kann ich doch unmöglich ihm mein Mitleid versagen. Er that es wider Willen, und er hat schwer gebüßt.

Ja wohl schwer und lange, gnädige Frau! Ihr wißt, welches Bild, und wie glühend es in seiner Seele lebte. Es hat ihn aus Spanien, es hat ihn durch das ganze Abendland, wo er unter fremdem Nahmen ein ritterlich irrendes Leben führte, bis nach Palästina begleitet. Dort war er entschlossen, sich in den Orden der Templer zu begeben, und seine Kraft und sein Blut der Vertheidigung des heiligen Kreuzes und des Grabes Christi zu weihen. Ich war der Vertraute seines Kummers, ich allein erfuhr seinen Nahmen, sein Schicksal, und den Nahmen derjenigen, die ihn so schrecklich verfolgte, und die er so unaufhörlich liebte.

Ritter! unterbrach Ines hier den bewegten Redner: Vermengt ein schwaches Werkzeug nicht mit dem rachedürstenden Urheber eines grausamen Ausspruchs, und glaubt nicht Allem, was das Gerücht sagt!

Es ist jetzt das erste Mahl, erwiederte Montauban, indem sein großes Auge zur Erde sank,

und eine feine Röthe sein Gesicht überzog, daß ich hier in Sarragossa ein milderes Urtheil über meinen unglücklichen Freund fällen höre. Es würde seinen letzten Augenblick versüßt haben, wenn er hätte ahnden können, daß der unversöhnliche Zorn, von dem er sich verfolgt wußte, in der Brust des einzigen Wesens, dem sein ganzes Daseyn geweiht war, einer milderen Empfindung Platz gemacht habe.

Ines sah zur Erde nieder. Es war etwas in den Worten und dem Tone des Ritters, das ihr Innerstes bewegte. — Und wie starb Don Raimund? hub sie nach einer Weile an, und Montauban glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen.

In der Schlacht vor Damaskus stritten wir nebeneinander. Mein Freund focht, wie immer, mit jener Entschlossenheit, die eine Folge des geringen Werthes war, den er auf sein Leben legte, und er war so glücklich, die Feinde zum Weichen zu bringen. Aber bald erschienen neue Schaaren von Ungläubigen, wir wurden umringt, gedrängt, schon waren unsere Pferde getödtet, und wir kämpften zu Fuß gegen den weit überlegenen Schwarm, ohne Hoffnung, unser Leben zu erhalten, und mit dem Entschluß,

es so theuer als möglich zu verkaufen. Da spaltete der Säbel eines Türken das Haupt meines Freundes, er sank — ich mit ihm. Er starb in meinen Armen, sein letztes Wort war der Nahme derjenigen, die sein ganzes Leben beherrscht hatte.

Hier schwieg Montauban, und kein Laut unterbrach die Stille, die auf seine Worte folgte.

Ein tiefer Seufzer hob den Busen der Prinzessinn. — Armer Raimund! sagte sie: Er hatte ein besseres Loos verdient! Und Ihr selbst, Ritter? fuhr sie fort, indem sie besorgt zu ihm emporblickte. —

Ich blieb verblutend auf Raimunds Leiche liegen, und fand mich, als ich erwachte, in der Gefangenschaft des Aga, dessen Säbel die Leiden meines Freundes geendigt hatte.

Mein Gott! In der Gewalt eines Ungläubigen?

Er war ein Mensch, gnädige Frau, und ein sehr edler. Unsere Gegenwehr hatte ihm Achtung eingeflößt. Er ließ mich gut pflegen, ich fand eine freundschaftliche, eine väterliche Behandlung, und frey, ohne Lösegeld, das sein edler Sinn als eine Beleidigung verschmähte, entließ er mich, sobald ich genesen war, zu den Meini-

gen zurück, und forderte nichts von mir, als das Versprechen, ihm nie wieder in der Schlacht zu begegnen.

Gott lohne den guten Aga! rief Ines lebhaft: O, wenn er wüßte, welchen edlen Gebrauch Ihr von dem Leben gemacht habt, das er Euch erhielt, er würde sich doppelt seiner That freuen! Sie reichte dem Ritter bey diesen Worten, hingerissen von ihrer Empfindung, die Hand, die Montauban mit stummen Entzücken an seine Lippen und an sein Herz drückte.

So endigte sich dieß Gespräch und noch manches andere mit Erregung von Gefühlen, die zwey liebende Herzen einander immer naher brachten, bis der Ritter sich ganz hergestellt fühlte und nun wieder vor Ungeduld brannte, in's Feld zu eilen und den glücklich begonnenen Krieg siegreich zu endigen.

Auch dieser Zeitpunct rückte nun heran. Alles wurde dazu bereitet, und der kommende Tag zur Abreise des Ritters in's Lager bestimmt. Ines sah ihm mit geheimer Angst entgegen, aber es war nicht ihr Thron, ihr Reich, für dessen Erkämpfung sie besorgt war, es war Montauban's Leben, für das sie zitterte, und das durch seine letzte Gefahr und sein Betragen

während der Zeit, als sie so nahe mit ihm zusammen gelebt hatte, ihr unendlich theuer geworden war. Auch Montauban's Freude, gegen den Feind seiner Fürstinn zu ziehn, ihn zu überwinden und ganz aus ihren Staaten zu vertreiben, war sehr durch die Furcht der nahen Trennung gemindert, und ohne sich's mit Worten zu gestehn, verbargen sich doch Beyde ihre stille Traurigkeit nicht. Am Abend zuvor, nachdem der Ritter lange schweigend und düster neben Ines gesessen hatte, äußerte er plötzlich den Wunsch, sie auf ihrem Gang in die Capelle, wo sie täglich an Sancio's Grabmahl zu bethen pflegte, begleiten zu dürfen. Die Prinzessinn schien wohl etwas verwundert über dieses Begehren, aber sie bewilligte es mit Vergnügen. Die Damen, welche ihre Gebietherinn begleiteten, blieben wie gewöhnlich am Eingang zurück. Ines und der Ritter nahten sich dem Grabmahl. Die Prinzessinn bemerkte, daß Montauban sehr bewegt und unruhig schien; aber es war ein geheimes Gefühl in ihr, das sie hinderte, ihn darum zu befragen. Schweigend kniete sie auf den Stufen nieder und winkte dem Ritter, ein Gleiches zu thun. Er sah Ines mit düsterm Blicke an — verneigte sich — sank einige

Schritte hinter ihr auf seine Kniee, senkte das Haupt in beyde Hände und blieb so in tiefsinniger Stellung liegen. Die Prinzessinn bethete heut inbrünstiger als je für Sancio's Seligkeit und für Montauban's Leben. Sie flehte den Schatten des Jugendgespielen an, den Geliebten zu schützen, und sein und ihr Vorbitter am Throne des Ewigen zu werden. Mit leichterm Herzen stand sie endlich auf. Montauban hatte seine Stellung noch nicht verlassen. Ines stand eine Weile neben ihm, ohne daß er sie bemerkte. Endlich richtete er sich auf, sah Ines starr an, sprang empor und faßte mit wildem Blick ihre Hand. Ihr habt nun für Euern ermordeten Geliebten gebethet, rief er: Würdet Ihr auch für seinen Mörder bethen?

Ines schauderte. — Für die unschuldige Ursache seines Todes? antwortete sie sanft: Warum nicht, Herr von Montauban? O, es wäre nicht das erste Mahl, daß ich für den unglücklichen Don Raimund gebethet habe.

Ist es möglich? rief Montauban mit sichtbarer Freude: O, so erweiset mir die Liebe, und wenn Ihr meine Dienste für irgend Etwas rechnet, bethet in meiner Gegenwart für den Grafen von Barcellona!

Recht gern, erwiederte Ines, nahm ihren vorigen Platz ein, und sandte ein herzliches Gebeth für die Ruhe der Seele des Unglücklichen zum Himmel, der für ein unfreywilliges Verbrechen so viel ausgestanden hatte. Dann wandte sie sich zum Ritter um, der noch auf seinen Knieen lag, und sah mit Erstaunen Thränen in seinen zum Himmel gerichteten Augen. Sie trat zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte liebreich: Seyd Ihr nun zufrieden, Herr von Montauban?

Ich bin ganz — ganz glücklich, rief der Ritter, beugte sein Gesicht auf ihre Hand und Ines fühlte seine Thränen auf ihren Fingern. Tief gerührt und mit bewegter Stimme sagte sie: Ihr seyd wohl ein seltner Freund, Herr Ritter, und Raimund muß Euch sehr werth gewesen seyn.

Es ist nicht das! rief Montauban mit Feuer: Es ist die Beruhigung, die Eure Milde in mein Herz strömt! O, wenn Ihr wüßtet, wie unglücklich Raimund war, wie er Euch geliebt, wie unauslöschlich, wie hoffnungslos — wie Euer Bild ihn überall begleitet, wie er alle seine Thaten nur für Euch gethan, Euch allein sein Leben geweiht, Euch, die er nach seinem Blute dürstend glaubte — wie ergeben er diesen Haß trug,

wie er das einzige Andenken, das er von Euch besaß, jenen goldnen Ring, den Ihr einst dem blinden Pilger gegeben, seither als ein Heiligthum auf seinem Herzen getragen, und ihm allein seine Siege und die Erhaltung seines Lebens zugeschrieben!

Sein Leben? unterbrach ihn die Prinzessinn verwundert: Er ist ja todt, wie Ihr mir sagtet?

Montauban erröthete und schwieg einen Augenblick. Bis zu jener Schlacht, sagte er endlich mit einiger Verwirrung, bis der Tod dem unwillkommenen Daseyn ein Ende machte —

Ines trat einen Schritt zurück. Sie sah den Ritter starr an. — Auf einmahl zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Sie wollte sprechen, hielt sich aber zurück, indem ihr Auge auf den Zügen des Ritters ruhte, in denen Besorgniß, Liebe und heftige Rührung sich mahlten. Dann näherte sie sich ihm wieder, und indem sie ihn mit freundlichen Blicken aufstehen hieß, und selbst emporrichtete, sagte sie: Seyd versichert, Herr Ritter! Welches auch das Verhältniß seyn mag, das zwischen Euch und Don Raimund waltet, ich habe den Grafen von Barcellona nie gehaßt. Jetzt aber ist er mir, um seines Freundes willen, theuer geworden.

Montauban sprang auf und drückte die Hand der Fürstinn an sein Herz, an seine Lippen. Er konnte nicht sprechen, und auch Ines war zu wunderbar und zu tief gerührt. An seinem Arm verließ sie schweigend die Capelle, verschloß sich in ihr Gemach, und brachte die Nacht mit Zubereitungen für den kommenden Morgen, in Thränen, Hoffen, Angst und Seligkeit hin.

Sie hatte schon längst eine kostbare Waffenrüstung bereiten lassen, die sie Willens war, dem Ritter, dem sie so viel dankte, am Tage seiner Abreise zu übergeben, und ihn selbst damit zu schmücken. Alles, was Frauenhände von Zierden dazu verfertigen konnten, war von ihrer eigenen Hand. Nun aber ließ sie schnell Helmzierde und Federbusch ändern, und am andern Morgen, als Montauban mit hochklopfendem Herzen sich bereitete, von ihr Abschied zu nehmen, trat sie in Begleitung ihrer Damen, die ihr die Stücke der Rüstung auf Kissen nachtrugen, in sein Zimmer, sagte ihm, daß es ihre Pflicht wäre, ihren Kämpfer selbst zu waffnen, und fing ihr Geschäft mit so viel Anmuth an, daß Montauban, dessen Herz ohnedieß ein Raub der heftigsten Leidenschaft war, nun kaum seine Besinnung behaupten konnte. Als er gewaffnet

war, reichte sie ihm den Helm, den eine Dame bisher seinen Augen entzogen hatte, und winkte dieser, sich zu entfernen. Der Helm war, wie die ganze Rüstung, von blankem Silber, mit Gold reich verziert, aber oben trug ein goldner Greif den schwarzen und blauen Federbusch. Montauban erblaßte, wie er diese Farben erblickte. Ines ergriff seine Hand, und indem eine Thräne aus ihren Augen fiel, sagte sie: Haltet diese Farben für kein übles Zeichen, sondern laßt sie Euch künden, daß unverschuldetes Unglück und beyspiellose Treue endlich ihren Lohn finden müssen! Möchte Gott Euch meinem Land und mir erhalten! Schont Eures Lebens, denkt, daß es mir sehr theuer ist — und — hier bestrebte sie sich, unter freundlichem Lächeln ihren zunehmenden Schmerz zu bergen, — wenn ihr wiederkommt, so geleitet mich zur Madonna auf den Monserrat!

Montauban stürzte zu Ines Füssen. Sie beugte sich über ihn, er erhob seine Arme, und sie sank an sein Herz. O, nun sind sieben Jahre der bittersten Leiden vergessen und reich belohnt! rief er endlich: Prinzessinn! Ich kehre als Sieger zurück, ich setze Euch in den Besitz Eures väterlichen Reichs, oder Ihr seht mich nie wieder! Mit diesen Worten riß er sich aus ihren

Armen, ergriff Schild und Speer, und eilte hinaus, wo seine Hauptleute seiner harrten. Ines aber wankte weinend an's Fenster, sah ihn sich auf sein Streitroß schwingen, das Volk ihm freudig hoffend zujauchzen, und bald darauf den ganzen Zug aus ihren Augen schwinden.

Montauban's ganzes Wesen war seit der letzten Unterredung mit Ines verwandelt. Ein freudiger Muth blitzte aus seinen Augen, Munterkeit und Fröhlichkeit beseelten alle seine Bewegungen, und es schien, als ob die Gewißheit zu siegen auch keiner Sorge, keinem Zweifel mehr Raum gestatte. Dennoch ward nicht das Geringste versäumt, was zur sichern Erreichung des Zweckes dienen konnte, und was sein muthiges Herz mit jugendlicher Kühnheit entworfen hatte, ordnete sein Verstand mit der Besonnenheit des Greises, und führte sein fester Wille mit männlicher Kraft aus. So gelang es ihm überall den Feind zu werfen, aus einer festen Stellung, aus einer Burg nach der andern zu vertreiben, und in wenig Wochen das ganze Gebieth von Arragonien von ihm zu befreyen. Die abgefallenen Vasallen wurden mit Ernst und Strenge zu ihrer Pflicht zurückgeführt, die Maurischen Fürsten bathen um Frieden, den

ihnen der Überwinder zu vortheilhaften Bedingungen für seine Fürstinn zugestand, und jetzt, da sein siegreiches Heer, das sich jeden Tag mehrte, wie das des Gegners schmolz, an der befreyten Gränze stand, keines übermüthigen Feindes Fuß mehr den Arragonischen Boden entweihte, da ließ er dem Infanten unter Bedingungen, die die künftige Ruhe von Arragon sichern sollten, und am ersten um den Preis der Freyheit des Don Garcia Frieden anbiethen. Der Prinz von Castilien, noch erbitterter über seine Niederlagen als vorher über seine Abweisung, verwarf einen Vertrag, der seine Schwäche beurkundet haben würde, und setzte sich noch einmahl zur verzweifelten Gegenwehr. Es bereitete sich eine große Schlacht, die das Schicksal des Krieges entscheiden mußte. Von beyden Seiten wurde tapfer gestritten, aber das Gefühl der gerechten Sache beseelte den Muth der Arragonier, indeß die Castilianer unwillig ertrugen, sich den Leidenschaften eines nicht geliebten Herrn aufgeopfert zu sehen. Bald mußten sie dem Andrang der Gegner weichen, die Siegsgefühl, Bewußtseyn und der Muth ihres Anführers begeisterten. Der Infant sah knirschend die Seinigen weichen, und sein Rachedürstendes Herz

trieb ihn, den Feind aufzusuchen, den er mit Recht als die einzige Ursache seines Unglücks betrachtete. Er begegnete Montauban in der Schlacht, es erhub sich ein wüthender Kampf, aber der Infant erlag den Streichen seines Gegners, und nahm, vom Pferde gestürzt, blutend und kraftlos, Leben, Krone und Frieden als ein Geschenk aus der Hand des Siegers an. Er blieb sein Gefangener, bis Don Garcia befreyet und der Frieden unterschrieben seyn würde.

Montauban ließ sich die Freude nicht rauben, die Ketten des Oheims seiner geliebten Ines selbst zu brechen. Von einem Theil seines siegreichen Heeres begleitet, erschien er vor dem festen Schloß, in welchem Don Garcia seit langen Monathen in unwürdiger Haft gefangen lag, uud keine Ahndung von allen den Siegen hatte, die indeß Arragonien von seinen Feinden befreyt und Ines dem fremden Ritter so tief verpflichtet hatten. Erstaunt hörte er das Geräusch der Bewaffneten im Schloßhofe — und noch erstaunter erkannte er die Arragonischen Farben an ihren Waffenröcken. Es waren seine Landsleute, seine Befreyer, deren Anführer bald darauf von Offizieren begleitet in das Gemach eintrat und den bestürzten Greis im Au-

genblicke der Erlösung erst mit Allem, was seit Monathen vorgegangen war, bekannt machte. Garcia konnte kaum fassen, wie das Alles geschehen war; aber es blieb kein Zweifel übrig, und er folgte dem Ritter, — dessen bescheiden anmuthiges Betragen ihn eben so sehr für ihn einnahm, als seine edle Gestalt und seine Tapferkeit, — in das Lager, wo dieser alsobald, sein ritterlich Wort lösend, dem Infanten die Freyheit gab. Das Heer schickte sich nun an, nach Sarragossa zurückzukehren. Montauban bestand darauf, daß Don Garcia den Oberbefehl über dasselbe, den er so lange rühmlich geführt, übernehmen sollte, und, aller Weigerungen des gerührten Greises ungeachtet, trat er an die zweyte Stelle, und begleitete so mit ängstlich klopfendem Herzen den Oheim seiner Ines, als seinen Feldherrn, auf dem Zuge.

Dieser Zug glich einem Freudenfeste durch das ganze Land. Auf allen Straßen ergoß sich das Volk aus Dörfern und Städten, alle Wege waren geschmückt, und Alles jauchzte dem Sieger entgegen, und bewillkommte freudig den geehrten Greis, den Sprößling seiner alten Könige, dessen lange Leiden jedes Herz mit seiner vorigen Härte versöhnt hatten, und fast noch

rühmlicher und werther schien ihnen ihr edler Retter und Befreyer an seinem jetzigen Platz, wo seine kindliche Achtung für den unglücklichen Fürsten ihm eben so viel Herzen erwarb, als die Bewunderung seiner Thaten.

Der Zug näherte sich der Stadt. Ines war davon unterrichtet. In ihrem kostbarsten Schmuck, von ihrem Hofstaat in allem seinen Glanz umgeben, erwartete sie das Heer und seine Führer unter einem Thronhimmel auf dem freyen Platz vor ihrem königlichen Pallast. Der immer wachsende Jubelruf des Volkes aus der Ferne, die Bewegung in der strömenden Menge, endlich der Schall der Trompeten und kriegerischen Musik, kündigten ihre Annäherung an. Nun erblickte man die Vordersten des Zuges, und Ines hörte einen Nahmen von tausend begeisterten Lippen mit lauten Segenswünschen aussprechen, den sie selbst nie ohne innere Bewegung hörte oder aussprach. Jetzt erkannte sie den Helmbusch ihres Oheims, und hinter ihm wehten die blauen und schwarzen Federn. Sie erhob sich vom Thron. Auf zwey ihrer Damen gestützt schritt sie zitternd über die Stufen herab, den Rittern entgegen, die indeß von ihren Pferden gestiegen waren. Don Garcia führte den

Ritter an der Hand seiner Nichte und Königinn entgegen. Montauban sank, ohne zu sprechen, auf seine Kniee, und drückte die Hand der Prinzessinn an seine Lippen. Garcia betrachtete Beyde. Dieß Schweigen und die Blicke ihrer Augen sagten dem erfahrnen Mann Alles, was er halb und halb schon auf dem Weg hierher aus den Gesprächen des Ritters geschlossen hatte; und als nun Ines etwas von Dank und Belohnung stammelte, als Montauban mit flammenden Blicken versicherte, daß das Bewußtseyn, ihr gedient zu haben, der einzige Preis seines Strebens, sein schönster Lohn sey, und das Volk laut jubelnd seinen und Ines Nahmen in den Lüften wiederhallen ließ, da trat er hinzu und sprach: Ritter! Die Wohlthaten, welche Arragonien Euch verdankt, sind zu zahlreich, und was Ihr für dasselbe gethan, zu groß und edelmüthig, als daß von einer Belohnung oder einem Gegendienste, der sie aufzuwiegen im Stande wäre, die Rede seyn könnte. Ich glaube vielmehr, daß das Land mit Allem, was darin ist, sich dankbar als Euer Eigenthum und Besitz betrachten könnte, und in dieser Ansicht erwähle ich Euch, mit Genehmigung meiner Nichte und des ganzen Volkes — er hielt inne, und sah Ines

und die Versammlung einen Augenblick an, — zu seinem Herrn und Beschützer. Empfanget die Hand meiner Nichte. —

Bey diesen Worten sprang Montauban mit heftiger Bewegung empor, ließ die Hand der Prinzessinn fahren und rief: Haltet ein, Don Garcia! Geht nicht weiter in Eurem großmüthigen Erbiethen! Ich kann und darf diese Hand nicht annehmen, bevor Ihr und das hier versammelte Volk nicht Alles wißt und denjenigen kennt, dem es heut so freudig zujauchzet. Der Ritter hielt inne. Garcia trat betroffen zurück, durch das Volk lief ein unruhiges Murmeln Ines erblaßte. Ihr Blick, der Montauban's Augen suchte, sollte ihm sagen, daß ihre Gesinnung immer die gleiche bleiben würde, er möchte seinen Nahmen nennen oder nicht. Aber der Ritter sah in diesem Momente nicht auf sie, sein dunkles Auge irrte finster und wild forschend von Don Garcia auf das Volk, eine heftige Unruhe hob seine Brust, und ein schweres Geständniß schien in ihm zu arbeiten. Endlich rief er laut, mit erbleichenden Lippen: Ich bin der Graf von Barcellona! Eine Todtenstille folgte dieser Erklärung. Raimund faßte sich und fuhr fort: Ich kenne den Fluch, der über mich ausgesprochen

ist und weiß, daß mein Haupt der Rache verfallen ist, so wie man hier mich erkennt. Ich begehre nicht, daß meiner geschont werde. Unfreywillig zwar, aber unbesonnen habe ich diesen ehrwürdigen Greis seines Sohnes, die Fürstinn ihres anverlobten Gemahls, das Land seines künftigen Herrschers und Schützers beraubt, und so wie ich vor Gott schwöre, diesen Mord unschuldig verübt zu haben, so erkenne ich mich doch der Strafe schuldig. Auch sind bereits alle Maßregeln getroffen. Meine Leute sind fern von hier, ich habe nur ein Paar meiner nächsten Getreuen mich begleiten lassen. Der Graf, mein Vater, ist von Allem unterrichtet, und ich habe seinen heiligen Schwur, daß er mein Blut nie an diesem Lande rächen wird. So bin ich bereit zu sterben, und stehe wehrlos unter denen, die meinen Tod zum Preis des höchsten Erdenglücks gemacht haben.

Don Raimund nahm bey diesen Worten den Helm vom Haupte, streifte den Schild ab, zog sein Schwert, und wollte es dem Don Garcia überreichen, der finster und schweigend diese ganze Rede angehört hatte. Aber ehe dieser die Hand ausstreckte, um den Degen des Grafen zu empfangen, erhob sich Ines schnell, die bis jetzt

unter heißen Thränen in den Armen ihrer Frauen gelegen war, trat vor, hielt gebiethend Raimunds Arm zurück, und sprach mit kaum verhaltner Angst, aber mit Würde also: Don Raimund! Don Garcia! Und Ihr, Bewohner von Arragonien! Hört in diesem wichtigen Augenblicke meine Stimme, die Stimme Eurer Königinn, des letzten Sprossen eines Stammes, dem dieses Land durch lange Jahre Glück und Ruhe dankt!

Alles schwieg ehrerbiethig. Ines sammelte sich mehr und mehr, und stand stolzer und ruhiger da. Dann begann sie wieder: Ihr kennt den Ausspruch, der vor sieben Jahren in Rücksicht des Grafen von Barcellona aus dieser Stadt erging: »Nur der sollte meine Hand und meinen Thron erlangen, der mir das Haupt des Grafen von Barcellona überliefern würde.« Die Bedingung ist erfüllt. Der Ritter von Montauban, der dieses Land und mich von dem verhaßten Joche der Fremdlinge befreyt, der mit seinem Arm und Blut uns geschützt, gerettet, unsre Sitten und Gesetze, unsre Habe und Freyheit uns erhalten hat, löset auch das letzte Wort. Er überliefert den Grafen von Barcellona unserer gerechten Ahndung. So ist denn nichts billiger,

als daß auch wir unser Wort halten, und von unserer Seite die Bedingungen jenes Vertrags eben so genau erfüllen. Diesem zu Folge nun reiche ich dem Ritter meine Hand, und ernenne ihn hiermit öffentlich zu meinem Gemahl und Herrn, und König von Arragonien.

Die Prinzessinn hatte diese Worte noch nicht geendigt, als ein lautes, allgemeines Jubelgeschrey in die Lüfte stieg, und der Ruf: Es lebe die Königinn! Es lebe König Raimund! Unser Erretter, unser Befreyer! verbunden mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen die Stimmung des Volkes, und sein Wohlgefallen über die glückliche Lösung des verwirrten Knotens deutlich aussprach. Raimund aber sank in stummen Entzücken zu Ines Füßen nieder, und seine Blicke, nicht sein Mund, erklärten die Gefühle seines Herzens, und gaben Ines die schönste Bürgschaft für ein glückliches Leben an der Seite dieses edlen Gemahls.

III.

Schloß Wiernitz.



Vorerinnerung.

Diese kleine Erzählung beruht auf einem wirklichen Ereignisse, welches sich ungefähr vor sechzig oder siebenzig Jahren in dem Schlosse Wiernitz in Nieder-Österreich im Viertel Unter-Manhartsberg zutrug, und wo beym Aufgraben der Grundfeste eines der Schloßpfeiler, ein Gerippe in derselben Stellung, und mit denselben begleitenden Umständen, wie es die Erzählung schildert, gefunden worden. Auch der darauf folgende Traum, und ein Theil seiner Erfüllung sind nicht ganz Erdichtung, und wenn jene Personen noch lebten, von denen ich in meiner Kindheit diese Begebenheit oft, und nicht ohne jenes süße Grauen erzählen hörte, mit welchem der junge, und auch wohl der ausgebildete Mensch Gespenster- und Schauergeschichten anhört, sie würden sich lächelnd in der Schilderung erkennen.

Übrigens steht das Schloß Wiernitz noch; vermuthlich sind auch seine Umgebungen noch nicht so sehr geändert, daß jene mir überlie-

ferte Beschreibung nicht wenigstens zum Theil passen sollte. Daß es in der Zeit des dreyßigjährigen Krieges und der Unruhen in Österreich protestantischen Herren gehörte, ist wahr; daß die Hussiten auf ihren Zügen bis in diese Gegenden drangen, ebenfalls. Wie in diesen beyden Perioden die Eigenthümer des Schlosses geheißen, war mir nicht leicht möglich aufzufinden; auch lag an dieser historischen Genauigkeit wenig. So nahm ich mir die Freyheit, sie, wie das bey vielen Familien wirklich der Fall war, nach ihrem Stammschlosse zu benennen, indem ich zugleich auf diese Art aller Gehäßigkeit und Deutung von Nahmen auswich. Das übrige Alles, die Einkleidung, der geheime Zusammenhang der Begebenheiten, die Schürzung und Lösung des Knotens, so wie das Anknüpfen an wahre historische Facta aus der Geschichte meines Vaterlandes ist erdichtet, und ich hätte nicht so viel über den Ursprung dieser Kleinigkeit gesagt, wenn nicht die wirkliche Existenz des noch vorhandenen Schauplatzes derselben mir diese Erklärung nothwendig zu machen, und die Erwähnung, daß wenigstens ein Theil der Begebenheiten wahr sey, dem Ganzen einen lebhafteren Reiz zu ertheilen geschienen hätte.

Der düstre Decembertag ging zu Ende, draußen vor den Fenstern des Schlosses senkte der Nebel sich dichter auf den Föhrenwald herab, und im schwarzbehangenen Trauergemach, wo die verwittwete Gebietherinn des Schlosses, Freyinn von Wiernitz, auf der Fensterstufe stickend gesessen hatte, schwieg das leise Geräusch der Geschäftigkeit. Die Freyinn deckte das Tuch über den Rahmen, auf welchem sie an einer kostbaren Decke arbeitete, die über den Sarg ihres verstorbenen Eheherrn gebreitet werden sollte. Es waren die Wappen des Wiernitzischen Hauses, verkehrt, zerbrochen, und mit den Insignien des Todes sinnreich gruppirt; denn der Freyherr war der letzte seines Nahmens gewesen. Ihre Nichte Mathilde, die unterhalb der Fensterstufe gesponnen hatte, stellte das Rad beyseite, und Beyde versanken jetzt, da Stille und Dunkelheit sich auch von außen um ihre Seelen legten, in jenes düstre Nachsinnen, das seit dem Tage, der des Hauses Haupt und

Ruhm gebrochen, die stete Begleitung ihrer einsamen Stunden war.

Es waren trübe Zeiten damahls, als der Freyherr von Wiernitz aus der Welt schied, und seine Gattinn rath- und freundlos in der sturmbewegten Zeit zurückließ. Das Feuer des Religionskrieges wüthete noch durch Deutschland, die Schwedischen Heere durchzogen es verwüstend, und noch verwüstender standen an den meisten Orten Deutsche gegen Deutsche, Unterthanen gegen den eigenen Fürsten, im Kampfe, und manches Haus both im Kleinen das Bild des zerrissenen großen Vaterlandes dar, indem Vater und Kinder, Bruder und Verwandte, Jedes einer anderen Sache zugethan, die heiligsten Bande gelöst hatten, und in der allgemeinen Verwirrung und Erbitterung der Gemüther nichts Festes und Bleibendes mehr da zu seyn schien, auf dem der menschliche Geist hätte ruhen, worauf er den heiligen Anker der Hoffnung hätte auswerfen können.

Das Haus der Freyherren von Wiernitz war vor Vielen unmittelbar in die Unruhen der Zeit verwickelt. Seit mehr als hundert Jahren, seit die ersten Strahlen der Kirchenreformation nach Österreich gedrungen waren, dem neuen Glau-

ben zugethan, standen sie wie eherne Säulen unter ihren Brüdern da, und rasches Hervortreten, kühnes Eingreifen, und weit aussehende Plane schienen ein unverlierbares Erbtheil dieses Geschlechtes zu seyn.

Als darauf ganz Deutschland vom wilden Krieg entzündet wurde, in Österreich ob- und unter der Enns das Feuer des Aufruhrs brannte, fleißig von auswärtigen Feinden genährt, stand Wiernitz mit den Jörgern, mit Thonradl und Tschernembl, an der Spitze der Mißvergnügten, und mit ihnen war er in des Kaisers Gemach gedrungen, ihn zur Unterschrift der ständischen Forderungen zu zwingen. Die Trompeten des Dampierr'schen Regiments schreckten die Rebellen auseinander, Mannsfeld wurde geschlagen, die Schlacht auf dem weißen Berge zernichtete des Winterkönigs kurze Herrlichkeit, Ferdinand der Zweyte befestigte sich und den väterlichen Glauben in seinen wiederberuhigten Staaten, viele mißvergnügte Protestanten wanderten aus, die übrigen wurden mit starker Hand niedergehalten. Gustav Adolph war seitdem gefallen, und obwohl die Schwedischen Heere unter Banner und Torstensohn noch Deutschland verwüsteten, so war doch in Österreich der

Geist der Uneinigkeit und des Aufruhrs verloschen und verglimmt.

Wiernitz sah sein und seines Hauses Schicksal in dem seiner Glaubensgenossen. Kinderlos und um seine stolzesten Hoffnungen betrogen, legte er sich mit tief zerrissenem Herzen hin und starb.

Das Alles, und ihre eigene Lage ging vor dem Geiste seiner Witwe vorüber, wie sie jetzt in der Dämmerung des trüben Winterabends ihrer düstern Vergangenheit, ihrer wenig erfreulichen Lage, ohne Schutz, ohne vermögende Freunde, in einem Lande nachsann, wo der Fürst ihrem Hause ungeneigt, die Mehrzahl der Bewohner ihr um des verschiedenen Glaubens willen abhold, und der an den Gränzen wüthende Krieg jeden Augenblick bereit war, sich über die kaum beruhigten Gegenden zu wälzen.

Auch in Mathildens Herzen bewegten sich Gedanken von anderer aber nicht minder trüben Art. Auch sie hatte unter den Stürmen des Krieges unaussprechlich gelitten, und wenn ihre Tante den verlöschenden Glanz ihres Hauses und ihre mißliche Lage unter feindseligen Umgebungen betrauerte, so hatte Mathilde die gänzliche Vernichtung des ihrigen und ihre Verlassenheit in der fremden Welt zu beweinen. Der

Vater und zwey Brüder waren im Kampfe für Glauben und Vaterland unter den Fahnen ihres rechtmäßigen Herrn, Kaisers Ferdinand des Zweyten, gefallen, und die Mutter hatten Schmerz und die Schrecken des Krieges, der sich bald nach Jener Tode in ihre Gegend zog, ins Grab gebracht. Mathilde fand sich im achtzehnten Jahre allein auf der Welt, ohne Verwandte, ohne irgend eine Zuflucht, als eine entfernte Tante, eben jene Frau von Wiernitz, die, zwar einem andern Glauben zugethan, doch durch ihre übrigen Verhältnisse sich allein zur Schützerinn der verlassenen Waise eignete. Auch hatte die Mutter auf dem Todbette ihr ihre Tochter empfehlen lassen, und Frau von Wiernitz, selbst kinderlos und einsam mit dem alternden Gemahle lebend, zeigte sich willig, die schutzlose Verwandte an Kindesstatt anzunehmen.

So kam Mathilde in dieß Haus, aber schon der erste Eintritt in dasselbe schien ihr nicht viel Erheiterung zu versprechen. Durch einen düstern Föhrenwald ging an einem trüben Herbsttage der lange Weg, und nur ganz nahe vor dem Schlosse selbst sah sie die baufälligen Thürme aus den Bäumen hervorragen. Itzt stand das Gebäude vor ihr, finstere traurige Mauern,

Überreste einer alten, besseren Zeit, hier und dort verfallen, mit ungeheueren Pfeilern an der Außenseite, und ringsherum von einem trüben grünbewachsenen Wassergraben umflossen. Das Thor öffnete sich ächzend, und über die halb morsche Zugbrücke gelangte Mathilde in den unerfreulichen Hof, wo hohe Nußbäume, jetzt halb entblättert, die stille Düsterheit mehrten, und das abgefallene Laub zu ihren Füßen, mit dem verfallenen Gebäude vereint, ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit darstellte.

Das Innere des Schlosses, die Lebensweise in demselben entsprach dem äußeren Anblick. Eine strenge Ordnung herrschte hier, nie von einer geselligen Freude oder freundlichen Mittheilung unterbrochen. Niemand kam, das Ehepaar zu besuchen; nie verließ dieses, als in dringenden Geschäften, den Umkreis seines kleinen Gebiethes. Ein düsterer Sinn vereinzelte die Bewohner desselben unter sich, und seltsame Gerüchte von einem unheimlichen, nicht recht geheuern Wesen auf dem Schlosse hielten die Nachbarn zurück. Bald darauf wurde der Oheim krank und starb, und für Mathilden erneuerten sich die traurigen Scenen, die ihr Alles, was sie kürzlich gelitten, wieder in die Seele zurückriefen.

Aber es waren nicht diese Verhältnisse allein, die jetzt Mathildens Geist beschäftigten; noch ein tieferes Gefühl, eine wehmüthigere Erinnerung lag im Grunde ihrer Seele. Der Lauf des Krieges hatte eine Schwedische Truppe auf den abgelegenen Landsitz ihrer Mutter geführt. General Liljenholm commandirte sie, und unter den Offizieren, die ihn begleiteten, zeichnete sich ein Hauptmann, den man den Sohn des Commandirenden nannte, nicht bloß durch eine einnehmende Gestalt, sondern noch mehr durch ein höchst edles Betragen aus. Er ward bald der Schutzengel der ganzen Gegend, die in ihren Bedrängnissen sich an ihn wendete. Dieß machte ihn Mathilden und ihrer Mutter werth, und ein finsterer Tiefsinn, der ihn stets begleitete und ihn von den lauten Freuden seiner Kameraden schied, gab ihm in Mathildens Augen einen besonderen Reiz. Auch glaubte sie wohl zu bemerken, daß der Schwede nicht ganz gleichgültig gegen sie geblieben war, und es freute sie, daß der trefflichste junge Mann, den sie hatte kennen lernen, sie mit lebhafteren Gefühlen auszeichnete. So begegnete sie ihm mit freundlicher Achtung und Offenherzigkeit; aber Liljenholm wurde ernster als zuvor, und in einer Stunde,

wo er in sichtbarem Kampf seines Innern an ihrer Seite gesessen hatte, und sie ihn freundlich beym Nahmen nennend aus seinen Träumen zu wecken suchte, fuhr er plötzlich empor und sagte: Ich heiße nicht Liljenholm, und bin kein Sohn des Generals. Er ist mein Pflegevater — ich aber bin nichts als der Sohn eines Bauers und heiße Biörn.

Mathilde erstaunte, aber mehr über die seltsame Art dieses ungeforderten Geständnisses, als über die Sache selbst, und hatte bald das Ganze vergessen. So nicht der junge Mann. Er zog sich von diesem Augenblick an von ihr merkbar zurück, und schien jedes wärmere Gefühl, jede Annäherung mit Macht zu bekämpfen. Mathilde, die sich den Beweggrund dieses Benehmens nicht ganz erklären konnte, wurde ebenfalls zurückhaltender. Sie sahen sich nur selten, aber sie sahen sich doch, und je künstlicher Beyder Betragen war, je mehr raubte es ihnen an ihrer Unbefangenheit und inneren Ruhe.

Von seinen Gefährten hatte Mathilde unterdeß Manches über Liljenholm oder Biörn erfahren. Er stammte von einer Bauern-Familie ab, die seit vielen Geschlechtsaltern den Ruf der Redlichkeit, so wie den geerbten Glauben der

Vorältern treu bewahrt, und sich stets durch einen eignen Geist von ihren Nachbarn unterschieden hatte. Nichts hatte sie vermögen können, als schon ganz Schweden sich zur neuen Lehre bekannte, diesem Beyspiel zu folgen, und diese Festigkeit, statt ihr Verfolgung zuzuziehen, schien die Achtung zu vermehren, in der sie stand. Als jetzt des kleinen Rudolphs (so hieß der Offizier) Ältern gestorben waren, nahm der Besitzer des Rittergutes, General Liljenholm, den verwaiseten Knaben zu sich, und, was er zuerst aus Menschenliebe zu thun gedachte, ward bald Bedürfniß seines Herzens. Er gewann den Jüngling lieb, der sich mit jedem Tage edler entwickelte, und, selbst ohne männliche Erben, sann er darauf, ihn an Sohnes Statt anzunehmen, ihm die einzige Tochter, ein holdes Geschöpf und bis jetzt Rudolphs liebe Gespielinn, zu vermählen, und von seinem Könige Gustav Adolph zu erwirken, daß sein Nahme, Stand, und Reichthum auf den fremden eingepfropften Zweig übergehe, das alles nur mit der einzigen Bedingung, daß Biörn den Glauben und Nahmen seiner Vorältern mit dem seines Pflegevaters und seiner Braut vertausche.

Hierzu war nun aber der Jüngling auf keine

Art zu bewegen, und er blieb fest entschlossen, lieber allen Wohlthaten seines Pflegevaters, als seinem Glauben, und dem Nahmen seiner Voraltern, den er mit Stolz trug, ob sie gleich nur arme Bauersleute gewesen waren, zu entsagen. Beynahe ließ es der General im Zorne über den Trotz des Jünglings hierzu kommen; aber als er nahe daran war, den Entschluß zu fassen, fühlte er, daß er den Pflegesohn, an den sein Herz sich gewöhnt hatte, nicht entbehren konnte, und so blieb Biörn vor der Hand bey seinem Wohlthäter, und strebte nun mit regem Eifer darnach, ihm durch verdoppelte Anhänglichkeit seine Liebe zu beweisen, und den versagten Wunsch zu vergüten. In dieser Absicht überwand er sich auch, den General ins Feld zu begleiten, und mit ihm nach Deutschland zu ziehn, so weh es ihm that, seiner heiligsten Überzeugung zuwider sich den Fahnen des Kaisers entgegen zu stellen, der für den Glauben focht, welchem Biörn mit warmen Gefühle zugethan war. Aber dieser Krieg, der einst für den Glauben angefangen, und unter dieser heiligen Ägide ungeheure Fortschritte gemacht hatte, hatte seinen Charakter zum Theil längst verloren, und war ein Eroberungskrieg geworden, und endlich zog eine

tiefe geheime Sehnsucht den jungen Krieger nach Deutschland, und spiegelte ihm in den milden Fluren der südlichen Theile desselben ein unbekanntes Glück vor, das ihm seine jetzige zwangvolle Lage nicht gewährte.

Das Alles erfuhr Mathilde nach und nach, und es diente nicht dazu, ihrer Seele mehr Ruhe, und ihrem Betragen gegen den Schwedischen Offizier mehr Unbefangenheit zu geben. Mitten unter diesen Bewegungen der jugendlichen Herzen schlug plötzlich und unerwartet die Stunde des Abschieds. Mathilde, selbst im Innersten erschüttert, sah den verehrten Freund bey dieser Nachricht erbleichen, und der Drang und Schmerz der nahen Trennung zerriß gewaltsam die Fesseln strenger Zurückhaltung. Sie verriethen, sie gestanden sich wechselseitig ihre Liebe, und bey der gänzlichen Unmöglichkeit, sich je zu besitzen, bey der höchsten Unwahrscheinlichkeit, sich auch nur wieder zu sehen, gelobte Liljenholm, wie ihn Alles nannte, der Geliebten, daß er ihr nach seinem Tode, den er mit Zuversicht und Ruhe in der nächsten Schlacht erwarte, erscheinen, und sie auch dort noch seiner unwandelbaren Liebe versichern werde.

In der trüben Abendstunde, wo sie zu den

Füßen ihrer Tante nachdenkend saß, schwebten nun vor ihrem Geiste das Andenken an die verstorbene Mutter, die Betrachtung ihrer unfreundlichen Lage und das Bild des Jünglings, der ihr so edel erschienen war, und den sie auf dieser Welt nie wieder zu sehen hoffen durfte. Indessen war der letzte Schimmer der Dämmerung erloschen, und die Nacht, von den Frauen unbemerkt, völlig eingetreten, als plötzlich ein Schlag und ein Gerassel, wie von Waffen, sie aus ihren Träumen weckte.

Was war das? rief Frau von Wiernitz mit großer Bestürzung.

Das war im Vorsaal, entgegnete Mathilde ruhig: Es muß etwas gefallen seyn.

Ist heute nicht der Thomas-Abend? fragte die Tante mit bebender Stimme.

Ich glaube ja. Warum?

Laß uns sehen, was es ist! erwiederte Frau von Wiernitz, als sie sich gefaßt hatte. Sie schellte, die Zofen kamen, man brachte Licht und ging in den Saal. Da lag die Rüstung jenes Maximilian von Wiernitz, den die Familie als ihren eigentlichen Stifter verehrte, von dem Gesimse, auf dem sie zierlich und trophäenartig aufgestellt gewesen war, herabgestürzt —

mitten in Saale. Der Harnisch war zertrümmert, das Schwert zerbrochen, der Schild mit dem Wappen zerspalten. Erschüttert und bebend hielt die Freyinn die Stücke in ihrer Hand. Auch das noch! sagte sie nach einer Pause: Und wieder an diesem Tage! Wann endlich wird der unselige Geist von hier weichen? Es ist ja aus mit unserm Geschlechte!

Alles stand schweigend und bang um sie bey diesen Worten, sie aber hieß die Trümmer der Waffen sorgfältig auf einen Tisch zusammen legen, und ging gedankenvoll in ihr Zimmer zurück.

Mathilde folgte, ergriffen von dem, was sie gesehen und gehört hatte, und grauenhaft gestimmt. Die Zofe setzte die Lichter hin; das schwarzbehangene Trauerzimmer ward nur sparsam davon erleuchtet. Frau von Wiernitz ließ sich, noch immer finster und in sich versunken, auf das Sopha nieder, und Mathilde wagte es nicht, so bald das finstere Schweigen zu brechen.

Endlich nach einer Weile begann sie: Verzeiht, gnädige Tante, wenn ich Euern Tiefsinn durch meine Fragen störe; aber darf ich Euch wohl um Aufschlüsse über Alles das bitten, was so eben geschehn, und was ich von Euch gehört habe? —

Die Freyinn richtete sich auf und sah Ma-

thilden starr an: Fragst du aus kindischer Neugierde?

Mathilde erröthete: Ihr könntet mir's nicht verargen, wenn auch nur bloße Neugierde mich jetzt antriebe, den Grund dessen zu erfahren, was schauerlich und geheimnißvoll vor meinen Augen vorgegangen ist. Ich darf mich aber doch wohl als Eure Verwandte, und somit als einen Theil dieses Hauses betrachten, in dem —

Das thue nicht, Mathilde, — das nicht! fiel die Tante ihr rasch ins Wort: Du möchtest es bereuen. Es ist kein glückliches Haus, in das du gekommen bist!

Ihr macht mich nur begieriger, gnädige Frau, zu erfahren —

So sey es denn, erwiederte diese nach einigem Besinnen — obwohl es nicht angenehm, und vielleicht nicht gerathen ist, von solchen Dingen in einer Stunde, wie diese, zu sprechen, wo das versunkene Reich des Todes sich wieder zu öffnen scheint, um bey zurückkehrender Jahreszeit eine alte Schuld einzufordern, oder über lange Beweintes von Neuem zu klagen! Aber was eben geschehen ist, führt dich ohnedieß gewaltsam in jene unbegreiflichen Ereignisse ein, und was sich jährlich einmahl grauenhaft wieder-

hohlt, kann dir unmöglich verborgen bleiben. Höre also die Geschichte unseres Hauses, so wie ich sie von meinem verstorbenen Gemahl gehört, der sie seiner Seits theils aus einer alten Chronik, die er vor langen Jahren in einem unserer Klöster gefunden, theils aus Sagen und Überlieferungen geschöpft hat!

Das Haus der Herren von Wiernitz blüht bereits in rühmlichen Wirken durch mehr als fünfhundert Jahre. Wie alle Geschlechter, wie alle Bewohner dieser Länder, war es, ehe das bessere Licht erneuerter Lehre die Welt zu erleuchten kam, dem römisch-katholischen Glauben zugethan, und seinem Fürsten blind und rücksichtslos ergeben. Aber es kamen nach und nach andere Zeiten, die Menschen fingen an über das, was sie bisher ohne Untersuchung geglaubt und geübt hatten, nachzudenken, und du wirst ohne Zweifel den Nahmen des edlen Huß kennen, den Verfolgungsgeist und Treubruch den Flammen opferte. Zu der Zeit, als seine besseren Einsichten in Böhmen die Oberhand zu gewinnen anfingen, lebten in unserm Hause zwey Brüder, Rudolph und Max. Jener, der ältere, wohnte mit seiner Frau hier auf dem Stammschloß; der jüngere trieb sich mit frischem Le-

bensmuth am glänzenden Hofe Kaiser Siegmunds zu Prag herum, und suchte dort jene Ehre und Auszeichnung, welche das stille väterliche Schloß und seine abhängige Lage ihm nie gewährt haben würden. In Prag nun und in den raschen Bewegungen jener Zeit fielen die Funken einer besseren Einsicht in sein Gemüth und fanden willige Aufnahme. Bald erschien der junge Freyherr von Wiernitz, alle Lockungen des Hofes, alle Drohungen des Kaisers verachtend, mitten unter den Schaaren der Taboriten, bereit, sein Leben für seine Überzeugung zu opfern, und zeichnete sich vor Vielen ihrer Führer durch Kriegskunst, wie durch Eifer und Entschlossenheit aus. Er soll ein Liebling des großen Ziska, und oft der Leiter des blinden Helden gewesen seyn. Rudolph von Wiernitz, entsetzt durch die Nachricht von der Sinnesänderung seines Bruders, ließ ihn zuerst durch Freunde warnen und beschwören, reisete endlich selbst nach Böhmen, und wagte sich mit Lebensgefahr unter die Schaaren der erhitzten Taboriten, um, wie er glaubte, seinen Bruder aus einer Verbindung zu retten, die dem Heil seiner Seele gefährlich war. Aber er fand ihn unerschütterlich, und seine Unterredungen dienten nur dazu, in Max einen unauslösch-

lichen Haß gegen den Bruder zu entflammen, und ihm sein Vaterland und den verlassenen Glauben von nun an zum Ziele seines feindlichsten Strebens zu machen.

Bald fiel er unter Ziska's Anführung verheerend in Österreich ein, wo Herzog Albrecht sein Volk durch ein Landaufgeboth*) gegen die Schaaren der Schrecklichen bewaffnet hatte, und wirklich zum ersten Mahl zeigte, daß es möglich sey, die Hussiten wo nicht zu besiegen doch zu schlagen. Rudolph war dem Aufgeboth seines Lehnsherrn gefolgt, und mit seinen Mannen im Feld erschienen, aber, wie unsere Chronik sagt, nicht muthig und kampflustig, wie er sonst zu Felde zog, sondern unglückahnend und finster; denn er fürchtete, dem Bruder in der Schlacht zu begegnen, und so konnte er kaum seinen Kummer verbergen, als ihn seine junge Frau, die er zärtlich liebte, beym Abschied waffnete, und ihm noch einmahl ihr zweyjähriges Söhnlein, die erste und einzige Frucht ihrer Liebe, zum Segnen darbrachte.

---

*) Unter Herzog Albrechts Regierung findet sich die erste Spur einer ordentlichen Errichtung der Landwehr in Österreich. S. Geschichte der Landwehr von dem regulirten Chorherrn Franz Kurz.

Eine Weile ersparte ihm die Vorsicht das Schrecklichste, vor welchem er zitterte. Aber die Schaaren der Kelchner waren, oft verjagt, immer wieder gekommen, um sich von unsern reichen Fluren Beute und Vorrath zu hohlen, und so drangen sie denn einmahl nach Ziska's Tode unter Procopius bis an die Donau vor, während Procupek mit einem andern Heerhaufen in Ungern einfiel.

Max von Wiernitz war unter der ersten Abtheilung der Hussiten, und es schien, als habe er es darauf angelegt, den Krieg in die Gegend seiner Geburt zu spielen, und seinen Bruder mit den Waffen in der Hand aufzusuchen. Der Herzog ordnete einen Theil seiner Leute dahin ab, und Rudolph mußte, nicht ohne geheimes Grauen, den Befehl über sie annehmen, weil Albrecht seiner Treue, seinem Muth und seiner Bekanntschaft mit der Gegend am meisten vertraute.

Unweit von hier kam es zum Treffen, das von beyden Seiten mit aller Wuth und Grausamkeit geführt wurde, welche die Kriege jener Zeit bezeichneten. Das Schloß ging in Flammen auf, Rudolphs Gattinn und alle Bewohner desselben fanden in den Gluthen oder unter den Säbeln der Hussiten ihren Tod. Rudolph selbst

kam in der Schlacht um. Zwar heißt es, sey seine Leiche nicht gefunden worden, aber sein Bruder besaß dessen Schwert und Helmzierde als Kriegsbeute. Die Österreicher rächten wüthend den Tod des geliebten Herrn. Sie trieben Max von Wiernitz mit seinem Haufen zurück. Indessen machte auch der Erzherzog siegreiche Fortschritte, Procupek wurde durch die Banderien des Adels in Ungern geschlagen, die Taboriten zogen sich nach Mähren, und fielen von dem an nie mehr in Österreich ein.

Das war das Ende des Hussitenkrieges in diesem Lande, und zugleich das Ende der ältern Linie unsers Hauses. Als die Stürme ausgetobt hatten, Kaiser Siegmund und Albrecht von Österreich, sein Nachfolger, gestorben und die Blüthe des jungen Ladislaus schnell gewelkt war, da erschien endlich Herr Max von Wiernitz vor Kaiser Friedrich des Vierten Throne, sein Recht an dem Erbe des längst verstorbenen Bruders geltend zu machen. Der Kaiser wollte gern vergessen und vergeben, Max entsagte den äußerlichen Übungen der Taboriten, und Schloß Wiernitz mit allen seinen Besitzungen wurde ihm rechtskräftig überantwortet. Zwar lief bald, nachdem das Schloß abgebrannt war, in der Gegend

das Gerücht, ein treuer Knecht habe das zweyjährige Söhnlein des Herrn Rudolph gerettet und sey mit ihm entflohn, aber entweder ging er bald darauf durch die Hände der Hussiten, oder auf eine andere Art zu Grunde, oder die ganze Sage war Erdichtung; denn man hat in zweyhundert Jahren nie mehr etwas von seinen Schicksalen gehört. Max bewohnte also das Schloß, das er mit Eifer und Liebe aus den Trümmern wieder aufbaute; aber es schien, als ob ein feindseliges Geschick von nun an unsern Stamm verfolge. Max ward seines Lebens nicht froh, eine innere Unruhe trieb ihn umher, lange ward ihm das Glück versagt, sein Haus in Kindern fortblühen zu sehen, und die Geburt des ersten und einzigen Sohnes kostete der Mutter das Leben. Seitdem, durch zweyhundert Jahre, ruhete die Hoffnung desselben nie auf mehr als Einem Erben zugleich, bis es mit meinem Gemahl ausstarb. Der höhere Geist, der diesen Max, unsern eigentlichen Ahnherrn, beseelt hatte, erbte auf seine Nachkommen fort, es war ihnen unmöglich, sich zahm und geduldig in alte Formen zu fügen, bloß weil sie alt waren. Mit Freuden nahmen sie daher das Licht der neuen Lehre an, als es zuerst nach Österreich kam,

muthig wiedersetzten sie sich den Anmassungen der Übermacht, und suchten die alten Rechte und Freyheiten ihres Standes für sich und ihres Gleichen gegen Eingriffe zu schützen. So kamen sie in unaufhörlichen Streit mit Nachbarn und Unterthanen, endlich mit der Geistlichkeit, und ihrem Landesherrn, und so weit, Mathilde, war das Mißgeschick unsers Hauses wohl begreiflich. Aber es fehlte auch an innern Frieden, an ruhigem Genusse des ererbten Besitzes, der von Geschlecht zu Geschlecht sich minderte. Mißverständnisse, Familienzwiste, uneinige, meist kinderlose Ehen bezeichneten unser unglückliches Haus, und jene düsteren Ereignisse, welche jedes Jahr am gleichen Tage wiederkehren, scheinen auf ein unversöhntes Verbrechen hinzudeuten, dessen unausgetilgter Keim alle Freuden und alles Glück unsers Hauses vergiftet.

»Und was sind denn dieß für Ereignisse?« fragte Mathilde nicht ohne Bangigkeit.

Es sind jetzt sieben und zwanzig Jahre, seit ich dieß Schloß bewohne, und kein Thomas-Abend ist vergangen, an dem nicht irgend ein schauerliches oder furchtbares Zeichen uns diesen Tag merkwürdig gemacht und auf Gräuel hingewiesen hätte, die man sich mußte erlaubt ha-

ben, und die zweyhundert Jahre und längst bemooste Gräber nicht vor dem Blick der schauernden Nachwelt verbergen konnten. Zuweilen ließen wehmüthig klagende Töne sich wie aus freyer Luft mitten im Zimmer hören, zuweilen erhellte plötzlich ein lichter Schein die Gegend, als stünde das Schloß jetzt wieder in Flammen, daß Alles entsetzt an die Fenster und vor die Thore lief; wohl auch ertönte manchmahl von jener Seite des Waldes her — sie wies mit den Fingern hin — Geächze und Gewimmer wie von Verwundeten oder Sterbenden —

Jesus, Maria, Joseph! schrie Mathilde, und sie und die Tante fuhren von ihren Sitzen empor; denn ein gellender Ton, der auf einmahl die Stille unterbrach, schwirrte noch in der erschütterten Luft. Es ward wieder ruhig, und nach und nach faßten sich Beyde so weit, daß sie es vermochten umher zu sehn, was wohl die Veranlassung ihres Schreckens gewesen sey. Da sah Mathilde mit Entsetzen mehrere Saiten ihrer Laute wie auf einmahl durch Geisterhand gesprengt. Und diese Laute! — Liljenholm hatte oft darauf gespielt, er hatte diese Saiten kurz vor seinem Abschied selbst aufgezogen! Eine düstere Ahnung ergriff sie, sein Versprechen fiel

ihr ein, sie fühlte sich beklommen, geängstet. Auch der Tante war es immer unheimlicher, sie schellte und ließ den Pfarrer herüber bitten. Sie glaubte sich in männlicher, in priesterlicher Gesellschaft sicherer vor den Einwirkungen der unsichtbaren Mächte. Doch verboth sie der Nichte streng, von Allem, was vorgegangen war, und was sie selbst erzählt hatte, weder gegen den Geistlichen, noch gegen Jemand im Hause etwas laut werden zu lassen. Die Gerüchte von den Spuckgeschichten, und wie wenig es auf dem Schlosse geheuer sey, liefen zum großen Ärgerniß der Frau von Wiernitz ohnedieß stark in der Gegend umher, und sie that ihrer Seits alles Mögliche, den Leuten diese Vorstellungen als Aberglauben und Vorurtheil zu benehmen, obgleich sie selbst sich nicht erwehren konnte, in Stunden der Erschütterung, wie die gegenwärtige war, festiglich daran zu glauben.

Mathilde hatte seit dem Klange der gesprungenen Saiten ihre eigenen Gedanken. Sie vermischten sich mit den Erzählungen der Tante, und begleiteten sie auf ihr Zimmer, auf ihr Lager, wo sie nicht ohne Thränen um Liljenholm entschlief. Plötzlich sah sie sich im Traume in jene Schreckensnacht vom Untergange des Schlos-

ses versetzt. Wilde Kriegerhaufen durchstreiften nach allen Richtungen den Wald, sprengten dort über die Fläche, oder kämpften hier wüthend durch einander. Ein hoher Rittersmann mit dem Wappen des Wiernitzischen Hauses ritt mit grimmiger Geberde, wie suchend, allenthalben herum. Jetzt traf er auf einen andern, der ebenfalls einen solchen Schild am Arme trug. Der zweyte kämpfte tapfer, doch nur vertheidigungsweise. Der hohe Ritter ersah seinen Vortheil, er stieß dem andern das Schwert in die Brust, und dieser stürzte sterbend vom Pferde. In dem Augenblicke erhellte der Brand des Schlosses die Gegend, fliehende gräßliche Gestalten und Bilder wechselten vor Mathildens Blick. Jetzt schien es wieder still zu werden, sie sah den ermordeten Ritter am Boden liegen, ohne Waffen, ohne Helm. Mit Schrecken erkannte sie Liljenholms Züge, es war sein blaues Auge, nur gebrochen im Tode, das goldene Haar blutig am Boden zerstreut, und die tiefe Wunde in der starren Brust.

Sie erwachte durch einen Schrey, den der Schrecken ihr entriß, und ihr erster Gedanke war Liljenholm, und sein Versprechen sich ihr nach dem Tode zu zeigen. Die gesprungenen

Saiten fielen ihr ein. Sie hatte ihn gesehen, so lebhaft, so deutlich und sterbend mit zerrissenem Busen. Es war kein Zweifel, er war gefallen, und hatte sich ihr gezeigt. Die übrigen begleitenden Bilder des Traums waren sehr natürlich durch das Gespräch und die Erzählungen ihrer Tante entstanden. Diese Vorstellung wurde zur unauflöslichen Gewißheit, als wenig Tage nachher die Nachricht von einem Gefecht anlangte, in welchem die Schweden viel verloren, und besonders das Regiment, wo Liljenholm stand, stark gelitten hatte. Man erzählte, der General selbst sey geblieben und einer seiner liebsten Offiziere, der seine Leiche vertheidigen wollen, über den Entseelten getödtet worden. Was blieb Mathilden übrig, als an ihr Unglück, und ihren Verlust zu glauben? Wer konnte der Offizier gewesen seyn, der die theuern Überreste mit seinem Leben zu bewahren gesucht hatte, wer anders als der edle Jüngling, der dem General das verdankte, was mehr ist als Daseyn, Erziehung und väterliche Liebe?

Still und traurig lebte sie an der Seite der Tante hin, deren Umgang und Wesen nicht darnach waren, ein gedrücktes Gemüth aufzurichten, und jener Traum und die Erzählungen der Tan-

te von den früheren Schicksalen ihres Hauses waren die liebsten Gedanken ihrer vielen einsamen Stunden. Wunderbar verschmolz in ihrer Seele jener Rudolph von Wiernitz, dessen Schicksal ihr aus der, obgleich nicht günstigen, Erzählung der Tante wichtig geworden war, mit dem verlornen Freund, und es machte ihr eine wehmüthige Freude, wenn sie diese vermögen konnte, ihr irgend Etwas von jenem Ahnherrn zu erzählen.

So sprachen sie einst wieder bey der gemeinschaftlichen Arbeit am Rahmen von jenen Begebenheiten, die Wiernitz in die Asche gelegt, und den Stamm Rudolphs vertilgt hatten, und Mathilde erwähnte des seltsamen Traumes, den sie in der Nacht von dem Thomastag gehabt. Die Tante wurde aufmerksam, Mathilde sah, daß die Erzählung sie ergriff, und als sie zuletzt, doch ohne jener schmerzlichen Ähnlichkeit zu gedenken, mit einigen Zügen das Bild des ermordeten Ritters, wie er ihr im Traum erschienen, schilderte, rief die Tante aus: Ach, das ist ja der unglückliche Rudolph! Rudolph? schrie Mathilde heftig erschüttert: Rudolph, sagt ihr? Ihr wißt also? »O es ist nur zu wahrscheinlich, daß er von Bruderhand gefallen, und jener Fluch, der

unser Haus verfolgt, die Rache ungesöhnter Blutschuld ist!« Mathilde schauderte, aber sie war froh, von der Tante nicht errathen zu seyn. Doch forschte sie nach, woher denn diese in jenen Zügen das Bild des Ahnherrn erkannt habe, und sie erfuhr nun, daß in dem verfallenen Theil des Schlosses, der der Sage nach den Brand überlebt habe, eine alte Kapelle sey, und in dieser ein Bild, das man nicht ohne Grund für das Bild eben dieses Rudolphs halte.

Das war für Mathilden eine Entdeckung von großem Werth. Sie bat und beschwor nun ihre Tante ihr diese Kapelle öffnen, und das Bild zeigen zu lassen. Aber hier predigte sie tauben Ohren. Frau von Wiernitz weigerte sich durchaus irgend eine Untersuchung in jenem durch das Gerücht und Geschwätz der Leute ohnedieß verrufenen Theil des Schlosses zuzugeben, um welchen, als den Rest der Wohnung jenes ältern Zweiges ihres Hauses, sich alle jene Sagen drehten, und so mußte die Nichte für den Augenblick der Hoffnung entsagen, vielleicht Entdeckungen zu machen, die ihrem Herzen Befriedigung und einen wehmüthigen Genuß versprachen.

Aber sie gab darum ihren Wunsch nicht auf.

Es lebte ein alter Diener im Hause, dem unter dem Nahmen eines Schloßwärters die Aufsicht und Besorgung aller Baulichkeiten und kleinen Anordnungen übertragen war. Der alte Martin hatte folglich den Zutritt und die Schlüßel zu allen Gemächern im ganzen Schlosse. Dieses Mannes, eines alten redlichen Dieners, Zuneigung hatte sich Mathilde durch kleine Gefälligkeiten zu erwerben gewußt, und er versprach ihr, sobald nächster Tage die gnädige Frau in Geschäften nach Wien gefahren seyn würde, sie in die Kapelle zu führen, doch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit; denn wenn es Frau von Wiernitz erführe, könnte es ihm den Dienst kosten.

Der Tag der Abreise kam, und der Alte hohlte Mathilden, sobald er sich sicher glaubte, ab. Sie gingen über lange düstere Gänge, Treppe auf, Treppe ab, durch das halb zerfallene Gebäude, wo Alles die Vergänglichkeit menschlicher Größe, und die Nichtigkeit unsers Seyns auf Erden predigte, und blieben vor einer großen, künstlich verschnitzten Thüre stehn. Der Alte zog aus dem rasselnden Schlüßelbund einen verrosteten ungeheuern Schlüßel hervor, drehete und wendete ihn lange, und öffnete endlich. Moder-

duft und Eiskälte drangen Mathilden aus dem verschlossenen Raume entgegen. Da hieß ihr Begleiter sie verziehn, ging voraus, stieß einen Laden in der Höhe auf, und ein dämmerndes Licht fiel durch bunte Scheiben in das Gewölbe. Mathilde trat über einige Stufen hinab, und sah sich in einer kleinen, aller Zierden beraubten Kirche ihres Glaubens. Das aus den morschen Rahmen flatternde Altarblatt, mit dem der Luftzug spielte, die zerfallenen Bethschemmel, der eingesunkene Altar, und der Zweck ihres Hierseyns, Alles erfüllte sie mit tiefer unaussprechlicher Wehmuth. Hier ist das Bild! sagte der Alte. Mathilde wandte sich. An der Mauer, dem Altar gegenüber, war eine Exvoto-Tafel befestiget, ein Denkmahl alter frommer Zeit. Hier kniete ein Ritter in völliger Rüstung einer Frau gegenüber. Zwischen ihnen lag ein kleines Kind auf der Erde. Der Ritter und die Frau schienen sich die Hände zu reichen, und oben in den Wolken schwebte die heilige Jungfrau. Staub und Moder, die auf dem Bilde lagen, machten es in der Dunkelheit der Kapelle beynahe unkenntlich. Mathilde brannte vor Begierde es genauer zu sehen, sie versuchte es loszumachen, und es gelang. Sie traten aus der Ka=

pelle hinauf ins helle Licht, der Alte wischte den Staub von dem Gemählde, und Mathilde stieß einen Schrey aus, als ihr auch hier wieder, in der Gestalt des knieenden Ritters, Biörn's Züge entgegen lächelten. Nun sah sie aber auch, daß der Ritter und seine Frau sich nicht bey der Hand, sondern über dem Kinde einen Ring hielten, der, in der Mitte zerbrochen, jedem halb in den Fingern geblieben war. In einer Ecke war das Wiernitzische Wappen angebracht, und einige halbverlöschte Buchstaben ließen die Nahmen: Herr Rudolph der Wiernitzer und seine Ehewirthinn Adelheit, mehr errathen als lesen. Lange haftete Mathildens Auge auf dem Bild, indeß ihr Begleiter ihr ein Mährchen von dem zerbrochenen Ringe erzählte, wie und bey welcher Gelegenheit die liebenden Gatten ihn getheilt, wie sie ihr, ihres Kindes und ihres Hauses Glück an das Daseyn des Rings gebunden geglaubt, und wie er dann auch in dem Brand zu Grunde gegangen, und seitdem dem Hause kein günstiger Stern mehr geleuchtet habe. Mathilde hörte nicht viel von dem Allen. Vor ihrem Geiste stand das Bild des Geliebten, und immer räthselhafter, immer ungewisser ward ihr sein Schicksal und der Glaube an sein Leben

oder seinen Tod. Gern hätte sie das Gemählde mit sich in ihr Zimmer genommen, aber sie konnte es nicht ohne Vorwissen des Schloßwärters, und diesen wollte sie eben so wenig zum Vertrauten eines verborgenen Schrittes, als sie ihre Tante um das Bild ansprechen mochte.

Seit diesem Tage aber dünkte ihr das alte wüste Schloß mit seinen finstern Umgebungen nicht mehr so fremd und unheimlich. Eine stille Zuneigung zog sie an die ehemahligen Besitzer desselben. Sie forschte emsig nach genaueren Nachrichten, besonders von dem unglücklichen Rudolph; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, denn alle Spuren älterer Zeit waren in dem Brande zu Grunde gegangen, und mit diesem Ereigniß alle Faden abgerissen, die die Folgezeit an die Vergangenheit knüpften.

Indessen war der Winter vorgerückt, tiefer Schnee bedeckte die Gegend umher, lag in ungeheueren Lasten auf den morschen Mauern und Thürmen des Schlosses, und machte oft für mehrere Tage jeden Zusammenhang mit dem etwas entfernten Dorfe unmöglich. An der Seite ihrer Tante, die sich gern in ihren Kummer versenkte, und die Stimmung, die in ihr herrschte, um sich her zu verbreiten strebte, flossen Ma=

thildens Tage trübe hin, und ihr eignes Gefühl war nicht darnach, um diesen Eindrücken zu widerstehn. Auch sie begleiteten düstre Bilder, an die schmerzlich beweinte Vergangenheit schloß sich eine öde Gegenwart, und die Zukunft verhieß nichts Erfreulicheres. So ging Monath an Monath vorüber, und wie traurig auch diese Einförmigkeit war, Mathilde wünschte nichts anders; denn sie hatte nichts mehr zu hoffen auf der Welt. Ältern und Geschwister lagen im Grabe, und der einzige Freund, der ihr außer ihnen theuer gewesen, war entweder im Kampf gefallen oder doch sonst für sie verloren.

Aber die Natur, die, ewig treu, allein dem Menschen Wort hält, wenn alles Andere ihn verläßt, die Natur übte endlich auch ihre stille Gewalt über Mathildens Herz. Der Frühling näherte sich, das Leben fing an sich zu regen, und das erste Erwachen der Bewegung in der erstorbenen, von Eis erstarrten Welt verkündigte sich im Geplätscher der Tropfen, die von dem geschmolzenen Schnee auf den hohen Dächern, im Sonnenglanz schimmernd und Farben spielend, nieder zur Erde fielen. Die Sonne blickte freundlich in die Zimmer hinein, das Herz öffnete sich dem milden Strahl, und eine Ahnung

von der Möglichkeit eines besseren Zustandes drang mit dem goldenen Schimmer in dasselbe. Da brachten die Leute der Tante eines Morgens die Nachricht: einer der alten Pfeiler des Schlosses, den die Last des Schnees zu schwer gedrückt und das Thauwetter durchdrungen hatte, sey eingestürzt, man müßte den Schutt wegräumen und schleunig nachsehen, damit nicht noch größerer Schaden erwachse. Unmuthig über diese Störung gab Frau von Wiernitz die nöthigen Befehle, und ging selbst mit Mathilden nachzusehen. Der Schutt war weggeräumt, und an der Grundfeste das Erdreich aufgegraben, um sich von dem Zustand derselben zu überzeugen, als man unvermuthet auf einen Gegenstand stieß, der über alle Anwesende Erstaunen und Grauen verbreitete. Unfern der Grundfeste, auf der der Pfeiler stand, lag ein Gerippe in der Erde, das mit beyden Armen ausgestreckt, und wie gekreutziget am Boden befestiget war. Alles drängte sich herzu, diesen seltsamen Fund zu betrachten, aber vor den Übrigen fühlte sich Mathilde durch tiefes Mitleiden zu den Resten des Unglücklichen gezogen. Im Haupte steckte ein Pfeil, in der Schulter ein zweyter; es schien ein junger hochgebildeter Mann gewesen zu seyn.

Sie faßte den Pfeil an der Schulter an, er zerfiel in Staub, so wie der andere; und tief gerührt blickte sie wieder auf die martervolle Stellung, in der der Bedauernswürdige sein Leben unter tausend Qualen verhaucht haben mußte. Vielleicht hatte eine geliebte Braut vergebens seine Rückkehr aus dieser letzten Fehde erwartet, vielleicht waren eine treue Gattinn, und verlassene Kinder bey der Schreckensnachricht, auf welche Art der Gatte und Vater geendet hatte, ein Raub des Jammers geworden!

In diesen Träumen störte sie das Geräusch der herbeyeilenden Menge, die, von dem Gerüchte der wunderlichen Entdeckung gelockt, aus Schloß und Dorf herzu strömte, sich in Bemerkungen und Betrachtungen ergoß, und das, was sie vor Augen sah, geschäftig und sinnreich mit dem verband, was von der Unheimlichkeit, und den seltsamen Ereignissen im Schlosse ohnedieß in Jedermanns Munde war. Frau von Wierniß, die der ganze Vorfall schon längst widerwärtig angeregt hatte, wurde nun durch diese Gespräche vollends erzürnt; sie befahl ihren Leuten, das Volk auseinander zu jagen, und die Gebeine sogleich wieder zu verscharren, wo man sie gefunden, damit den einfälti

gen und ärgerlichen Gesprächen ein Ende gemacht werde. Sie selbst aber wandte sich dem Schlosse zu, und befahl Mathilden, ihr zu folgen.

Ungern trennte sich diese von den Resten, die ihr lieb geworden waren, und noch unwilliger hörte sie den Befehl der Tante. So sollte dieser Unglückliche, dem ein so entsetzliches Loos zu Theil geworden war, auch jetzt nach Jahrhunderten, da ein Zufall den Nachkommen sein Grab und die an ihm ausgeübten Gräuel entdeckt hatte, noch einmahl mißhandelt, und der Ruhestätte in geweihter Erde beraubt werden! Das schien ihr grausam, frevelhaft. Sie faßte ein Herz, sie folgte der Tante nach, und durch Bitten und Flehen, am meisten aber durch die Vorstellung, daß das rechtmäßige Begräbniß des Unglücklichen vielleicht seinem Schatten, und somit dem Schlosse und der Gegend die längst gewünschte Ruhe gewähren könne, (denn er möge nun Hussite oder Katholik, Böhme oder Österreicher gewesen seyn, so war er ein Christ) erwirkte sie endlich die Erlaubniß, den Pastor rufen zu lassen und mit ihm wegen der Beerdigung zu sprechen.

Die Anstalten wurden getroffen, Mathilde, die nun einmahl in lebhaftern Antheil für den

Unglücklichen aufgeregt war, war überall selbst dabey, und ließ in ihrer Gegenwart die Gebeine aus der Erde nehmen. Aber indem man sie unter frommem Gesang und Bethen erhob, sah sie etwas am Boden schimmern. Sie bückte sich darnach. Es war ein goldner, mitten auseinander gebrochener Ring an einem Stück durch Zeit und Feuchtigkeit verwitterter Kette befestiget. Staunend und bestürzt hielt sie den zerbrochenen Reif in der Hand, das Votivbild in der Kapelle fiel ihr ein, und halb mit Schauer, halb mit Freude und Wehmuth ward es ihr gewiß, daß die zerfallenden Gebeine, welchen sie bemüht war die letzte Ehre zu erweisen, unzweifelhaft die Überreste jenes unglücklichen Rudolphs von Wiernitz waren. Von diesem Augenblicke an waren sie ihr noch theurer, als vordem. Mit Andacht und Wehmuth wohnte sie der ganzen Feyerlichkeit bey, und das Bild des grausam ermordeten Ritters, das mit einer geliebten Gestalt so viel Ähnlichkeit hatte, sein entsetzliches Schicksal, der Jammer seiner Gemahlinn, wenn sie vielleicht Zeuginn von dem Martertod ihres Gatten hatte seyn müssen, begleiteten und beschäftigten sie den ganzen Tag. Von ihrem Fund sagte sie der Tante nichts, und

verwahrte die theure Reliquie mit sorglicher Treue. So kam der Abend, und die Nacht. Mathilde verschloß, wie immer, die Thür ihres Zimmers, bethete brünstig für alle lieben Entschlafenen, unter welche sie nun auch Ritter Rudolph von Wiernitz zählte und schlief ruhig ein. Sie glaubte zu erwachen vom Schlag der Mitternacht an der Thurmuhr des Schlosses. Ihre Thüre ging auf, das Gerippe, welches sie heut hatte bestatten helfen, trat ins Zimmer, und, wie sie zitternd ein Kreutz ums andre schlug, vor ihr Bette. Fürchte dich nicht! sprach eine Stimme, die Mathildens zagende Seele sanft berührte: Ich bin kein verworfener Geist; das heilige Zeichen, welches deine Hand macht, ist auch mir das Panier der Erlösung und des Siegs. Ich komme dir zu danken. Du hast mich begraben, du hast meinen sterblichen Resten die Wohlthat einer geheiligten Ruhestätte angedeihen lassen, ich will dir meine Dankbarkeit beweisen. Komm' in die Waldkapelle! Dort erwarte ich dich.

Bey diesen Worten schien es Mathilden, als wäre die Erscheinung verschwunden, sie aber kleidete sich an und verließ muthig ihr Zimmer. Wie sie auf die Treppe kam, begegnete ihr der

alte Schloßwärter. Wohin, edles Fräulein, so spät in der Nacht? Mathilde erzählte ihr Gesicht. Der Alte schüttelte das Haupt: »Und ihr wollt gehn, und so allein?« Sie bejahte. »Nein, Fräulein, das gibt der alte Martin nicht zu.« Und somit begleitete er sie. Sie gingen durch den Forst einen langen mühsamen Weg. Endlich kamen sie an die Stelle. Da stand ein Kirchlein vor ihnen, einsam und verlassen, die Pforte war offen, sie traten hinein, und Rudolph von Wiernitz, nicht mehr als grausendes Gerippe, sondern blühend in jugendlicher Schönheit mit den theuren Zügen, die Mathilden so wohl bekannt waren, kam freundlich auf sie zu, und führte sie bis in die Mitte der Kirche. Hier, sprach er, und wies auf einen Grabstein von rothem Marmor, auf welchem ein frommer Mönch in bethender Stellung gegraben war: Hier öffne, und was du findest, wird meinem Geist die Ruhe, dieser Gegend den Frieden, und dir den Lohn deiner Güte geben! Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt in Schimmer. Mathilde erwachte. Sie richtete sich auf. Es war still und einsam um sie her. Der Mond schien hell ins Fenster und nicht ohne Schrecken sah sie die Kammerthür offen, welche sie am Abend ge-

schlossen zu haben sich wohl erinnerte. Jetzt schlug die Thurmuhr Eins. Ein Grauen überlief sie — sie wußte nicht, ob sie gewacht oder geträumt habe, und so zwischen Furcht und stiller Freude über die Befriedigung des verehrten Schattens, zwischen wehmüthiger Erinnerung an den verlornen Freund und dem Grauen vor allen den unheimlichen Umgebungen hielt der aufgeregte Geist sie wach, bis spät gegen den Morgen ein kurzer Schlummer die unruhige Natur in ihr besänftigte.

Sie erwachte heiter; aber der Traum, oder das Gesicht der Nacht war ihr erster Gedanke, und der Entschluß, das Kirchlein zu suchen, ihr erstes Beginnen. Sie kleidete sich an und verließ ihr Zimmer. So wie sie auf den Vorplatz an der Treppe trat, stand Martin, guten Morgen wünschend, vor ihr. Sie trat befremdet zurück. Schon so früh auf, gnädiges Fräulein? sagte er. »Ich will spazieren gehen, der Morgen ist heiter.« Aber kalt, edles Fräulein! Wir haben einen tüchtigen Reif gehabt. Thut nichts, erwiederte Mathilde, ich möchte gern einmahl in die Waldkapelle. Waldkapelle? wiederholte der Alte wundernd: Hier ist keine Waldkapelle. Doch, doch! versetzte Mathilde: Ostwärts vom

Schlosse gegen Wolkersdorf zu. »Ja, meint ihr das alte Gemäuer? Das kenne ich wohl. Es soll einmahl vor uralter Zeit eine katholische Kirche da gestanden haben; jetzt sind nur noch Trümmer davon übrig. Ich dachte nicht daran, und glaubte nicht, daß ihr darum wüßtet.« Mathilden wurde immer seltsamer zu Muthe bey diesem wunderbaren Zusammentreffen. Martin führte sie. Es war derselbe Weg, den sie aus ihrem Traum kannte, dieselben Gruppen der Bäume, dasselbe Wachholdergebüsch, durch welches der mühsame Pfad ging. Endlich kamen sie auf einen kleinen freyen Platz. Hier ist es! sagte Martin, und wies auf einige zerfallene Mauern, welche zwischen Farrenkraut und Immergrün bemoost hervorblickten. Mathilde trat in den Umkreis der Trümmer. Jemehr sie sie betrachtete, je gewisser schien es ihr, daß diese Überreste einst jene Kapelle ausgemacht haben müßten, in der sie sich diese Nacht befunden, und, indem sie nicht weit von der Stelle, wo nach ihres Begleiters Ausspruch der Hochaltar gestanden hatte, den Boden von Tannennadeln und Gestripp ein wenig reinigte, glaubte sie deutlich den rothen Marmor des Grabsteins zu erblicken. Tief ergriffen und wunderbar bewegt, verließ sie

endlich den geheimnißvollen Ort, und beschloß ihre Tante zu vermögen, daß sie den Schutt aufräumen, und nach dem ausdrücklichen Geboth des Gesichts, das nun schon durch so manches Zusammentreffen bestätigt war, dasjenige suchen lassen sollte, was ihnen Allen Glück und Ruhe verhieß. Aber hiervon wollte Frau von Wiernitz nichts wissen. Treu ihrer herrschenden Ansicht, alle diese Erzählungen ins Reich der Träume zu verweisen, schlug sie Mathilden ihre dringende Bitte rund ab, und ein ausdrückliches scharfes Verboth mit Androhung augenblicklicher Entfernung aus dem Schlosse hielt sowohl diese als den Schloßwärter von jedem Versuche ab, den sie vielleicht insgeheim gewagt haben würden.

Unterdessen war der Frühling vorgerückt. Die Kriegsoperationen in Böhmen fingen wieder an. Die Schwedischen Heere unter Torstensohn machten reißende Fortschritte; bald standen sie in Mähren und endlich drangen sie sogar nach Österreich vor. Mathilde hatte dieses Unglück ihres Vaterlandes mit Angst und Trauer wachsen und sich nähern gesehn, aber äußern durfte sie diese Gefühle nicht, wie sie in ihrem Herzen lagen; denn im Hause der Frau von Wiernitz dachte man viel anders. Hier schienen Schwede

und Protestant keine so feindlichen Begriffe zu seyn, und Alles, wovor man zitterte, waren die Schrecken und Verheerungen, wenn, wie es nach und nach den Anschein gewann, das Kriegstheater sich gegen die Donau, und also in die Gegend von Wiernitz ziehen sollte.

Da wurde eines Morgens Mathilde zu ihrer Tante gerufen. Sie fand sie mit jenem unglückdeutendem Gesichte, das bey jedem unerwarteten oder unangenehmen Vorfall dem ganzen Hause Übels verkündete. Es sind schlimme Nachrichten eingelaufen, mein Kind, hub sie an: Die Schweden rücken gewaltig vor, ihre Vorposten streifen bereits bis Horn und Zwetl, der Kaiser rüstet sich seine Hauptstadt zu vertheidigen, und dem Erzherzog Leopold Wilhelm ist das Commando aufgetragen.

Dafür sey Gott gedankt! rief Mathilde, und wollte noch mehr sagen; aber ein strenger Blick der Tante machte sie verstummen: Schweig mit deinen thörichten Hoffnungen! Je hartnäckiger der Widerstand, je länger und blutiger der Kampf. Ausrichten werden die Kaiserlichen doch nichts gegen die Schweden; so haben wir die Qual nur länger zu tragen, denn es ist kein Zweifel mehr, daß der Krieg sich in unsere Gegend zieht.

So laßt uns fliehn!

Fliehen? antwortete die Tante: Und alles, was ich besitze, im Stiche lassen?

Nur nach Wien —

Wo man meine Glaubensgenossen mit Haß und Widerwillen ansieht? Wo der Kaiser, zwar nicht so grausam wie sein Vater, aber dennoch —

Verzeiht, gnädige Tante! Ferdinand der Dritte ist mild und gütig —

Jungfer Nichte! Wenn ich Zurechtweisungen und Belehrungen brauche, werde ich sie nicht bey einem achtzehnjährigen Mädchen suchen. Alles, was du zu thun hast, ist, für das zu sorgen, was ich dir auftrage. Es müssen Vorräthe aller Art herbeygeschafft, und alles zur anständigen Aufnahme derjenigen bereitet werden, die ihr Siegeslauf bald hierher führen wird. Jetzt geh', und sprich mit dem Haushofmeister!

Mathilde ging mit schwerem Herzen. Die Schrecken des Krieges, denen sie in den glücklichen Fluren von Österreich entflohn zu seyn glaubte, sollten sie auch hier ereilen, die Schwedischen Truppen, deren Art und Wesen sie aus trüber Erfahrung kannte, sollten auch hier ihr freudenloses Leben verbittern, und kein edles geliebtes Herz unter ihnen, wie ehemahls, der verehrte

Schutzgott der bedrängten Gegend werden. Aber es galt zu handeln und nicht zu trauern; und so weh' es ihrem Herzen that, die Gesinnungen zu bemerken, mit welchen Frau von Wiernitz und das ganze Haus die Ankunft der Schweden erwarteten, so sah sie doch ein, daß, man möge gesinnt seyn, wie man wolle, mit Ernst und Eifer auf ihren Empfang, und ihre Verpflegung gedacht werden müßte.

Indessen kamen Nachrichten auf Nachrichten von dem unwiderstehlichen Vorrücken der Schweden, und wie auf der andern Seite alle Anstalten zur tapfersten Gegenwehr gemacht, Wien befestigt, die Auen verschanzt würden, und der Erzherzog sein Lager in dem Theil derselben, der die Brigittenau heißt, aufgeschlagen habe, fest entschlossen, die Ankunft der Schweden hier hinter der Schutzwehr des heimischen Stromes zu erwarten, und die Hauptstadt mit seinem und seiner treuen Österreicher Blut auf's Äußerste zu vertheidigen.

In Wiernitz dachte man anders. Die Schweden wurden hier mit stolzen Hoffnungen erwartet, und Alles, was man von den Anstalten an der Donau hörte, mit Unwillen oder Verachtung aufgenommen. Jene wurden bald erfüllt. Die

Schweden rückten an, sie breiteten sich in der flachen Umgegend aus, und in Wiernitz wurde eine Art von Hauptquartier errichtet, von wo aus Befehle und Nachrichten nach allen Seiten ausgiengen und wieder einliefen.

Mathilde erblickte die ersten ihrer Schaaren mit Schrecken und Trauer. Es waren dieselben Feinde, die ihrem Hause und ihrem Lande schon so viel Übels zugefügt hatten; es war dasselbe Regiment, unter welchem nur derjenige allein sich nicht mehr befand, dessen Wiedersehen sie für alles erlittene Ungemach hätte trösten, von dessen Denkungsart sie auch hier Schutz und Erleichterung für ihre Landsleute hätte hoffen können. Sie erkundigte sich um den vermißten Kameraden. Ihr Traum, ihre Ahnung hatten nur zu wahr gesprochen: er war an der Seite seines Pflegvaters, dessen Leiche er den Feinden nicht lassen wollte, unter ihren Säbelhieben gefallen.

So war denn auch der letzte schwache Funke von Hoffnung ausgelöscht, und Mathilde ergab sich mit stiller Fassung in ihr Geschick, jetzt entschlossener als vorher, Alles zu ertragen, und über nichts mehr zu klagen; denn das Leben hatte keinen Reiz mehr für sie, und sie betrachtete es nur als den düstern, steinichten

Übergang in ein besseres Seyn, wohin ihr Alles, was sie liebte, schon vorangegangen war.

Auf dem Schlosse wurde es mit jedem Tage lebhafter. Immer mehr Truppen zogen sich in der Gegend zusammen, und immer höher schwollen die Hoffnungen der Frau von Wiernitz uud Aller, die so dachten, wie sie. Die Schweden schickten sich an, vor Wien selbst zu rücken, und eines Morgens weckte der Donner der Kanonen, die aus der Wolfsbrücken-Schanze gegen die Stadt flogen, die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Alles eilte auf die Zinnen, auf die Thürme, um zu schauen. Alles war in froher Erwartung. Schon sah man die stolze Hauptstadt gedemüthigt, die ungeliebten Fürsten entflohn, die Schweden siegreich in den Kaiser-Pallast einziehen und die neue Lehre und die neuen Rechte sich von dort aus über das ganze Land verbreiten.

Aber wie die Sonne höher stieg, schien der Lärm der Schlacht sich zu nähern. Immer stärker wurde der Donner des Geschützes, immer ängstlicher die Gesichter. Unter den Schweden, die im Schloß geblieben waren, entstand ein unruhiges Murmeln. Plötzlich sprengten zwey Offiziere in den Hof. Fort! Fort! riefen sie: Alles ist ver-

loren, wir sind geschlagen, der Erzherzog rückt an. Schnell wurden die Pferde aus den Ställen gezogen, das Gepäck auf die Wägen geworfen, Verwundete, Fliehende kamen in geschreckter Eile an, Verwirrung und Lärm war allgemein, das Schloß erscholl von Flüchen und Klagen, und nur Ein Herz war, dem alle diese Mißtöne als die süßeste Musik klangen; denn sie verkündeten ihm den Sieg der Seinigen, die Erhaltung des geliebten Herrschers und des väterlichen Glaubens. Doch mitten in ihrer Freude vergaß Mathilde ihrer Pflichten nicht. Sie wich keinen Schritt von ihrer Tante, deren Lage in diesem Augenblick wirklich peinlich war, sie tröstete sie, so gut sie konnte, sie wies sie auf die allbekannte Milde des Habsburgischen Hauses hin, und ließ sie Verzeihung und Nachsicht für die verlassene Witwe hoffen, die dem Drang der Umstände nicht zu widerstehen vermocht hatte. So flößte sie zuerst Fassung, dann einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz, während nach und nach das Schloß von Schweden leer ward, und, wie sie abgezogen waren, entfernter Trompetenschall die Ankunft der kaiserlichen Reiterey verkündigte, welche die Fliehenden verfolgte. Frau von Wiernitz schrack zusammen; aber in Mathildens

Herz zogen mit dem lang entbehrten Gefühl von Freuden süße, ihr unerklärliche Hoffnungen ein. Immer näher und näher kam der Schall. Mathilde vermochte nicht zu bleiben, sie flog die Treppe in den alten Thurm hinan. Da sprengte der Haufe blinkender Kürassiere schon über die Ebene daher, und verlor sich im Walde; bald erschienen immer mehr und mehr der kaiserlichen Schaaren und endlich, von vielen Offizieren in schimmernden Rüstungen und Uniformen umgeben, der Erzherzog selbst, ein milder Engel und muthiger Held zugleich. Sie nahmen ihren Weg gerade auf's Schloß zu, und Mathilde hatte eben noch so viel Zeit vom Thurme herabzueilen, um den Ankommenden auf der Treppe zu begegnen. Ein kaiserlicher Offizier eilte über den Hof die Stufen herauf, er stand vor Mathilden, und mit einem Schrey des Schreckens und der Freude fuhr diese zurück — denn es war Liljenholm. Auch er erschrack bey ihrem Anblick, und es währte einige Sekunden, bis die Glücklichen sich fassen und ihre Seligkeit begreifen konnten. Aber zu Erklärungen war keine Zeit. Liljenholm war als Bothe seines Herrn, des Erzherzogs, da. Mathilde eilte zu ihrer Tante, sie von der Ankunft des

erhabenen Gastes zu benachrichtigen; aber Frau von Wiernitz fühlte sich außer Stande, ihn zu empfangen, sie zog sich in ihre Gemächer zurück, und Mathilde mußte ihre Stelle vertreten.

Der Erzherzog kam. Er besah die Gegend, das Schloß, und fand es geeignet zu einem Aufenthalt von ein Paar Tagen. Mathilde, von Liljenholm und einem Adjutanten des Prinzen begleitet, eilte überall selbst hin, gemeinschaftlich mit ihnen Alles zu betreiben und zu veranstalten, was für den Aufenthalt des Feldherrn und seiner Begleitung nöthig war, und kehrte endlich nach einer Stunde, in welcher es ihnen nicht möglich war, mehr als einzelne Worte zu wechseln, in den Saal zurück, wo der Erzherzog sie erwartete und mit freundlicher Huld für ihre Mühe dankte. Und erst hier, in dieser sonst Ehrfurcht gebiethenden Gegenwart, erfuhr Mathilde theils aus dem Munde ihres Freundes, theils aus dem seines neuen Beschützers das Schicksal desselben. Er hatte, seinem Vorsatz treu, seinen Pflegevater nicht einen Augenblick verlassen, er hatte in der Schlacht mehr als ein Mahl für sein Leben gewacht, bis endlich seine treue Liebe den Todesstreich in einem unglücklichen Momente nicht mehr auf-

halten konnte. General Liljenholm fiel an der Seite seines Pflegesohns, und dieser sank nach fruchtlosem Kampf um die theuern Überreste sterbend auf ihn nieder. Dieß Beyspiel kindlicher Liebe rührte den kaiserlichen General. Er ließ sich nach dem Gefecht auf den Platz führen, wo der gute Sohn, einem Sterbendem gleich, auf der Leiche seines Wohlthäters lag. Man fand noch Leben in ihm; der General ließ ihn mit Sorgfalt pflegen, und als er die Bewegung der Reise vertragen konnte, ging er nach Wien, sich dort unter geschicktern Händen und in ruhigeren Umgebungen völlig herstellen zu lassen. Es war aber nicht bloß diese Rücksicht, die ihn in die Kaiserstadt führte, es war jener Wunsch, der lang in seiner Brust lag, und ihn mit geheimer tiefer Sehnsucht nach Österreich zog, als dem Lande, wo alle Stürme seines Herzens gestillt, und aller Kampf Frieden werden sollte. In Wien lernte er den Erzherzog Leopold Wilhelm kennen, den das Gerücht auf den jungen kriegsgefangenen Schweden aufmerksam gemacht hatte, und bald hatte Jener in dem Fremden das treue offene Gemüth, dieser in dem Prinzen den Herrn erkannt, dem er am liebsten in der Welt dienen wollte. An

Schweden knüpften ihn fürder keine Bande mehr; seine Ältern waren längst begraben, der General todt. Glauben, Meinung und stille Wünsche stimmten für das neue Vaterland; er nahm mit freudigem Muthe Dienste unter des Erzherzogs Truppen, der ihn immer lieber gewann und mit tausenderley Banden an seine Person zu ketten wußte, und so war es geschehen, daß er jetzt mit ihm auch nach Wiernitz kam, und unverhofft Jene fand, deren Bild mit stets gleicher Wärme in seiner Brust gelebt, und die er auf Erden nie wieder zu sehen gefürchtet hatte.

Dem gütigen Fürsten hatten früher manche Äußerungen seines Begleiters und in diesem Augenblick sein Herz, das die Bewegungen der Liebenden trotz der Fassung verrieth, die seine Gegenwart von ihnen erzwang, eine deutliche Ansicht ihrer Lage gegeben, und er sann mit schöner Freude darauf, sie glücklich zu machen, als plötzlich Liljenholms Blick auf dem Wappenschild der Wiernitzer hangen blieb, das über der Eingangsthüre des Saals prangte. Mein Gott! rief er aus: Was ist das für ein Wappen! Das der Herren von Wiernitz, sagte Mathilde, der Besitzer dieses Schlosses. Wiernitz? Wiernitz? rief

Liljenholm erschüttert: Seltsamer Zufall! Er zog ein alterthümliches Siegel aus einer Kapsel hervor. Hier ist auch das Wiernitzische Wappen, sagte er, und verglich prüfend das Siegel mit dem Schilde: Alle Zeichen treffen zu. Der Erzherzog besah es ebenfalls, und auch er erkannte mit Erstaunen die Gleichheit beyder Wappenschilde. Woher habt ihr das Siegel, Herr Rittmeister? »Es ist ein Erbstück meiner Väter, ein Kleinod, das sie als einen unverlierbaren Schatz durch zweyhundert Jahre treu bewahrt haben, das jedesmahl der sterbende Vater dem Sohn übergab, und ihn schwören ließ, es nie unter keinerley Bedingung zu veräußern.«

Und Eure Ältern waren Bauersleute? sagte der Fürst.

Arme Bauersleute an der Küste der Ostsee, auf einem Rittergute des Generals von Liljenholm.

Sonst habt ihr aber nichts, das auf irgend einen Zusammenhang deuten, oder über den Ursprung eures Hauses einiges Licht verbreiten könnte?

Doch! antwortete Liljenholm, und wandte sich seitwärts, um eine Schnur herauszuziehen, die er unter den Kleidern auf der Brust trug. Hier, gnädigster Herr! fuhr er fort, indem er

dem Erzherzog ein Stück eines zerbrochenen altmodischen Ringes überreichte. Auch dieses ist ein heiliges Andenken meiner Urältern! Sie waren keine eingebornen Schweden; der Erste meines Stammes wurde vor zweyhundert Jahren als Kind aus Deutschland dahin gebracht, und es hat sich mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes die Sage in unserm Hause erhalten, daß jenes Kind von einem edlen Stamme, durch Zufall gerettet, oder entwendet, und von einem treuen Knechte, der ein geborner Schwede war, nach dem Vaterlande dieses letztern geführt worden sey. Jetzt nahm auch Mathilde den zerbrochenen Ring aus Liljenholms Hand. Ach Gott! rief sie mit einem leichtem Erschrecken: Ists möglich? Dieser Ring! Wartet einen Augenblick, Herr von Liljenholm! Ich bin sogleich wieder hier.

Sie eilte fort, und war in ein paar Minuten mit dem Ringüberreste wieder da, den sie bey den Gebeinen des unglücklichen Rudolph von Wiernitz gefunden hatte. Man fügte die Stücke zusammen, sie paßten vollkommen, und der Ring war ganz. Erstaunt hielt ihn der Erzherzog zwischen den Fingern, und betrachtete den wunderbaren Fund, und nun wurde Ma-

thilde aufgefordert, zu erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war.

Liljenholm wurde seltsam zu Muthe bey diesem Berichte. Ihm war, als lösten sich alle verworrenen Bilder seiner Seele in klare Gedanken auf, als finge er erst jetzt an, sich und die wunderbaren Führungen seines Lebens zu verstehen. Alles, was ihn umgab, schien sich mit ihm zu befreunden, diese Ahnenbilder umher im Saale, diese Rüstungen, die Menschen getragen hatten, deren Blut wahrscheinlicher Weise in seinen Adern rollte! Mathilde hatte schon eine Weile geendet, als er aus tiefem Nachdenken erwachend plötzlich aufsprang und rief: Edles Fräulein! Führt mich zu eurer Tante! Laßt mich der meine Ehrfurcht bezeugen, die wohl die einzige Übrige dieses Hauses ist! Mathilde zögerte; sie kannte die Denkart ihrer Tante. Doch ging sie endlich, aber es brauchte einige Zeit, bis es ihr gelang, den Widerwillen derselben zu überwinden. Sie nannte die ganze Sache ein Mährchen, den Fremden einen Abentheurer, und nur die Scheu vor dem Erzherzog vermochte sie endlich, seinem Liebling das geforderte Gehör nicht zu versagen.

Liljenholm trat ein. Frau von Wiernitz

schwieg einen Augenblick betroffen bey seinem Anblick denn es war die Gestalt jenes Ahnherrn, die sie nur zu wohl kannte, und an welche sie nie ohne geheimes Grauen dachte. Sie empfing ihn artig. Sie hatte sich vorgenommen, fremd und kalt gegen den Abentheurer zu seyn, aber es war etwas in dem Betragen des Jünglings und in seiner Gestalt, das ihr erst Achtung, dann sogar ein leises Gefühl von Wohlwollen aufdrang. So fremd ihrem Wesen diese Empfindung war, so wenig unangenehm schien sie ihr doch, und diese Stimmung gab ihr eine angenehme Freundlichkeit, welche auch den Jüngling in kindlicher Neigung zu ihr zog. Er faßte beym Fortgehen nicht ohne Rührung ihre Hand, und sagte: Wie es auch immer mit meiner Herkunft beschaffen seyn mag, edle Frau, Ihr erlaubet mir doch, Euch zu verehren, und Euch in den jetzigen Umständen meine Dienste anzubiethen, so geringfügig das ist, was ich Euch leisten kann. Frau von Wiernitz dankte ihm herzlich, und äußerte gegen Mathilden, als er fort war, daß sie sich nie einem Menschen in den ersten Stunden so geneigt gefühlt habe, als diesem Fremden, und daß sie sich diesen Eindruck durch nichts zu erklären wisse, als durch

das seltsame Spiel der Natur, die in seiner Bildung zufällig eine alte Gestalt ihres Hauses wiederhohlt habe. Von wirklicher Verwandtschaft, von jenem geheimnißvollen Zusammenhang wollte sie nichts wissen, und nannte Alles, was Mathilde erzählte, Werk des Zufalls. Selbst als man ihr die zwey Ringhälften und das Siegel ihres Hauses wies, hörten ihre Zweifel nicht auf; denn konnten nicht in zweyhundert Jahren ein paar unbedeutende Kleinigkeiten durch Ungefähr, und seltsame, obwohl sehr natürliche Ereignisse in allerley Hände gekommen seyn? Bey diesem fortwährenden Unglauben blieb nur noch ein Beweis übrig, das, was nach dem Ausspruch des Traumgesichts unter den Trümmern der Waldkapelle verborgen lag. Hier stellte sie ihnen jene tausend Bedenklichkeiten entgegen, die sie früher gegen Mathilden geltend gemacht hatte. Dießmahl entkräftete sie ein Wort des Erzherzogs. Man verfügte sich in den Wald, die Ruine wurde gefunden, der Grabstein erhoben. In einem metallenen Sarge lag neben Gebeinen und einigen Resten, die auf den geistlichen Stand des Begrabenen schließen ließen, eine Kapsel, und in derselben eine Schrift, die der Erzherzog entfaltete, und nicht ohne Mühe

die halbverblichenen alterthümlichen Züge entzifferte.

Es war eine Urkunde, mit Insiegel und Zeugen-Unterschrift gehörig verwahrt, und geschrieben am Sankt Thomas, des heiligen Zwölf-Boten-Tage im Jahre des Heils eintausend, vierhundert und fünfzig von dem damahligen Pfarrer des Orts, einem Mönch aus Kloster Zwetl, den sein Gewissen und Gefühl drängte, was er mit Grauen erlebte, und wovon der Zufall ihm die Mitwissenschaft aufgedrungen, der Nachwelt, zu vielleicht künftiger Vergütung, aufzubewahren. Der fromme Mönch bezeugte in dieser Schrift mit klaren Worten und aus dem Munde eines Augenzeugen, des treuen Biörn's, eines gebornen Schweden und Schildknappen Herrn Rudolphs, daß Max von Wiernitz der Mörder seines Bruders gewesen sey, daß Rudolph ihn im Gefecht vermieden, so lang er gekonnt, und daß er gegen den Bruder nur sein Leben vertheidigt habe. So sey er dann bald als ein Opfer seines brüderlich-frommen Sinnes gefallen, von dem unmenschlichen Sieger seiner Waffen beraubt, und sein Leichnam den wüthenden Kriegesgesellen zu Schimpf und Mißhandlung überlassen worden, die, als sie noch

Leben in ihm verspürt, ihn mit Händen und Füssen nicht weit von seinem Schloß am Boden angenagelt und mit Pfeilen auf ihn geschossen hätten, in welcher grausamen Lage er noch die Flammen seines Hauses aufgehn und seine geliebte Ehewirthinn in denselben elendiglich umkommen gesehn. Der treue Knecht Biörn aber hätte Mittel gefunden, mitten aus den Flammen das zweyjährige Söhnlein seines Herrn zu retten, und sich mit ihm zu dem Pfarrer, dessen Kirchlein und Haus ziemlich weit vom Schlosse im Föhrenwald lag, zu begeben. Einige Tage hielten sie sich daselbst verborgen; als aber ein ungewisses Gerücht sich verbreitete, daß das Kind gerettet, und also ein Erbe des ermordeten Herrn Rudolphs am Leben sey, wurden auf Befehl seines Bruders die schärfsten Nachsuchungen angestellt und ein Preis auf das Leben des armen Kleinen gesetzt. Nun, fuhr der Pfarrer in seinem Bericht fort, hielt ich nicht für rathsam, das Kind länger in meinem Hause, und in einer Gegend zu behalten, welche von den gottlosen Ketzern nach allen Richtungen durchstreift und unsicher gemacht wurde. Ich wurde also mit dem treuen Biörn dahin eins, daß er das kleine Herrlein einstweilen mit sich nehmen

und in seinem Vaterlande bey seinen Freunden, als wohin er zu gehen gedachte, bergen, zum Abzeichen aber der edlen Herkunft des Kindes ein Petschaft seines Vaters, welches mir als Geheimschreiber zur Aufbewahrung übergeben war, und überdieß jenen halben goldnen Fingerreif mitnehmen sollte, den die selige Mutter einst in einem Stündlein trüber Ahnung, in welchem ihr ihr und ihres Hauses entsetzliches Geschick vorging, vom Finger gezogen, mit Hülfe ihres Eheherrn zerbrochen, und selbem sowohl als dem Kinde, als denen ihr liebsten zwey Wesen auf Erden, zum ewigen Andenken zu tragen befohlen, als Sinnbild, wie sie gleichsam auch ihr Herz zwischen ihnen getheilt habe.

Dieses that nun der Knecht auf mein Begehren. Er schied in der Nacht von mir, indem er das Kind in seinen Armen vor sich auf dem Pferd hielt, und verhieß mir mit einem heiligen Schwur, des Knaben treulich zu warten, ihn in der allein seligmachenden Kirche nach altem Glauben zu erziehen und ihm einst die beyden Abzeichen seiner Geburt bey reifen Jahren zu übergeben, wenn es mir nicht früher so gut werden sollte, ihm eine günstige Nachricht von einer etwanigen Veränderung der Dinge bey

uns zu geben. Aber, daß Gott erbarm! es hat sich nur Alles ins Schlechte verändert. Herr Max von Wiernitz ist aus Böhmen gekommen, um das Erbtheil seines von ihm erschlagenen Bruders in Besitz zu nehmen, und hauset nun nach seinem harten Sinn und ketzerischen Glauben über die armen Leute, die mit schwerem Herzen der besseren Zeiten und ihres vorigen Herrn gedenken. Auch ist Frieden und Ruhe aus der Gegend gewichen, und es zeigt sich das göttliche Mißfallen an den hier verübten Gräuelthaten durch allerley erschreckliche Zeichen, welche seitdem jeden Sanct-Thomas-Abend sich im Schloß oder um dasselbe herum ereignen. Es ängstigen sich die Leute und wissen nicht recht, was das Ding bedeuten will. Ich aber weiß es nur zu gut, als den der treue Knecht von Allem belehrt, und der es vergeblich oft versucht hat, das Gewissen des ungerechten Räubers und Brudermörders zu rühren. Da solches nicht geschehen konnte, erkannte ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht sey, und daß er vielleicht dem gestrengen Herrn Max, wie einst dem Pharao, geflissentlich das Herz verhärtet habe, um dereinst ein Beyspiel der göttlichen Strafe an ihm oder seinem Hause aufzustellen. Somit habe ich

von jenen vergeblichen Versuchen abgelassen, mir es aber nicht verwehren können, die wahre Beschaffenheit der Dinge und das Geheimniß von dem eigentlichen Mörder meines geliebten Herren, wie auch von der Rettung und dem Leben seines Kindes, als rechtmäßigen und einzigen Herrn dieses Schlosses und aller dazu gehörigen Ländereyen, mit meiner Nahmensunterschrift und daran gehängten Insiegel, von drey glaubhaften geschwornen Zeugen unterschrieben, zu bekräftigen und auf künftige Zeiten aufzubewahren.«

Mit steigender Bewegung hörte Liljenholm die Schrift des guten Mönchs und in ihr das unläugbare Zeugniß seiner Abstammung verlesen. Der Erzherzog hieß ihn am Schluß desselben niederknieen auf dem Grab des ehrlichen Mannes, der vor zweyhundert Jahren treu und gewissenhaft für das Glück des Ungebohrnen gesorgt hatte. Dann zog er den Degen und sprach: Mit Vorbehalt der Genehmigung meines kaiserlichen Bruders und Herrn erkenne ich Euch hiermit als den einzigen und rechtmäßigen Besitzer und Erben des Nahmens und aller Güter der Freyherren von Wiernitz, und belehne Euch indeß im Voraus in meines Bruders,

des Kaisers, Nahmen damit. Steht auf, Herr von Wiernitz, und sehet diese Anerkennung nicht bloß als eine Handlung der strengsten Gerechtigkeitsliebe, sondern auch als einen Beweis an, wie gern ich Euch die mir und meinem Hause geleisteten Dienste zu belohnen geneigt bin!

Man kehrte nun ins Schloß zurück, wo Mathilde und die Tante mit sehr verschiedenen Empfindungen, aber Beyde mit gespannter Erwartung der Wiederkehrenden harrten. Der Erzherzog ließ sich sogleich bey der Besitzerinn des Schlosses melden, und stellte ihr, nachdem er sie die Urkunde hatte lesen lassen, in dem Rittmeister Liljenholm den eigentlichen Herrn von Wiernitz, und mithin ihren Verwandten und künftigen Eigenthümer der Güter vor, welche ohnedieß nach dem Tode ihres Gemahls dem Kaiser als obersten Lehnsherrn verfallen waren. Sie wußte nicht recht, wie sie diese Nachricht aufnehmen sollte; es war ein Streit in ihrem Herzen vom alten Stolz und frischer Neigung zu dem Jüngling, der ihr in den ersten Stunden so angenehm erschienen war. Aber Liljenholm oder Wiernitz wartete nicht, bis dieser Streit entschieden war. Er ließ sich vor seiner nunmehrigen Verwandten ehrerbiethig auf ein Kniee nieder,

bath sie, ihm zu verzeihen, wenn diese Anerkennung unangenehme Gefühle in ihr erregt habe, und ersuchte sie, sich von nun an, wie bisher, als die einzige rechtmäßige Gebietherinn und unumschränkte Frau in diesem Schlosse zu betrachten, indem er, so lange sie lebte, wenn sie es ihm erlauben wollte, sie wie seine Mutter ehren, nichts ohne ihren Willen und ihre Zustimmung vornehmen, und sich als ihren Sohn betrachten würde, der ihr Gehorsam und Liebe schuldig sey. Frau von Wiernitz stand verlegen, bewegt vor ihm. Zum ersten Mahle seit langer Zeit erhoben sich in ihrem Herzen die sanfteren Regungen der Liebe und Dankbarkeit. Thränen drangen unwillkührlich aus ihren Augen, sie kämpfte gegen diese Rührung, aber sie ward ihr zu mächtig und mit hervorstürzenden Thränen und gebrochener Stimme sagte sie: In Gottes Nahmen, dessen heiligen Finger ich in der Führung dieser wunderbaren Ereignisse erkenne, nehme ich Euch als meinen lieben Verwandten, meinen Sohn, auf, den Gott mir noch im Alter geschenkt, und der mich zuerst das süße Muttergefühl gelehrt hat, das meinem armen Herzen bisher fremd geblieben! Sey mein Sohn, junger Mensch! setzte sie noch bewegter hinzu,

indem sie ihre Hand auf sein Haupt legte: Gott segne Dich, er vergelte Dir, was Du an mir thust, und Du trage Geduld mit deiner Mutter!

Bey diesen Worten sprang Wiernitz auf und umschlang mit Thränen die tief erschütterte Matrone, die an seinem Halse weinend die Seligkeit menschlich schöner Gefühle kennen lernte. Mathilde schluchzte, kein Auge im Umkreis blieb trocken, und als jene Beyden sich von ihrer heftigen Rührung erhohlt hatten, trat der edle Erzherzog hinzu, wünschte Beyden von ganzer Seele Glück, und stellte sich, um die Seligkeit seines Lieblings zu vollenden, als Brautwerber für ihn bey seiner neuen Mutter dar. Frau von Wiernitz befann sich einen Augenblick, sie fand das Glück für ein armes verwaisetes Fräulein fast zu groß, aber ihr Herz war nun einmahl besseren Gefühlen geöffnet, und so drangen die Liebenden und der edle Fürst mit Bitten leicht durch.

Der Erzherzog ordnete Alles an. Wiernitz durfte mit ihm noch einen Tag auf dem Schlosse verweilen, dann aber eilten sie Beyde den immer mehr zurückweichenden Schweden nach Mähren und durch Böhmen siegreich nach, entrissen ihnen alle bisherigen Eroberungen, und das schöne

Vaterland athmete wieder frey auf. Mathilde blieb bey ihrer Tante und sorgte und bethete indessen für den abwesenden Freund. Der Erzherzog aber schrieb selbst aus dem Lager an den Kaiser, schickte die Urkunde und die Kleinode mit und betrieb angelegentlich die Anerkennung und Belehnung seines Lieblings. Als aber der Feldzug geendet war, da kehrte Wiernitz an der Seite seines fürstlichen Beschützers zurück, und am Sanct-Thomas-Abend wurde die Hochzeit in Wiernitz mit anständiger Pracht gefeyert. Frau von Wiernitz, von den beyden Gatten mit kindlicher Liebe behandelt, lebte in ihren späten Jahren erst zum wahren Genusse des Daseyns auf. Die Schatten der Erschlagenen, gesühnet und zufrieden, daß das Erbe nun wieder in der Hand des rechten Besitzers war, kehrten still in ihre Gräber zurück, und kein unheimliches Ereigniß störte mehr den süßen Frieden der einsamen Burg, die nun wieder ein Aufenthalt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit geworden war.

IV.

Carl's des Großen Jugendliebe*).

---

*) Die Grund-Idee dieser Erzählung ist aus den Sei Giornate des Sebastiano Brizzo, wo sie ein Paar Blätter einnimmt.



Die alten Geschichten, die Sänger der Vorzeit, ja selbst Monumente und Überbleibsel aus früheren Jahrhunderten erzählen uns von der besondern Liebe, welche Karl der Große zu der Stadt Aachen trug. Es war sein Lieblingssitz. Von ihm aus machte er seine Reisen durch das weit gedehnte Reich, dessen Gränzen seine Siege fernab gesteckt hatten. Dahin kehrte er aus glorreichen Kriegeszügen zurück, und genoß im Schooße seiner Familie und in dem Umgange mit gelehrten, und liederkundigen Männern seiner Zeit die Süßigkeiten einer kurzen Muße zwischen den Bewegungen eines kriegerischen Lebens. Dort auch ruhen seine Gebeine, dort wurden durch lange Jahrhunderte sein Kaiserornat und die Reichskleinodien aufbewahrt, dort empfing mancher seiner Nachfolger die deutsche Krone, und Aachen, die alte Reichs- und Krönungsstadt, stand bis in unsere Tage, ein ehrwürdiges Denkmahl alter Zeit, eine Art von Repräsentantinn des deutschen Reiches da, und

Karl's des Großen Geist schien sie noch verherrlichend zu umschweben.

Wohl weiß also die Nachwelt von dieser Neigung des großen Kaisers für diesen sonst durch keine auffallenden Reize geschmückten Ort; denn daß die Bäder, welche schon unter den Römern bekannt und auch späterhin bis in unsere Zeiten benützt waren, nicht die einzige Ursache seyn konnten, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß der rüstige Kriegsheld bey seinen Zügen und Heerfahrten, bey seinen weiten Reisen und der einfachen Lebensweise jener Zeit, keine Heilung und Belebung der erschlafften Nerven in jenen wohlthätigen Fluthen zu suchen brauchte. Des Kaisers Liebe rührte aus ganz anderen Gründen her, und es waren geheime wunderbare Bande, die ihn so fest an diesen Ort zogen.

Childerich, der letzte König aus Merovingischem Stamme, war durch Gottes Zulassung und die ungemessen anwachsende Macht seines Hausmayers Karl Martell entthront, das Reich von ihm und seinen Söhnen gewonnen, und Martell's Söhnen Pipin und Karlmann gegeben worden, die mit starker Hand nicht bloß die Franken, sondern auch die deutschen Herzoge, welche unwillig die Ober=

herrschaft von ehmahligen Hausbedienten ihres Königs ertrugen, in Gehorsam und Ordnung zu erhalten wußten.

Karlmann entsagte bald hierauf dem Throne, und begab sich in die Einsamkeit nach Montecassino, wo er als Benedictiner-Mönch lebte und starb; Pipin aber verwaltete das weite Reich mit Einsicht und Kraft, und sah freudig die Jugend seines Sohnes sich entfalten, und ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Da erschien plötzlich der heilige Vater selbst in Frankreich, um bey dem frommen und mächtigen Frankenkönig Schutz und Hülfe gegen Aistulph, König der Longobarden, zu erflehen, der von Pavia aus den heiligen Stuhl hart bedrängte, und nicht undeutlich seine Absichten merken ließ, nachdem er schon so manches schöne Besitzthum vom Erbtheil Petri abgerissen, endlich auch den Überrest und Rom selbst in seine Gewalt zu bekommen. Pipin empfing den heiligen Vater mit aller Freude und Ehrfurcht, die einem solchen Besuche gebührte, ließ sich nicht zwey Mahl mahnen, als Schirmvogt der bedrängten Kirche aufzutreten, und rüstete sich mit allen Kräften seines weiten Reiches zum Kampfe gegen den wilden König der Longobar-

den. Karl aber freute sich in jugendlichem Muthe der Gelegenheit, sein Schwert zu prüfen und dem verehrten Vater zu zeigen, daß er es nicht bloß zu Spiel und Schimpf bey Lustkämpfen, sondern auch in der ernsten Schlacht zu führen verstehe.

Als Aistulph von der Kriegsrüstung Pipins gegen ihn hörte, graute ihm vor dem Gedanken, sich mit dem mächtigen König der Franken zu messen. Er ließ Karlmann von Montecassino zu sich rufen und bath ihn, als Friedensbothe und Vermittler nach Frankreich zu gehen, und Aistulph's einzige Tochter, die schöne Floribelle, von deren Reizen der Ruf durch die ganze damahls bekannte Welt erschollen war, und für die schon viele hundert Lanzen waren gebrochen worden, Pipins Sohn Karl als Braut und Unterpfand des Friedens anzubiethen.

Mit diesem Auftrage hatte Karlmann Pavia verlassen. Er hatte dem König, dessen Unterthan er geworden war, Gehorsam zusagen müssen; aber sein Herz war fern von diesem Auftrage, und ein Bündniß zwischen Floribelle und seinem Neffen ihm ein Greuel. Doch hatte er aus klösterlicher Pflicht alles pünktlich

ausgerichtet, auch gerathen und gebethen, als stünde sein Sinn vollkommen nach Aistulphs Gedanken. Doch als er seinen Bruder fest und von seinem Vorhaben nicht abzubringen sah, als er des jungen Karl Äußerung hörte, der durchaus keinen Wunsch hegte, mit der stolzen Longobardinn verbunden zu werden, als er seinem Versprechen und seinem Gewissen genug gethan hatte, da fiel er dem Bruder und Neffen freudig um den Hals, dankte ihnen für ihren Muth und ihre Treue gegen den heiligen Vater, und kehrte zufrieden wieder nach Italien in seine Zelle zurück.

Pipin aber zog über die Alpen und sein Sohn begleitete ihn. Sie lagerten vor Pavia. Damahls war Karl noch ein gar blühender Jüngling, freudig und kriegslustig, sein Sinn auf nichts als Waffenthaten, und Ruhm gestellt, und keine sanftere Neigung hatte noch den Weg zu seinem Herzen gefunden. Während nun die Belagerung durch den muthigen Widerstand der Belagerten langsam vor sich ging, streifte der fürstliche Jüngling bald auf kriegerischen Zügen, bald auch nur zur Lust oder jagend, in der umliegenden Gegend umher.

Auf einem dieser Züge, wo er sich, nur von

einem Waffenträger begleitet, sehr weit von dem Heer entfernt hatte, war er auf einen Haufen Feinde gestossen, den er in freudiger Kampfeslust trotz der Abmahnung seines Waffenträgers aufforderte. Verächtlich hörte der Führer der Schaar die Aufforderung des einzelnen Streiters, und dachte ihn bald zum Schweigen und zur ewigen Ruh für seine Tollkühnheit zu bringen. Aber es zeigte sich anders; denn Karl führte seine Streiche so gewichtig und zugleich so besonnen, daß aus dem, was Jene für einen leichten Scherz hielten, ein sehr ernster Kampf wurde, in welchem endlich die meisten der Feinde erlagen, Karl aber so erschöpft und von mancher Wunde matt geworden war, daß er dennoch verloren gewesen wäre, wenn nicht auf die Nachricht einiger Landleute, welche den seltenen Kampf von fern gesehen hatten, und voll Achtung und Mitleid mit dem heldenmüthigen Streiter ins fränkische Lager geeilt waren, um ihm Hülfe zu bringen, ein kleiner Trupp der Seinigen hinausgeeilt und gerade noch zurecht gekommen wäre, wie eben Karl mit letzter Kraft sich vertheidigend vom Rosse zu sinken drohte. Bey Erscheinung des fränkischen Geschwaders, nahmen die Wälschen die Flucht, und jene er-

kannten mit Schrecken und Bewunderung in dem unbekannten heldenmüthigen Ritter ihres Königs Sohn.

Aber ans Zurückkehren ins ziemlich ferne Lager mit dem Erschöpften war nicht zu denken. Zum Glücke zeigte sich nicht weit davon im Grunde des Thals eine kleine Villa, zwischen Oliven-Bäumen halb versteckt, unter deren friedlichem Dache vielleicht Gastfreyheit und Ruhe für den wunden Fürstensohn zu hoffen war. Die Franken flochten eine Bahre von Zweigen, legten den Prinzen darauf und schritten langsam dem Hause zu. Eine betagte Pförtnerinn öffnete die festverschloßne Thür, aber sie zuckte die Achseln, als von der Aufnahme eines wunden Ritters in einem Hause die Rede war, das nur von einer adelichen Witwe und ihren Töchtern in klösterlicher Zurückgezogenheit bewohnt war. Der Nahme des fränkischen Königssohnes machte sie stutzen, sie eilte ihre Gebietherinn zu rufen. Eine bejahrte würdige Frauengestalt erschien, die Pforte öffnete sich sogleich, und Alles eilte, den Sohn des Fürsten zu empfangen, der das ganze Abendland mit seinem Ruhm erfüllt, und jetzt zum Besten der bedrängten Kirche das Schwert gezückt hatte. Karl wurde auf ein

köstliches Lager gelegt, und gleich sollte eine Jungfrau erscheinen, die in Behandlung der Wunden wohl erfahren war. Die Thür öffnete sich. Zwey Frauen von edlem Ansehen, aber bereits über die erste Jugendblüthe hinaus, traten ins Zimmer. Dunkle Haare und Augen, edle stolze Formen und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Zügen der Matrone zeigten auf den ersten Blick, daß dieß die Töchter der Frau vom Hause waren; auch wiesen Schnitt und Art ihrer Kleidung auf wälsche Sitte und hohen Stand. Aber ihnen folgte eine dritte Gestalt in weißer Nonnentracht, weiß verschleyert, die Leinwand und Büchsen mit heilenden Salben trug. Sie näherte sich mit zögerndem Schritt, die Matrone hieß sie ihr Amt antreten und den Schleyer zurückschlagen, der sie an Ausübung ihrer Pflicht hindern würde. Sie that es schweigend und der junge Ritter erblickte ein todtbleiches, aber so unendlich schönes Frauengesicht, zart und blauäugig, ernst und mild zugleich, daß er nie etwas so holdes, so rührendes gesehen zu haben glaubte. Ein hohes Roth überzog seine Wangen, sein Auge haftete an den stillen ernsten Zügen, aber die Nonne schien nichts davon zu gewahren. Sichtlich vermied ihr Blick,

dem des Kranken zu begegnen, und ein leises Zittern ging durch ihre Hände, als sie seine Wunden untersuchte und verband, die zwar in ziemlicher Anzahl aber so unbedeutend waren, daß nur Blutverlust und Kampfesermattung diese Erschöpfung konnten hervorgebracht haben.

Noch hatte sie kein Wort gesprochen und nur finster und eifrig ihr Werk betrieben. Nun aber, da sie fertig war, fragte sie eine der Frauen, wie es mit dem Prinzen stünde.

Es ist an keine Gefahr zu denken, sagte sie kalt, und mit einem Tone, der eher Unwillen als Vergnügen zu bezeichnen schien: Der Sohn des Pipin wird in ein Paar Tagen schon ins Lager zurückkehren können. Mit diesen Worten wandte sie sich um, ließ den Schleyer fallen, nahm ihr Geräthe zusammen, und verließ das Gemach.

Karl fühlte sich gereizt durch den kalten Unmuth, mit dem er sich von einer Person behandelt sah, die er nie gesehn, und also auch nicht beleidigt haben konnte. Er fühlte die Kränkung noch tiefer, weil diese Person im ersten Augenblick durch ihre Bläſſe und den stillen Kummer in ihren Zügen, so wie durch den lieblichen Eindruck ihres ganzen Wesens, seine zarteste Theil-

nahme erregt hatte. Ihr Bild stand beständig vor ihm, es war das erstemahl, daß eine Frauengestalt Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, und theils ihre Schönheit, theils ihr kalter Stolz beschäftigten ihn unablässig. Auch klang ihm ihr Wort: der Sohn des Pipin, seltsam und wie verächtlich in der Seele nach. Vergebens suchten die Frau vom Hause und ihre Töchter durch Gespräche, Lautenspiel und Gesang, den geehrten Gast zu zerstreuen; ihm lag die Nonne und ihr Betragen im Sinn, und er konnte sich endlich nicht erwehren zu fragen, wer denn das klösterlich angekleidete Mädchen wäre, und ob sie mit diesen blauen Augen und dieser hellen Farbe wohl von wälscher Abkunft und eine Verwandte des Hauses sey?

Marozia, so hieß die Matrone, sah den Prinzen zweifelnd an, und schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: Ihr irret nicht, gnädiger Herr! Engelberta ist keine Wälsche, sie ist aus Fränkischem und sehr edlem Geblüte, und von ihren Verwandten mir zur Erziehung anvertraut worden.

Engelberta? wiederholte Karl und dachte in sich: Ein Engel ist sie wohl an Gestalt und hülfreicher Hand, aber nicht an Mit=

leid und Zartgefühl. Aber der Nahme klang ihm bekannt, nach und nach knüpften sich allerley halbverwischte Vorstellungen und Erinnerungen daran. Childerich hatte nebst dem Sohne, der mit ihm ins Kloster gebannt wurde, auch noch eine sehr junge Tochter gehabt, um die man sich nicht weiter bekümmert, und deren Spur verloren gegangen war. Es ward ihm, so wie er nachsann, immer wahrscheinlicher, daß diese Tochter Engelberta geheißen hatte. O Gott! dachte er: Wenn diese blasse Jungfrau Childerichs Tochter wäre — und durch meinen Vater und mich so unglücklich, so leidend! Und wenn sie mich um deßwillen haßte — und meiner doch hätte pflegen müssen in Übung kindlichen Gehorsams und christlicher Liebe!

Diese Gedanken wichen den ganzen Tag nicht mehr aus seiner Seele, sie regten sein Innerstes auf, sie brachten sein Blut in fieberische Wallung, sie scheuchten den Schlaf von seinen Augen. Als am andern Morgen Marozia zeitlich in sein Gemach trat, fand sie ihn merklich schlimmer und schickte eilig, die heilende Jungfrau zu hohlen.

Engelberta kam, eben so zögernd, eben so schweigend wie gestern. Sie trat ans Bette,

schlug den Schleyer zurück, und Karl fand nicht ohne Bestürzung heute die unverkennbare Ähnlichkeit ihrer Züge mit denen des fränkischen Königshauses, die er gestern nicht beobachtet hatte. Marozia machte sie auf den verschlimmerten Zustand des Kranken aufmerksam. Sie schien ungläubig, doch wollte sie anfangen den Verband zu lösen. Laßt das! sagte Karl, indem er ehrerbiethig aber sehr ernst ihre Hand zurückschob: Bemüht euch nicht weiter, edle Jungfrau! Ich fühle wohl, daß es schlimmer mit mir steht; aber das Lager meines Vaters ist nicht so fern, und es wird mir nicht das Leben kosten, wenn ich mich hinbringen lasse. Jetzt hob Engelberta das große blaue Auge auf, ihr Blick begegnete zum ersten Mahl dem des Kranken. Sie erröthete, sie schlug das Auge schnell zu Boden, und verwirrt, zitternd sagte sie: Erlaubt Herr Ritter, daß ich erst nach euern Wunden sehe, bis ihr einen Entschluß faßt, der euch vielleicht gefährlich werden könnte! — Noch einmahl wollte Karl sie hindern, noch einmahl schlug sie das blaue Aug' zu ihm auf, aber dießmahl mit so bittendem Ausdruck, daß er die aufgehobene Hand sinken, und, mit einem Seufzer sich abwendend, sie gewähren ließ.

Sie fand die Wunden merklich verschlimmert, eine zarte Regung des Mitleids feuchtete ihr blaues Auge, und ihre Hand zitterte beym Verbinden vor dem Schmerz, den sie dem Kranken machen mußte. Ihre Stimme, mit der sie der Matrone antwortete, die sie über den Zustand des Fürsten befragte, verrieth ihre innere Bewegung. Karl wandte sich herum: Und habt ihr denn auch eine Spur von Antheil für mich in der Brust? Engelberta's Thränen brachen hervor. Karl außer sich faßte die hülfreiche Hand, die ihn so schonend berührte, ihre Blicke begegneten sich, und Engelberta vergaß, daß sie vor dem Sohne des Feindes ihres Hauses stand. Haßt ihr mich nicht? fragte er noch einmahl. Engelberta blickte ihn mit den treuen blauen Augen an. — Er fragte sie nie wieder: darum.

In kurzer Zeit hatten sich die jungen Herzen gefunden, verstanden, und ehe die wenigen Tage von Karl's Heilung vorüber waren, sich ohne Worte erklärt. Engelberta liebte den Sohn ihres Feindes und in Karl hatte sich der Gedanke lebhaft und freudig entzündet, durch das Anerbiethen seiner Hand, durch die Erhebung von Childerichs Tochter auf den Thron ihrer

Ahnen zum Theil das Unrecht wieder gut zu machen, das sein Herz in dem Verfahren seines Vaters nicht übersehen konnte.

Er war hergestellt, er mußte das gastfreye Haus verlassen, und ins Lager zu seinem Vater zurückkehren. Engelberta zitterte vor der Trennung, Karl fürchtete sie weniger, weil er in ihr das Mittel sah, sich mit seinem Vater zu erklären, und ihn für seine Wünsche zu stimmen, an deren Erfüllung sein jugendlicher Muth nicht zweifelte. In der wehmüthigen Stunde des Abschieds sagte er das Engelberten. Er drang in sie, noch so lange mit der Annahme des Schleyers zu zögern, zu welchem sie sich früher bestimmt hatte, bis er ihr den Erfolg seiner Unterredung mit Pipin melden würde. Er schwur ihr ewige Treue, und erhielt eben so heilige Versicherungen von ihr. So trennten sie sich, Engelberta trauernd, und mit wenig Hoffnung für ihr längst dem Schmerz und der Entsagung gewidmetes Leben, Karl voll frohen Muthes, und mit dem heiligen Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Der Vater empfing ihn froh und mit stolzem Gefühl auf den wackern Sohn; doch vergaß er nicht einige ernste Ermahnungen über das

zu tollkühne Wagniß hinzuzufügen. Die Belagerung hatte indessen bedeutende Fortschritte gemacht, Alles war in lebhafter Bewegung, die Ankunft des ritterlichen Königssohnes, des Lieblings vom ganzen Heere, beseelte die Krieger mit doppeltem Feuer. Pipin durfte hoffen, an sein Ziel, die Demüthigung des stolzen Aistulph, zu gelangen. Karl sah ihn in dieser guten Stimmung und er wagte es, ihm seine Liebe und seine Wünsche zu entdecken. Aber Pipins Stirn verfinsterte sich bey dem bloßen Nahmen der Tochter seines Feindes. Er ging in den heftigsten Zorn über, als sein Sohn ihm sagte, daß sie sich Treue gelobt, und er verboth ihm bey seinem Fluche, an diese Liebe zu denken, ja er ließ ihn nicht undeutlich merken, Engelbertens Schicksal würde von seiner Folgsamkeit abhängen.

Des Jünglings Liebe blieb unerschüttert. Vor dem Vater erwähnte er des Vergangenen mit keinem Laute, ja dieser konnte auch keine Spur von der Fortdauer dieses Verhältnisses entdecken. Dennoch sah Karl die Jungfrau zuweilen heimlich; aber er verschonte ihr zartes Gemüth mit der ganzen Last der ihnen drohenden Gefahr, er ließ sie nur einen leichten bald

besiegbaren Widerstand von Seite des Königs fürchten, und hoffte mit stillem Muthe und treuer Geduld, endlich doch an sein Ziel zu gelangen.

Aber wenn auch seine verborgene Liebe den Augen des Königs und der Kriegsfürsten sich entziehen konnte, so war sie doch nicht geheim genug, um den Augen der Eifersucht zu entgehen. Die schöne Floribelle, Aistulphs stolze Tochter, hatte mit grimmigem Zorn die Weigerung Pipins vernommen, und daß auch Karl, mit dem Vater einstimmig, ein Ehebündniß mit ihr verschmähet habe, mit ihr, um deren Hand und Minne so viele edle Ritter des Abend- und Morgenlandes gern ihr ganzes Leben gedient, und Blut und Ehre daran gesetzt hatten. Sie schwor dem Frankenkönig und noch mehr seinem stolzen Sohne bittern Haß, und forderte die Ritter, die ihr hoffnungslos und doch treu dienten, auf, die Schmach ihrer Schönheit an dem Unwürdigen zu rächen.

So waren die Sachen gestanden, ehe Pipin und Karl mit dem Heere vor Pavia erschienen, und der fränkische Prinz hatte schon manchen Strauß mit den Rittern der stolzen Floribelle auszufechten gehabt, und manchen

von ihnen in den Sand gesetzt, ohne daß es Einem gelungen wäre, ihn die Übermacht von Floribellens Reizen fühlen zu machen. Als dann das Frankenheer im Angesicht der Stadt aufgezogen war, die Ritter vor den Reihen der Ihrigen hin und her sprengten, da lockte Neugierde und Racheluſt auch Floribellen mit ihren Frauen auf den Wall, um von weiten die feindlichen Geschwader zu schauen. Zur Seite hatte sie den Greis Catenides, einen Griechen von Geburt, und Lehrer ihrer Jugend in allen Wissenschaften und Künsten dieser gebildeten Nation, vom Kaiser von Byzanz eben deßwegen Aistulph zugesendet, und von diesem außer der Erziehung seiner einzigen Tochter, noch um seiner Erfahrung und Staatsklugheit willen in allerley wichtigen Geschäften gebraucht. So war Catenides auch mit dem Abgesandten der Longobarden in Paris gewesen, und hatte den Hof Pipins, die Ritter, die Fürsten, ihre Sitten und ihren Kriegsruhm, halb mit Bedauern der dunkeln Rohheit, halb mit Furcht vor so vieler Kraft und einfacher Tugend kennen gelernt. Dieser nun begleitete die Fürstinn, und mußte ihr auf ihr Verlangen nennen, wen er von den Heeresfürsten und andern Rittern kannte.

Schon zweymahl hatte einer der jungsten Ritter, aus dessen aufgeschlagenem Helmsturz ein Gesicht voll Jugendblüthe, ritterlichen Muthes und treuen Sinnes blickte, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, schon zweymahl hatte sie den Greis befragt, und immer hatte dieser ihre Frage zu überhören geschienen. Floribelle wurde ungeduldig. Sie stellte die Frage noch einmahl, und in einem Tone, der dem Alten zeigte, er dürfte sie nicht wieder fallen lassen. So beugte er sich tief und sagte: Ihr gebiethet es, edle Frau! Wohlan denn, so erfahret! Der junge Ritter, dessen edle Gestalt und ritterlich Benehmen euch so sehr zu gefallen scheint, ist Niemand anderes, als der Sohn des fränkischen Königs selbst, Carolus oder nach ihrer Aussprache Karl genannt.

Floribelle erblaßte, und gleich darauf überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht. Das also war der Sohn ihres Feindes, der Mann, der allein unter seinem ganzen Geschlecht es wagen durfte, ihre Reize gering zu achten, und ein Gut zurückzuweisen, für das Andere mit tausend Freuden ihr Leben gewagt haben würden? Von nun an folgte ihr Auge wie bezaubert jeder Bewegung des jungen Prinzen, und

der Entschluß, er soll mein werden, bildete sich immer heller und klarer in ihrer Seele aus.

Indessen waren alle jene kleinen Begebenheiten vorgefallen, und Floribelle hatte nicht so bald erfahren, daß Karl wieder ins Lager zurück sey, als sie einen schlauen vertrauten Sclaven durch die Wachen bis ins feindliche Lager zu schicken wußte, der dem fränkischen Königssohn Bothschaft von dem Sieg, den er unwissend über das Herz seiner Feindinn erfochten, von seinem Glücke, und von frohen Hoffnungen Kunde bringen sollte. Aber Karl hörte ihn ungerührt an, ja er bedurfte aller höflichen Rücksicht, die des Ritters Pflicht gegen jede, auch unbekannte Dame war, um nicht in Unmuth aufzuflammen, als der Vertraute ihm Floribellens Bild einhändigte, und er nun sah, welche üppigen, glühenden Reize er für das stille, fromme Bild eintauschen sollte, das in seinem Herzen lebte.

Floribelle entglühte vor Wuth und Schaam, als ihr der Sclave einen ehrerbiethigen, aber eiskalten Gruß, und ihr Conterfey dazu, wieder zurückbrachte. Allein es war zu viel von Liebe in dieser Aufwallung, als daß sie nicht die Schaam und den Zorn überwälti-

gen, und Floribellen hätte antreiben sollen, neue Versuche zu machen. Sie wußte ihren Vater dahin zu bringen, daß er abermahls eine Bothschaft mit noch annehmlichern Bedingungen ins Lager der Franken sandte; und da grade um diese Zeit Nachricht an Pipin kam, daß die Wenden und Sachsen an den äußersten Grenzen seines Reiches in unruhiger Bewegung wären, glaubte man zu Pavia, es sollten diese Umstände den König zu einer günstigen Antwort bestimmen.

Wirklich schien es auch, als ob Pipin nicht übel geneigt wäre, sich in Unterhandlungen einzulassen; aber Karl erklärte fest und bestimmt, er werde nun und nimmer Floribellen seine Hand reichen, er sey bereit, seines Vaters Schlachten mit seinem Blute, seinem Leben zu kämpfen, nie aber sich zum Werkzeug und Pfand eines Vertrages herzugeben, den er nicht gut heißen, und der seinem Vater und ihm nie zur Ehre gereichen könnte. Karls Weigerung wurde durch eine Gesandtschaft unterstützt, die von Rom kam, und den König aufmahnte, mit dem Feinde der Kirche in keine Verhandlungen einzugehen. Pipin ermannte sich zu neuem Widerstand, Aistulphs Anträge

wurden verworfen, und die Belagerungsarbeiten, die ein paar Tage still gestanden hatten, begannen mit erneuter Kraft.

Floribelle hatte zu gute Kundschafter überall, im fränkischen Lager sowohl, als in der Gegend, um nicht bald zu erfahren, daß Karls trotzige Weigerung die nächste Veranlassung zur Erneuerung der Feindseligkeiten gewesen war, und woher diese ihrer Eitelkeit ganz unbegreifliche Kälte des Jünglings gegen sie stamme. Sie erfuhr seine geheime Liebe zu der schönen Engelberta, und beleidigter Stolz, Eifersucht und Rachgier regten ihr Herz in wilder Gährung auf. Sie erkannte nun wohl, daß hier nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nichts zu hoffen sey, und sie beschloß, alles, selbst das Unnatürlichste und Grauenhafteste zu wagen, um ihrer Liebe und ihrem gekränkten Stolz Befriedigung zu verschaffen.

Pipin, der den wahren Grund von seines Sohnes Weigerung eben so wohl kannte, als Floribelle, hatte ihm, obwohl er in Rücksicht Floribellens keinen Gehorsam forderte, doch von Neuem mit der härtesten Behandlung, ja mit seinem Fluche gedroht, wenn er die thörichte Liebe zu der Tochter des verstorbenen

Childerich nicht aufgäbe. Aber der stolze Frankenkönig hatte entweder in der Jugend nicht geliebt, oder schon vergessen, wie ihm damahls zu Muthe gewesen war. Karls Neigung zu der unglücklichen Jungfrau, die ihr und ihres Hauses Mißgeschick mit so viel Würde und frommer Demuth ertrug, die ein zartes Mitleid an ihren bittersten Feind gezogen, und der seine Tugenden das Herz bezwungen hatten, ließ sich nicht von des Königs Drohungen und Scheltworten bannen, vielmehr glühte sie still fort, und wuchs noch höher nach jedem solchen Sturme, womit Pipin sie recht mit der Wurzel auszureißen meinte.

Heimlicher, seltener als vorher, aber nur desto sehnsüchtiger und zärtlicher sah Karl seine Engelberta. Das einsame Landhaus unter den Olivenbäumen war ein Himmelreich für ihn, und jede Stunde, die er verstohlen und seelenvergnügt an Engelbertens Seite unter sittigen, zarten Gesprächen von ihrer gegenseitigen Liebe zubrachte, ein Vorgenuß jener Freuden, die seiner einst in den Chören der Engel warteten.

Eine kriegerische Sendung, wozu sein Vater seiner bedurfte, und der er sich um keinen Preis hätte entziehen wollen, hielt ihn viele

Tage vom Lager und von seiner Liebe fern. Aber er kam wieder, stattete seinem Vater den Bericht ab, der ihn vollkommen zufrieden stellte, und schickte sich an, so bald es möglich war, ins Olivenwäldchen zu eilen. Er hatte es erreicht, er stieg vom Pferde und gab dieß dem Knappen, der ihn jederzeit begleitete. An der Stelle im Wäldchen, wohin ihm Engelberta sonst immer entgegen gekommen war — war Niemand. Er ging weiter, kein Mensch kam ihm entgegen. Schon blickte das Haus durch die nahen Gesträuche, keine Engelberta war zu sehen. Eine bange Ahnung ergriff des Jünglings Herz, seine Liebste könnte krank seyn. Das Thor war verschlossen, er pochte, die alte Aufwärterinn erschien, ihre trübe Miene verkündete nichts Gutes. Karl erblaßte, wie er sie ansah. Wo ist das Fräulein? Was fehlt Engelberten? fragte er hastig. Die Alte zuckte schweigend die Schulter, und wies ihn zu ihren Frauen, die um den Rahmen versammelt im Eingangsgemach saßen. Engelberta war nicht unter ihnen, und Marozia stand auf, wie sie den fränkischen Königssohn erblickte, ging ihm mit trübem Anstand entgegen und sagte: »Gnädiger Herr! Ich weiß, warum Ihr kommt, ich weiß, was Ihr

sucht, aber Engelberta ist nicht mehr bey uns.« Karl trat bestürzt zurück. Und wo ist sie? Warum ist sie fort von hier? Jetzt brachen die Thränen der Matrone hervor, und auch ihre beyden Töchter begannen zu weinen. »Um des Heilands willen, edle Frau, was ist vorgegangen? Wie hat Engelberta Euch, wie hat sie mich verlassen können?« sagte der todtbleiche Jüngling, indem er sich zitternd an dem Thürpfosten hielt.

Marozia hatte sich gefaßt, die Töchter näherten sich. Nach manchen Fragen und Erläuterungen erfuhr endlich Karl, daß Engelberta vor einigen Tagen, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach im Olivenwäldchen gelustwandelt hatte, nicht wieder zurückgekommen sey, und Landleute aus der Gegend ausgesagt hätten, daß sie in derselben Nacht mehrere wohlbewaffnete Reiter in unkenntlichen Waffen durch die Wälder, die sich von hier bis hinter die Stadt zogen, haben sprengen gesehen, wovon einer ein dicht verschleyertes Frauenzimmer, die sich in seinen Armen zu sträuben schien, vor sich auf dem Pferde gehalten hätte.

Engelberta war entführt. Von wem? Das wußte Niemand. Karls erster Verdacht

fiel auf seinen Vater. Er äußerte indeß nichts davon; aber nach einem dumpfen Schweigen fuhr er plötzlich in die Höhe, reichte Marozia die bebende Rechte und sagte: »Ich bringe Euch Engelberta oder doch Kunde von ihr, so wahr mir Gott hilft!« Er wandte sich um, und verließ schnell das Haus. Dann schwang er sich aufs Pferd, und ritt unter stetem Zurückdrängen der hervorbrechenden Thränen ins Lager. Je mehr er der Sache nachdachte, je weniger schien es wahrscheinlich, daß sein Vater hier die Hand im Spiele gehabt hätte. Hatte er doch längst um diese Liebe gewußt! Hätte er doch schon früher andere, weniger gewaltsame, unritterliche Maßregeln ergreifen können, wenn er so viel von Engelbertas Nähe fürchten zu müssen geglaubt hätte! Wenn aber sein Vater sie nicht hatte rauben lassen, so standen seine Gedanken vollends still, und er wußte nicht, was er denken sollte.

Angekommen im Lager, war sein erster Weg zu Pipin, und mit der Demuth eines Sohnes, aber mit dem Muthe eines Ritters, und der Angst eines liebenden Herzens fragte er ihn geradezu, ob er Engelberta rauben zu lassen für nothwendig befunden habe. Pipins Er-

staunen, sein ausbrechender Unwille, ja eine Regung von Mitleid mit dem Schicksal der unglücklichen Königstochter, die Karl mitten aus den finstern Äußerungen seines Vaters hervorbrechen zu sehen glaubte, entwaffnete schon jetzt den Verdacht, den er im Anfange noch gehegt hatte. Als er aber dem Vater geradezu die Rechte darhielt, sagend: »Wenn ihr unschuldig an dem Raube der Unglückseligen seyd, so schlagt ein,« und Pipin ihm treuherzig die Hand schüttelte, da stürzte der Jüngling weinend zu des Vaters Füßen, und flehte um Verzeihung seines Argwohns und seiner kühnen Frage, und weinte am Herzen des Vaters, der liebend sein trauerndes Kind umfaßte, und zu sich hinauf zog.

Pipin gab selbst die gemessensten Befehle, dem Räuber der fränkischen Jungfrau auf die Spur zu kommen; denn so weit sein Heer lagerte, so weit fränkische Wachen standen, sollte die Unschuld sicher, und weibliche Ehre geborgen seyn.

Drey ängstliche Tage vergingen. Karl war überall. Kein Busch, kein Haus blieb undurchsucht. Am vierten Morgen kamen einige Reisige

mit der Nachricht zurück, daß sie Kunde von der Jungfrau geben zu können glaubten.

Ziemlich weit von Pavia, im Innersten eines dichten Gehölzes, lag eine Höhle, von Moos, Epheu und Sträuchen überwachsen, der Aufenthalt giftiger Schlangen und grauenhaften Nachtgeflügels aller Art, das den Wanderer, welcher sonst zu Mittagszeit in ihrer kühlen Dunkelheit Schutz vor den Strahlen der Sonne gesucht hatte, mit Gezisch und fürchterlichen Flügelschlägen zurückschreckte. Niemand nahte mehr dieser Grotte, ja seit Menschengedenken vermied jeder Reisende selbst den Umkreis derselben; denn ein grausiges Gefühl umfing und allerley gräßliches Wesen begegnete dem, der sich unvorsichtig nahte, und strafte den kühnen Vorwitz. Die Sage erzählte, daß im finstern Bauch der Höhle eine furchtbare Zauberinn ihr Wesen treibe, und aus dem Blute, den Locken ermordeter Kinder oder junger Leute, die sie auf irgend eine Art in ihre Gewalt zu bekommen wüßte, langsam tödtende Gifte, Liebestränke, oder andern furchtbaren und unauflöslichen Zauber bereite. Die mißhandelten Leichen, das vergossene Blut fanden sich zuweilen, aber die strafende Gerechtigkeit hatte es noch nie ge-

wagt, in das Innere dieses von höllischen Mächten vertheidigten Aufenthalts zu dringen, und die Verbrecherinn, die daselbst hauste, zur Strafe zu ziehen.

Unweit dieser Höhle nun hatten Karls Reisige den Leichnam einer in Nonnentracht gekleideten wunderschönen Jungfrau gefunden. Ihr langes blondes Haar war auf einer Seite abgeschnitten, in ihrem Busen, gerade über dem Herzen, die Todeswunde, und ihre zarten Hände trugen Spuren von Fesseln. Die Reisigen brachten die Leiche, und Karl warf sich in wildem Schmerz über sie hin; denn es war Engelberta. Auch Pipin eilte mitleidsvoll herbey, und die Feldfürsten seines Heeres umstanden in ehrfürchtiger Stille die Gruppe, und ehrten durch ihre Trauer den Schmerz ihres geliebten Herrn. Dann ward Engelberta's schöne Leiche aufgehoben, auf ein Prunkbett ihrer hohen Geburt gemäß, das brennende Kerzen und frommes Gebeth der Priester umgaben, gelegt, und am andern Tage in der Kirche des nächsten Klosters feyerlich bestattet.

Karl war in dumpfem Schmerz der Leiche gefolgt und nur mit Mühe konnte sein Vater ihn bereden, die Gruft zu verlassen, in der sein

Liebstes auf der Welt, nun auf immer vor seinen Blicken verborgen, ruhte. Aber er war kaum im Lager angelangt, als sich eine neue unbegreifliche Empfindung in seinem Herzen regte. Eine heftige Sehnsucht ergriff ihn und zog ihn nach den Mauern von Pavia. Dort — dort, meinte er, müsse das Glück seines Lebens wohnen! Dorthin zog es ihn mit unaussprechlicher und ganz wunderbarer Macht!

Er verstand sich selbst nicht, und wäre eine Täuschung bey so klarem Augenschein möglich gewesen, so würde er geglaubt haben, man habe ihn mit einem Gaukelspiel geäfft, Engelberta lebe noch und sey in Pavia, und dorthin ziehe ihn die Gewalt der Liebe. Zwey Tage vergingen so in räthselhafter Spannung, der nur die Beschäftigungen des Lagers, die Kämpfe und Gefahren der Belagerung und der Stürme einen Theil der peinlichen Wirkung benahmen, die sie auf den Prinzen hatte. Aber am dritten Tage, als er in tiefen Gedanken über diese wunderbare Sehnsucht in seinem Zelte saß, sieht er plötzlich etwas vor sich auf dem Boden schimmern. Er hebt es auf. Es ist das Gemählde eines sehr schönen Frauenzimmers. Er betrachtet es näher, es ist Floribel-

lens Bild, das er schon einmahl in Händen gehabt, und, wie er glaubte, der Eigenthümerinn zurück gestellt hatte. Auf einmahl fuhr es wie eine helle Flamme in seiner Seele empor. Es war klar in ihm, er verstand sich ganz. Das war der Gegenstand, wornach ihn seine unbegreifliche Sehnsucht zog, das der Inbegriff aller seiner Wünsche, das Ziel aller seiner Bestrebungen. Er liebte Floribellen, das Urbild des Conterfeys, das er in Händen hielt, und er mußte zu ihr, sie sehen, ihr seine Gluth gestehen oder sterben.

Als der erste Sturm des berauschten Gefühls vorüber war, stand er finster in sich versunken da, die Wandelbarkeit seines Herzens, seinen Verrath an dem Andenken der kaum erkalteten Liebsten bitter scheltend, und sich selbst mit den heftigsten Vorwürfen strafend. Ach Engelberta war ihm noch theuer, in die Sehnsucht nach der neuen Geliebten mischte sich wunderbar seine alte Liebe, und Floribelle und Engelberta schmolzen in seinem bethörten Sinn in ein unbegreifliches Eins!

Tief vor jedes Menschen Blick und Ohr verbarg er schaamroth und unwillig die Schmach seines flatterhaften Herzens. Niemand, niemand

sollte wissen, was in seiner Brust vorgegangen war, und wie schimpflich schnell die zärtlichste Liebe zu dem stillen Engel sich in eine verzehrende Gluth gegen ein Wesen verwandelt hatte, das ihm einst mehr als gleichgültig, das ihm widrig erschienen war. Er war sich selbst ein Räthsel und Abscheu, aber er konnte dem heißen Drange, der ihn zu Floribellen zog, nicht widerstehen.

Pavia ward indeß mit jedem Tage härter bedrängt, und Aistulph, der keine Hoffnung auf Hülfe oder Ersatz mehr hegen konnte, dessen Streiter sich mit jedem Kampf verminderten, während die Lebensmittel abnahmen, und Hunger und Seuchen zu herrschen begannen, entschloß sich endlich, in Pipins harte Bedingungen zu willigen, und Alles herauszugeben, was er dem heiligen Vater entzogen hatte. Für sich hatte der Frankenkönig nie etwas verlangt. So willigte er freudig in die Vorschläge der longobardischen Gesandten, der Vertrag wurde unterzeichnet, die Thore der Stadt öffneten sich, und Aistulph selbst, von der schönen Floribelle und vielen Großen seines Hofes begleitet, zog mit fürstlicher Pracht in das Fränkische Lager, um seinen Sieger zu bewillkommnen.

Karl erblickte den Gegenstand seiner Leidenschaft; er flog auf sie zu, er achtete nicht des Hofceremoniels, und Floribelle, die längst schon für den Sohn ihres Feindes geglüht hatte, ließ ihn in Blicken und Worten errathen, daß er keine Unempfindliche liebe.

Nun hatten sie Beyde erreicht, was sie so heftig zu verlangen schienen. Aber ganz anders gestaltete sich die Freude darüber in Floribellens und Karls Brust.

Wenn die Befriedigung lange genährter Wünsche Floribellen mit freudiger Ruhe, ja mit Stolz erfüllte, wenn sie am Ziele langen Strebens nun mit dem Gefühle, ja mit dem Übermuth der Sicherheit ruhte, so trieb eine peinliche Unruhe ihren unglücklichen Liebhaber umher. Eine unbegreifliche Sehnsucht zog ihn zu Floribellen, wenn er sie nicht sah; eine viel begreiflichere Gleichgültigkeit, ja eine Art von Widerwillen schreckte ihn in ihrer Gegenwart von jeder vertrauteren Annäherung, jeder Herzensergießung zurück. Es war kein süßes Zusammenklingen verwandter Seelen, es war kein weiches Hinneigen zu dem liebevollen vertrauten Herzen, kein zartes Verstehen der tiefsten leisesten Regungen ohne Worte, wie bey

Engelberta. Eine verzehrende Gluth loderte im Innersten, sprach sich in trunkenen Blicken aus, hielt ihn unentfliehbar in der Nähe des heiß umfaßten Gegenstandes, und keine Befriedigung folgte diesem Verlangen, kein Blick, kein Ton, keine Äußerung des geliebten, eben so glühend liebenden Wesens entsprach dem, was der andere Theil erwartet hatte. Karl fühlte das mit peinlichem Widerwillen gegen sich selbst. Reue über seine Wandelbarkeit, und ein dunkles geheimes Gefühl, das unterdrückt und verborgen ihn mit wehmüthiger Gewalt an das Andenken der verstorbenen Geliebten zog, theilten seine Seele in eben so viel widerstreitende Mächte, die sich unter einander bekriegten.

Floribelle, triumphirend, den stolzen Gegner endlich besiegt und in ihren Fesseln zu halten, suchte es nun durch ihren Vater so weit zu bringen, daß ein feyerliches Eheband den Geliebten unauflöslich vor der ganzen Welt an sie kette, und ihr mit seiner Hand die Krone der Fränkischen Königinnen sichere. Aber hiervon wollte Pipin, den die schnell geänderte Gesinnung seines Sohnes auf das höchste aufbrachte, nichts wissen. Aistulph und seine Tochter, das Betragen des Longobardischen Hofes während

der ganzen Zeit, die Sitten der Wälschen über haupt widersagten seinem Innersten, und was er vorher aus Ehrfurcht für den heiligen Stuhl nicht angenommen, schlug er nun aus eigenem Widerwillen aus. Ja er brach bald darauf mit dem Heere von Pavia auf, und hoffte eine Neigung, die so schnell und unvorbereitet entstanden war, würde nun auch wohl eben so schnell durch Zeit und Entfernung verschwinden. Aber er hatte nicht auf die Art dieser Liebe und den Scharfsinn der Verliebten gerechnet. Karl fühlte, ja er wußte bestimmt, daß er ohne Floribellen nicht leben könne, und sie hatte nichts weniger als den Gedanken aufgegeben, einst noch das Ziel ihrer Wünsche, Karls Hand und Krone zu erhalten.

So unterrichtete sie den in derley Künsten neuen Jüngling. Ohne Widerrede folgte er dem Vater und dem Heere. Keine Klage schien die Trennung zu bedauern; aber am Ende des dritten Tages fand sich ein niedlicher Mohrenknabe zu den Troßbuben des Heeres. Seine Artigkeit, sein geschicktes Wesen empfahlen ihn bald überall. Karl hörte davon, und nahm ihn sogleich in seine Dienste. Floribelle folgte dem Geliebten in dieser Verkleidung bis nach Deutschland,

und wußte durch tausend Künste und Ränke den Argwohn Pipins und die Aufmerksamkeit des übrigen Hofgesindes zu täuschen. Als sie in Aachen angelangt waren, brachte sie Karl in das Haus einer ihm ergebenen Edelfrau. Dort legte sie die Kleider wieder an, die ihrem Geschlecht und Stand gebührten, und der seltsame Liebesbund dauerte eine Weile fort, wie er vor Pavia begonnen hatte.

Aber nicht lange erfreute sich Floribelle hier des mühsam errungenen Vortheils. Sie fing an zu erkranken, sie welkte sichtbar hin, ohne daß irgend Jemand eine eigentliche Ursache dieser Krankheit aufzufinden im Stande war. Karl in höchster Verzweiflung schrieb sie den Beschwerlichkeiten der Reise und dem ungewohnten rauhen Klima zu, das verderblich auf die weiche Südnatur wirkte. All sein Schmerz, alle Hülfsmittel, die er anwenden ließ, alle Pflege und zärtliche Sorgfalt waren indeß nicht vermögend, den unaufhaltsam dahin fließenden Strom dieses Lebens zu hemmen. Die Klagen der unglücklichen Floribelle, die sich in der Blüthe der Jugend und Schönheit dahin sterben sah, ihre frevelnden Gesinnungen, ihre gewaltsame Spannung, die zwischen unchristli-

cher Verzweiflung und wildem Trotze gegen den Schöpfer wechselte, stießen den frommen Karl eben so heftig von ihr ab, als eine unerklärliche Neigung ihn auf der andern Seite an die verblühte, fast reizlose Geliebte fest hielt. Endlich erbarmte sich der Tod seiner Qual und ihrer Leiden. Floribelle starb, aber selbst ihr Erbleichen lös'te nicht das Band dieser mächtigen Liebe. Karl blieb mit eben dem Eigensinn an die entseelte Hülle gefesselt, mit welchem er vorher die Lebende umfaßt hatte. Er ließ die Leiche mit den köstlichsten Spezereyen einbalsamiren, mit königlichem Schmucke zieren, und saß Tag und Nacht an dem offenen Sarge. Er wollte nicht dulden, daß man sie beerdige, und ließ sich durch kein Zureden, selbst nicht durch den strengen Befehl seines Vaters, der endlich von der rasenden Leidenschaft und dem thörichten Beginnen seines Sohnes war unterrichtet worden, von der Leiche trennen. Pipin erschien nun selbst in dem Zimmer, worin die vergötterte Geliebte auf prächtigen Decken, von der sinnreichen Liebe aufs kostbarste geschmückt, lag, und er fuhr entsetzt vor der Gestalt zurück, an der bereits der Tod seine zerstörende Gewalt zu äußern anfing. Alle Anwesenden fühlten dasselbe

Grauen wie er, nur der verblendete Sohn schien nichts davon gewahr zu werden, und diesen Gegenstand des Entsetzens mit eben der Liebe zu betrachten, wie einst die blühende Schönheit. Da trat der Erzbischof von Cölln, ein frommer Mann, den, in Gottesfurcht und Heiligkeit wandelnd, die Täuschungen der Welt und der Hölle nicht blenden konnten, zur Leiche hin, und sprach, nachdem er sie lange betrachtet hatte: »Es will mich bedünken, als läge hier etwas Widernatürliches zum Grunde. Mit Gottes Hülfe wird es sich aufklären.« Er verließ hierauf mit allen Übrigen das Gemach, und verharrte die folgende Nacht vor seinem Bethschemmel in andächtigem anhaltenden Gebethe zu Gott um Erleuchtung.

Als er gegen Morgen seine Schlafstelle und die Ruhe suchte, senkte sich ein wunderbarer aber heller Traum auf ihn nieder. Er sah sich im Schlunde einer tiefen dunklen Höhle, die nur durch den Schein eines Feuers erleuchtet wurde, über welchem ein Kessel schwebte, während ein furchtbares Zauberweib, Sprüche murmelnd, um denselben herschritt. Am Boden, nicht weit davon, lag eine todte, ermordete Jungfrau, weiß und bleich, lieblich und sittig,

wie eine geknickte Lilie; aus ihren blonden Locken, und aus dem Blute ihres Herzens, das die Zauberinn auffing, bereitete sie einen gräßlichen Zauber in dem Kessel über der Flamme. Dichte Rauchwolken wallten empor, umhüllten die Zauberinn, die Leiche, das ganze Bild. Sie zerflossen nach und nach. Eine königliche, wunderschöne Frau, die er alsobald für Aistulphs Tochter erkannte, stand vor dem Zauberweibe, und empfing von ihr einen breiten goldenen Ring, den sie ansteckte, und der ihren linken Arm nahe am Herzen umspannte.

Hier erwachte der fromme Bischof; aber er hatte genug gesehn, und dankte Gott inbrünstig für die Erleuchtung. Dann begab er sich in das Haus, wo die Todte lag, erhielt es durch sein Ansehn von dem liebeverlornen Prinzen, daß er ihn auf einige Augenblicke allein bey der Leiche ließ, suchte an ihrem reichbekleideten Arm das Armband, zog es ab, und verließ das Gemach. Karl betrat es sogleich wieder, aber er starrte vor Entsetzen zurück, als er die Leiche erblickte. Schaft mir den gräßlichen Anblick weg! rief er: Beerdigt dieses Bild der Zerstörung!

Man gehorchte schnell und freudig. Karl hohlte tief auf Athem, sah um sich her, wie ein

aus schwerem Schlummer Erwachender, und Thränen um Engelberta, und Klagen um ihren Tod waren der erste Laut seines sich wiederfindenden Herzens. Der ganze Zeitraum zwischen ihrem Verlust und diesem Augenblick schien in Vergessenheit versunken. Floribelle, seine rasende Leidenschaft für sie, Alles, was von Pavia an bis hier in Aachen mit ihm vorgefallen war, schwebte ihm nur wie Bilder eines ängstigenden Traumes vor.

Aber der fromme Bischof, als er merkte, wie der junge Prinz ihm (seit er das magische Armband bey sich trug) mit unerhörter Liebe und Anhänglichkeit überall folgte, warf, um sich jedes teuflischen Verkehrs zu entledigen, den Armring in einen Teich nicht weit von Aachen.

Sein Ufer wurde von nun an Karls liebster Aufenthalt. Aus seinen stillen Wogen schien ihm oft das Bild der verklärten Geliebten empor zu steigen. Hier ruhte er am liebsten von seinen schweren Sorgen und Regierungsgeschäften aus, und ergötzte sich an den Erinnerungen seiner ersten Liebe. Hier endlich umschwebte ihn Engelbertas sanftes Andenken, und flüsterte ihm mit Engelsmilde Schonung und Erbarmen für Emma und Eginhard ein, indem sie ihn mit

holdem Liebesblick auf die Zeiten erinnerte, wo ja auch er aus Liebe gefehlt hatte, und einem verehrten Vater ungehorsam gewesen war.

Dieß ist die wahre Ursache von Karl des Großen vorzüglicher Neigung zu der altberühmten Stadt. Der Zauber einer ersten, unglücklichen Liebe war es, der den fürstlichen Helden so mächtig an diese Gegend band, ihn, so lange er lebte, mit stiller Sehnsucht dahin zog, und ihn endlich nach dem Tode eine geliebte Ruhestätte dort finden ließ, wo in der Nähe die wunderbar aufbewahrten Reste der ersten Geliebten tief im Schooße der Fluth ruheten.

Inhalt.

Seite.







Neue Erzählungen.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1818.
In Commission
bey August Liebeskind.



I.

Das Ideal.

Eine Erzählung
über
zehn aufgegebene Worte gedichtet:
Sternschnuppe, Werner, Zunder, Rio-Janeiro, Dampfmaschine, Brautkranz, Narrenhaus, Strickbeutel, Purpur, Trotzkopf.

Sternschnuppe.

Mitten im einsamen Gebirg, wohin nur selten Neugierde oder Geschäfte einen Reisenden führen, lebten die Freyherren von Wiltek auf ihrem Stammschloß, einer alten Ritterburg, die noch in dem fünfzehnten Jahrhunderte gebaut, und seitdem von einer rechtlichen aber nicht sehr begüterten Familie bewohnt, im Äußern und Innern das Gepräge der guten alten Zeit bewahrt hatte. Neuerungssucht und Modezwang waren von diesen alterthümlichen Mauern wie von den Gemüthern der Bewohner fern geblieben. Der Vater vererbte dem Sohn das kleine Besitzthum, der Sohn bewahrte und bewirthschaftete es wie sein Vater und Großvater, hielt gute Nachbarschaft mit dem umliegenden Adel, war seinen Unterthanen ein gütiger Herr, und kam übrigens höchst selten in die Residenz, wo er in seiner vergnügten Unabhängigkeit nichts zu suchen, und in seiner beschränkten Lage keine glänzende Figur zu spielen hatte.

So war ein Geschlecht der Wilteke nach dem andern hin in die Ruhe der Familiengruft gegangen, und jetzt bestand die ganze Familie noch aus einem Älternpaare und ihrem Sohn, einem hochgewachsenen stolzen gutmüthigen Jüngling, der seine Erziehung dem Beyspiel der Ältern und dem Unterricht eines frommen und gelehrten Geistlichen verdankte, welcher seit dreyßig Jahren auf dem Schloß lebte, das Amt eines Kaplans und Mentors verwaltete, und durch Liebe zur Stille, Rechtlichkeit und Ordnung sich an diesen Aufenthalt, und dann durch innige Neigung an den jungen Victor gezogen fühlte, der seiner Aufsicht übergeben war.

Victor wuchs fröhlich und muthig heran. Der Vater nahm ihn mit in die Forsten und zu seinen Arbeitsleuten auf die Felder, der Abbé unterrichtete ihn in der Religion, im Lateinischen und Griechischen, die Mutter las mit ihm Französisch, und ein alter Reitknecht ließ ihn sich auf den Pferden seines Vaters tummeln. So abgeschieden von der Welt und sie doch nicht vermissend, im wiederkehrenden Kreise unschuldiger Beschäftigung, hatte der Jüngling sein zwanzigstes Jahr erreicht, sein Herz hatte sich noch nicht in der stillen Brust bewegt, und

wenn sein Vater zuweilen von der künftigen Wahl einer standesmäßigen Gattinn sprach, dachte Victor dabey sich gar kein anderes Verhältniß als das freundschaftlich ruhige und etwas heimliche Beysammenleben seiner Ältern, und einiger ihnen ähnlicher Nachbarn.

Aber das Herz behauptet seine Rechte, und früh oder spät erwacht das Gefühl, das nun einmahl in jedes Menschen Brust für einige Zeit die Herrschaft führen muß. Eine dunkle unbestimmte Sehnsucht bemächtigte sich des Jünglings. Er fing an, die Gesellschaft seiner Ältern, seines Lehrers, am meisten die jedes Fremden zu vermeiden, er suchte die einsamsten Plätze im Walde auf, je düstrer der Ort war, je mehr fühlte er sich zu ihm hingezogen, und er wurde oft vom Vater gescholten, wenn er, zu den Arbeitern im Felde, oder dem Förster oben auf dem Berge gesandt, über die Gebühr lang ausblieb, und nun von dem nachforschenden Vater am Fuß einer Eiche im Grase liegend, oder am Felsenabhang unbeweglich in die stürzenden Wellen des Wasserfalls starrend, angetroffen wurde.

Nach und nach fing das Gefühl an, sich deutlicher auszusprechen. Der Abbé las den Plato mit ihm, und helle Funken fielen in des Jüng-

lings Seele, und hohe Ansichten eröffneten sich vor seinem Blick. Er wünschte, er sehnte sich nach einem Herzen, das ihn verstände, das die ergänzende Hälfte seines unvollständigen Wesens wäre, nach einem Freunde, wie ihn die Griechischen Jünglinge gehabt, wie ihre Geschichte und Fabel der Heldenpaare viele aufweist.

Da blieb er oft in sternhellen Nächten lange nach Mitternacht auf einem weit umschauenden Hügel. Sein Geist verlor sich in den Tiefen des gestirnten Himmels, sein Auge suchte den Punct, auf dem das Wesen weilen mochte, das er nicht kannte, das er aber innig begriff und liebte. Er flehte zu Gott, ihm diesen Freund zuzuführen, oder ihn zu demselben zu leiten. Da lösete in dem Augenblicke sich eine helle Sternschnuppe in der Gegend des Abendsterns, dem Sterne der Liebe los, fuhr in gerader Richtung nach Nordost und verlosch dort.

Dort ist er! Dort lebt er! rief Victor heftig, sprang auf, und sah sich um. Weit, weit von ihm, aber gerade dort, wo der leuchtende Funken niedergefahren war, lag, das wußte er, die Hauptstadt, und dort mußte er den Freund finden, nach dem sein Herz mit allen Kräften strebte.

Werner.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kam Besuch nach Wiltek. Es war eine weitläufige Anverwandte des Hauses, die zum ersten Mahle in ihrem Leben wegen Familiengeschäften das einsame Schloß ihrer fast vergeßnen Stammgenossen besuchen mußte. Frau von Grünhelm wurde mit vieler Förmlichkeit empfangen und behandelt, aber durch alle diese steifen Formen, die der Frau von Welt zuweilen ein kleines Lächeln abnöthigten, blickte so viel Rechtlichkeit, und als man sich erst näher gekommen war, so viele Herzlichkeit durch, daß sie dieser ehrwürdigen Familie ihre innige Achtung nicht versagen konnte, und diese Menschen, die in der großen Welt wohl nur Spott und Lachen erregt haben würden, manchen der glänzendsten Bekanntschaften in jenen Kreisen vorzog.

Sie hatte ihre Tochter mit sich, ein junges, blasses Mädchen, das erst von einer schweren Krankheit genesen sich in der Gebirgsluft erhohlen sollte. Luise war nicht häßlich, aber auch nicht hübsch, eine schlanke Gestalt mit hellblondem reichem Haar, und stillblickenden blauen Augen, ohne Ansprüche, und, wie es schien, auch

ohne Recht dazu. Sie sprach wenig, sie forderte wenig, sie beschäftigte wenig. So ging man achtlos an ihr vorüber, und auch auf sie schienen die neuen Umgebungen nur einen geringen Eindruck zu machen. Desto angenehmer war die ganze Familie Wiltek von ihrer Mutter angesprochen. Ein feines und doch herzliches Benehmen, ein lebhafter gebildeter Geist, und eine Gestalt, die trotz ihrer vorgerückten Jahre durch Anstand und kluge Wahl des Anzugs noch gefallen konnte, machten sie schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes Allen angenehm; aber nun wußte sie voll Sachkenntniß mit dem alten Herrn über seine Landwirthschaft, und mit der Frau von der Französischen Litteratur aus dem Jahrhundert des Vierzehnten Ludwigs zu sprechen, sie kannte die meisten Classiker, die der Abbé studiert hatte, und sprach mit Bescheidenheit davon. So gewann sie bald Aller Herzen, und ihre Tochter ward ganz neben ihr übersehn.

Aber die Erscheinung dieser Frau sollte noch bestimmter Epoche in dem stillen Leben dieser Familie machen. Sie hatte zu ihrer Unterhaltung mehrere Bücher mitgebracht, unter welchen sich Werners früheste Meisterstücke, und ein Paar Bände von Wilhelm Meisters Lehrjahren be-

fanden, alle, ganz neue Erscheinungen in dieser einsamen Gegend, obgleich sie schon seit Jahren die Lust und Bewunderung der Welt machten. Victor fand sie zufällig, blätterte darin, fühlte sich zauberisch angezogen, und ersuchte Frau von Grünhelm um die Erlaubniß diese Bücher zu lesen, die ihm ganz unbekannt waren. Sie bewilligte es mit Freuden, und Victor verschlang nun den neuen Schatz, der ihm Ansichten und Aussichten in eine Welt eröffnete, von der er vorhin auch keine Ahndung gehabt hatte.

Ganz wunderbar fühlte er sich aber bewegt, als er in einigen von Werners Schauspielen die Vorstellung des Verfassers von dem lange und verborgen in der Brust getragenen Urbild fand, das uns dann ein himmlischer Augenblick in der Wirklichkeit zeigt, und von dem wir uns für die ganze Ewigkeit festgebunden fühlen. Das war es! Das hatte er schon längst nur verworren und dunkel geahnet! Es war die Stimme seines Schicksals, die sich jetzt auf einmahl deutlich aussprach, und er war überzeugt, daß es ihm gerade so gehen werde und müsse.

Zugleich aber auch erkannte er, daß er bisher im Irrthum gewesen, wenn er seine fehlende Hälfte unter dem gleichen Geschlechte gesucht.

Nur ein Weib in aller ihrer Milde und Zartheit konnte ihm geben was ihm fehlte, nur Mann und Weib stellten die Menschheit im Begriffe dar, und ein Mädchen war es, was er suchen mußte. Von allen den weiblichen Wesen, die ihm aber die neuen Bücher schilderten, zog ihn keines so zauberhaft an, als die dunkle, ernste Gestalt der armen Mignon, und er war eben so gewiß als von dem ersten Satze auch davon überzeugt, daß sein Urbild sich in einer solchen südlichen glühenden düstern Natur finden müßte.

Zunder.

So war nun der Funke in den Zunder gefallen, und des Jünglings Plan bildete sich mit Wärme und Hast aus. Nach Nordosten, wo die Residenz lag, hatte die Sternschnuppe, jener Bothe des Himmels, hingewiesen, und was war wahrscheinlicher, als dort in dem Sammelplatze vieler Menschen aus allerley Ländern, von allerley Ständen das zu finden, was in der Einsamkeit seiner Berge ihm nur ein Wunder zuführen konnte? Als daher einst Abends im traulichen Familienkreise die Rede auf die Hauptstadt, und auf den Einfluß kam, den das gesellige Leben, und das Abreiben des eignen im Conflict vieler

fremden Charactere, auf junge Leute habe, schlug Frau von Grünhelm ihren Verwandten vor, Victorn doch auch ein Mahl für ein Jahr oder zwey nach der Residenz zu schicken, weil sie jene Einwirkung für sehr günstig eben auf einen jungen Mann von Victors Stand und Character halte. In Victors Augen glänzte überraschte Freude und hoher Purpur bedeckte sein Gesicht, als er seinen stillen Wunsch laut aussprechen hörte. Auch Luise erröthete leicht, und ein leiser Seufzer entschlüpfte ihrem Mund. Frau von Wiltek schien den Vorschlag mit Vergnügen zu hören, der alte Herr aber schüttelte mißmuthig das Haupt, und der Abbé sagte: Darüber sollte man nachdenken, es läßt sich Manches dafür und dawider sagen.

Es wurde vor der Hand nicht weiter von der Sache gesprochen, aber Jedes bildete im Geheim den Gedanken nach seiner Ansicht aus, die Baroninn hielt Conferenzen mit dem Abbé, auf den sie viel Vertrauen hatte, Victor zeigte der Mutter unverhohlen die ganze Heftigkeit seines Wunsches, der alte Herr wurde gestimmt, überredet, und als nach ein Paar Tagen die Frau von Grünhelm zum Schmerz der ganzen Familie die Nähe ihrer Abreise verkündigte, und

leichthin jenes Vorschlages wegen Victor erwähnte, fand sie die Gemüther viel empfänglicher als das erstemahl. Es wurde ernstlich darüber gesprochen, Plane entworfen, Maßregeln genommen, und Frau von Grünhelm both mit freundlicher Bereitwilligkeit ein Paar Zimmer ihres eigenen Hauses an, wenn Victor auf den Winter mit dem Abbé nach der Stadt ziehn und bey ihr wohnen wollte.

In diesem Augenblicke verließ Luise schnell das Zimmer, und ihre Mutter, die sie erbleichen zu sehen glaubte, eilte ihr nach. Ein Paar Stunden darauf, als die Familie sich zum Abendkaffeh versammelte, erschien Frau von Grünhelm allein, und sagte, daß ihre Tochter sich durchaus nicht wohl befinde, daß sie schon vorher ein starker Schwindel genöthigt habe, das Zimmer zu verlassen, und daß sie ihre Abreise beschleunigen müsse, um die Kranke je eher je besser in die Nähe ihres Arztes zu bringen.

Man hörte diese neue Nachricht mit vielem Unmuthe. Alles hatte sich an die liebgewordenen Fremden gewohnt, und drey Wochen freundschaftlichen Beysammenseyns waren schnell und vergnügt vergangen. Indessen war nichts gegen die Gründe der Frau von Grünhelm einzu-

wenden, und so reisete sie denn mit ihrer Tochter, die sich am andern Tage besser befand, von Allen gesegnet und vermißt, ab.

Ihre Abreise ließ eine Leere in Schloß Wiltek zurück, von der seine Bewohner in ihrem vorigen stillen Leben keine Vorstellung gehabt hatten, und die bloß durch die Zubereitungen für Victors nun festgestellte Reise einigermassen minder drückend wurde. Natürlicherweise waren die Abgereiseten oft der Gegenstand der Gespräche im Familienkreise, und Jedes äußerte sein Wohlgefallen an ihnen nach seinen Ansichten. Doch kamen sie Alle im Lobe der Mutter und in der Meinung überein, daß ihre Tochter wohl nicht mit ihr zu vergleichen sey. Das meine ich doch nicht, sagte der Abbé, der bisher meist geschwiegen hatte: Fräulein Luise ist wohl nicht so schön, und nicht so lebhaft wie ihre Mutter, aber ich bin versichert, daß es ihr weder an Verstand noch an Bildung des Herzens fehlt. Es steht schon von einer solchen Mutter, wie Frau von Grünhelm ist, nicht zu vermuthen, daß sie irgend etwas an der Erziehung ihrer Tochter versäumt haben werde.

Das eben nicht, fiel Victor ein, aber mir

scheint, daß Luisens Fähigkeiten so unbedeutend sind —

Verzeihen Sie, lieber Victor, wenn ich Ihnen sage, daß Sie hier sehr übereilt urtheilen. Ich habe oft und mehr als Sie Alle mit dem Fräulein gesprochen. Sie hat sehr viel Verstand, viele Bildung, und einen gediegnen Character. Aber sie ist noch kränklich und scheint überhaupt von einer reizbaren Empfindlichkeit zu seyn, die sie jede Berührung mit fremden Personen, gleichsam aus Furcht vor Verletzung, vermeiden heißt.

Sie können Recht haben, antwortete Victor, aber ich finde sie ein kaltes seelenloses Geschöpf.

Auch hierin möchte ich Ihnen widersprechen, erwiederte der Abbé. Fräulein Luise hat ein weiches Herz, und in der kurzen Zeit ihres Hierseyns. In Geheim manche wohlthätige Handlung ausgeübt.

Es ist wahr, sagte die Baroninn, daß die Mutter sie nicht bloß mit Liebe, sondern mit Achtung, mehr wie eine Freundinn, als wie eine Tochter behandelt, und das spricht sehr für Luisen.

Das kann seyn, schloß Victor, und stand auf: So betrügt denn der Schein, und wir wer-

den das Wunderwesen auf den Winter kennen lernen.

Rio Janeiro.

Die Paar Monathe bis zum Winter, wo Victor, vom Abbé begleitet, in die Residenz ziehen sollte, vergingen still und ohne merkwürdigen Vorfall, außer daß ein Brief von Frau von Grünhelm kam, worin sie der Familie mit vielen Entschuldigungen zu wissen machte, daß es ihr nicht möglich sey, ihrem Versprechen nachzukommen und Victor eine Wohnung in ihrem eignen Hause zu geben, weil in Rücksicht der Miethpartheyen während ihrer Abwesenheit einige Veränderungen vorgefallen seyen; doch habe sie bereits Anstalt getroffen, ihren unfreywilligen Fehler gut zu machen, und ein anständiges Quartier in ihrer Nachbarschaft würde, bis Victor in die Stadt zu kommen dächte, für ihn bereit seyn. Man ließ sich auf Wiltek diese Abänderung, die man für sehr zufällig hielt, gefallen, und Victor sah nun mit Sehnsucht und gespannter Erwartung dem Tage entgegen, der ihn in eine neue, ihm wunderbar vorschwebende Welt, und, woran er gar nicht zweifeln konnte, zu dem Gegenstand seiner Wünsche,

dem Mädchen seiner Träume, das er sich in Mignons Gestalt dachte, bringen würde.

Der Tag brach endlich an. Unter Thränen und Segenswünschen schied Victor von seinen Ältern, der Abbé von seinen theuren Freunden, und Beyde gelangten ohne weitere Abentheuer in die Residenz, die denn mit ihren hohen Häusern, ihren engen von Menschen wimmelnden Straßen, ihren lärmenden Arbeitern, rasselnden Wägen, und ewig wechselnden bunten Scenen auf Victor, wie auf jeden Neuling, erst betäubend und widrig, dann höchst anziehend wirkte. Frau von Grünhelm empfing die Ankommenden freundschaftlich, sie waren viel in ihrem Hause, und Victor ward durch sie in den besten Gesellschaften eingeführt, in welchen ungeachtet seiner Neuheit, eine glückliche Figur, ein natürlicher Anstand, und sein Stolz, der ihm Sicherheit des Benehmens gab, ihm über die Unbeholfenheit des Landjunkers glücklich hinüberhalfen.

Luise war wenig zu sehen. Ihre noch nicht ganz hergestellte Gesundheit gab ihr eine gerechte Entschuldigung. Nur der Abbé besuchte sie fleißig, und erzählte seinem Zögling viel Gutes von ihr, so daß dieser auf das Wort seines Men-

tors hin ihr mit großer Achtung begegnete. Luise schien dieß freundlich zu erkennen, sie wurde weniger schüchtern und zurückhaltend, und Victor mußte gestehn, daß er sich wirklich in ihr geirrt, und das blasse stille Wesen viel mehr Gehalt habe, als er ihr anfangs zugetraut. Indessen war sie blond, schlank und wohl schon achtzehn Jahre, und er fühlte nicht das Geringste von jener wunderbaren Sympathie, die ihn, seinem Systeme gemäß, beym ersten Anblick seiner mangelnden Hälfte hätte ergreifen und auf ewig fesseln müssen.

Der Carneval kam, und in einigen Tagen sollte große Assemblee und Thee dansant beym Spanischen Bothschafter seyn. Frau von Grünhelm schlug ihrem Vetter vor, sie zu begleiten. Er nahm es gern an, und es wurde den Tag zuvor schon im Abendzirkel der Frau von Grünhelm von diesem Hause und einer neuen interessanten Erscheinung in demselben gesprochen. Das war eine Nichte der Bothschafterinn, die in Rio-Janeiro geboren, nach dem Tod ihrer Ältern ihrer Tante übergeben, und mit dieser vor wenigen Tagen angekommen war. Einige fanden sie sehr reizend und höchst interessant, indeß Andere sie kaum für hübsch gelten lassen

wollten, und besonders die Frauen sie für sehr ungezogen erklärten. Am Tage der Assemblee trat Victor mit seiner Tante ein, welche ihn der Bothschafterinn vorstellte, und seine Blicke blieben starr an einer Gestalt hangen, die hinter der Frau vom Hause stand, und ihm in ihrer südlichen Farbe, den großen dunkel glühenden Augen, und einem sonderbaren, doch nicht unvortheilhaften Anzug das Bild der düstern Mignon, seine Ahndung, seinen Wunsch und die Weisung der Sternschnuppe darstellte.

Auch sie heftete ihre Augen auf den fremden jungen Mann, und ein sichtliches Wohlgefallen spiegelte sich in ihnen. Der große, blühende Jüngling in seiner stolzen Haltung schien ihr einen angenehmen Eindruck gemacht zu haben. Ohne sich um das Urtheil der Gesellschaft zu kümmern, ließ sie ihre Blicke ihm ungezwungen folgen, und lächelte freundlich, wenn die seinigen ihr begegneten, und er sie erröthend zu Boden schlug.

Nun sonderten sich die verworrenen Massen, die ältere Welt reihete sich an die Spieltische, die jüngere strömte in einen anstossenden Saal, wo nach dem Thee getanzt wurde. Drey junge Männer aus den ersten Häusern näherten sich

dem Fräulein vom Hause, jener südlichen Schönheit, um sie zum Tanz aufzufordern. Sie sah sie zweifelnd an, ihr Auge suchte Victor. In demselben Momente trat er von der Seite hinzu, um ebenfalls sein Glück zu versuchen. Sie erröthete heftig, ihr Auge strahlte, sie legte ihre Hand in seine, wandte den drey Herren ohne Entschuldigung den Rücken und flog mit Victor die Reihen hinab. Wer war glücklicher als er!

Den ganzen Abend wich er, so viel es der Anstand erlaubte, nicht mehr von ihrer Seite. Ihre Gestalt, ihre Lebhaftigkeit, ihr Geplauder, selbst das den gewöhnlichen Formen Zuwiderlaufende ihres Benehmens zogen ihn zauberisch an. Er hatte gefunden, was er suchte. Das war Mignon, das die Hälfte, die ihm fehlte, dieß glühende, hingebende, dunkle Wesen, das allein ihn glücklich machen konnte.

Ganz trunken von den neuen Gefühlen kam er nach Hause, und erzählte dem Abbé so viel von dem seltsamen Mädchen von Rio-Janeiro, daß dieser leicht bemerken konnte, was in seines Zöglings Seele vorgegangen war. Ganz willkommen schien ihm diese Entdeckung nicht zu seyn, doch hielt er an sich, und nahm sich vor, genau zu beobachten.

Victor suchte alle Gelegenheiten auf, das Mädchen von Rio-Janeiro zu sehen. Er hatte leicht ihren Geschlechts- und Vornahmen erfahren. Sie hieß Donna Anna de Alava. Doch jene Benennung klang unbestimmter, geheimnißvoller, und so behielt sie Victor gern bey. Auch Donna Anna vermied keine Veranlassung, wo ihr der schöne junge Mann begegnen konnte, sie behandelte ihn ungemein freundlich, doch nach ihrer Art, das heißt, in jähen Absprüngen, mit Laune, schnellem Wechsel des Betragens, tausend bald kindischen, bald kühnen Einfällen, und bezauberte ihn gerade dadurch am meisten. Daß Victor bis über die Ohren in sie verliebt war, entging ihrem Scharfblick nicht, und sie freute sich im Stillen dieser Eroberung, obwohl sie manchmahl that, als sey ihr auch nicht das Mindeste an ihm gelegen.

So hatte sich nun freylich Mignon nicht gegen ihren Geliebten betragen, aber das bemerkte Victor nicht. War doch das Mädchen von Rio-Janeiro eben so dunkelfarbig, eben so seltsam, eben so glühend wie jene. So dauerte sein süßer Rausch eine Weile fort, man fing schon an davon zu sprechen, daß der Baron von Wiltek den kleinen Amerikanischen Wildfang, wie Manche

das Mädchen von Rio = Janeiro nannten, heirathen werde, und die Bothschafterinn zog Erkundigungen über seine Familie und sein Vermögen ein.

Die Dampfmaschine.

So war der Winter unvermerkt herumgekommen. Schon schmolz der Schnee von den Höhen um die Hauptstadt her, die Eisdecke des Stromes zerbarst, das Eis floß hinweg, und an einem der schönen Februar = Tage kündigte ein reisender Künstler an, daß er an dem und dem Tage mittelst eines Schiffes, das von einer Dampfmaschine getrieben sey, nicht allein ohne Ruder über, sondern auch gegen den jetzt sehr heftigen Strom fahren würde.

Alles war begierig auf diese Erscheinung, und am bestimmten Tage strömte die ganze Stadt der schönen Aue zu, in welcher der Versuch gemacht werden sollte. Kutschen folgten an Kutschen, Züge von Neugierigen bildeten von den Thoren bis weit an den Strom hinunter eine bunte Kette. Auch Frau von Grünhelm war mit ihrer Tochter hinausgefahren, dieß neue Product des schaffenden menschlichen Geistes zu betrachten. Victor wandelte zu Fuß mit

dem Abbé hin, und so eben rollte die Equipage der Bothschafterinn an ihnen vorbey, und das Mädchen von Rio=Janeiro warf Victor einen fröhlichen Gruß zu.

Die Menge reihte sich ans Ufer hin, die Fahrt begann auf dem zierlich geputzten Schiffe unter dem fröhlichen Schall türkischer Musik. Das Boot landete unter Jubelgeschrey am andern Ufer, und kam von da wieder eben so wohlbehalten und schnell zurück.

Ach! Ich hätte wohl Lust so hin und her zu schweben. Ginge das nicht an? sagte Donna Anna, indem sie sich fragend an ihre Tante wendete.

Welch ein Einfall! fiel diese streng ein: Schickt sich das für eine Dame?

Die Nichte begriff nicht, was daran unschickliches seyn könnte; indeß machte einer der Umstehenden sie auf die Gefahr aufmerksam, der solche Böte ausgesetzt wären, wenn die Maschinen nicht ganz vorzüglich, und folglich der Möglichkeit des Zerspringens unterworfen wären. Man sprach darüber. Donna Anna meinte, ein Mann, so ein recht entschlossener, könnte es doch darauf hinwagen. Sie blickte umher, es befanden sich in ihrem Gefolge mehrere

junge Männer, die gewöhnlich ihren Hof ausmachten, und unter ihnen Victor. Ihre Eitelkeit schwoll. Wer hätte wohl Lust und Muth, fragte sie neckend, indem ihr Blick bey dem letzten Worte auf Victor fiel, die Fahrt zu wagen? Ich! rief Victor ganz allein, und die Andern standen schweigend und verlegen.

Mein Gott! Herr von Wiltek! sagte Frau von Grünhelm, die sich mit Luisen zur Bothschafterinn gesellt hatte: Wagen Sie das nicht! Wir kennen den Mechanismus und die Tüchtigkeit dieser Fahrzeuge noch nicht genug.

Thun Sie es nicht! sagte Luise, indem ihr Auge bittend zu Victor emporsah.

Sie werden doch nicht so tollkühn seyn? rief der Abbé, der eben dazu kam.

Mein Himmel! sagte Donna Anna: Welcher Lärmen um eine Kleinigkeit! Lassen wir es gut seyn, Herr von Wiltek! Sie dürfen ja nicht fahren.

Ich dürfte nicht? rief dieser, indem ihm das Blut ins Gesicht schoß. Wer könnte es mir wehren?

Sie hören ja, wie Alles Ihnen abräth, und —

Ich danke meinen Freunden sehr für ihre Theilnahme, fiel Victor mit steigendem Zorn ein: Aber ich hoffe, man wird die Freundschaft

nicht so weit treiben, meinen freyen Willen bis in Kleinigkeiten beschränken zu wollen. Ich fahre, Donna Anna! Ich fahre gewiß. Er wandte sich um, und ging schnell auf den Künstler zu, der eben an seiner Maschine beschäftigt war. Anna triumphirte, die jungen Herren, die sie umgaben, mußten bittere Sarcasmen über ihre Vorsichtigkeit hören, während sie mit Lebhaftigkeit an dem Gespräch Theil nahm, das Victor mit dem Mechanikus hielt, und Alles verabredete, um das Boot zu besteigen, das nun Strom an fahren sollte.

Noch einmahl ermahnte der Abbé, aber von Anna's Blicken und Beyfallächeln ermuthigt, hörte Victor nicht auf seine Warnungen, und abermahls fuhr unter Musik und lautem Jauchzen das Schiff und Victor mit ihm ab.

Seine Freunde blieben in unangenehmer Stimmung zurück. Der jungen Amerikanerinn leichtfertiges Benehmen, Victors verliebte Übereilung, die Möglichkeit einer Gefahr auf dem nicht genug erprobten Fahrzeug, Alles vereinigte sich sie aufzureizen; doch siegte bald das Wohlwollen gegen den Jüngling, den Muth und Liebe verlockt hatten, und der ihrer Obhuth empfohlen war. Der Abbé schickte sich an, so

schnell er konnte, am Ufer dem Schiff zu folgen, Frau von Grünhelm warf einen Blick auf Luise, rief nach ihrer Equipage, stieg ein, und hatte den Abbé bald eingehohlt, den sie sich zu ihnen setzen hieß. So fuhren sie dem Boote nach, und hatten es schon mehr als erreicht, als ein heftiger Knall, und eine schwarze Rauchsäule, die mit fürchterlichem Gebrause in die Luft stieg, ihnen das geahnete Unglück verkündete. Das Fahrzeug war geborsten, Trümmer, Menschen schwammen auf dem Strom, der Alles jähling abwärts trug. Der Wagen hielt schnell, der Abbé sprang todtenblaß und zitternd heraus, um wahrscheinlich die Leiche seines Zöglings zu finden. Frau von Grünhelm, selbst im Innersten erschüttert, stand der ohnmächtigen Luise bey. Indessen kam Volk herbey, alles beeiferte sich zu helfen, zu retten. Victor, der auf einigen Brettern besinnungslos den Strom hinabtrieb, wurde herausgezogen. Er war betäubt, an der Stirn, am Arm verletzt, aber er lebte. Des Abbé's Ausruf: Gottlob! er lebt! erscholl im Wagen, und Luise schlug die Augen auf. Sie war nicht länger zu halten. Noch zitternd eilte sie, von einem Bedienten unterstützt, mit ihrer Mutter ans Ufer, als eben

Victor sich in den Armen des Abbé's aufrichtete, und bleich, staunend um sich her sah. Sein Blick fiel auf Luisen. Diese Todesblässe, die Angst, und die zitternde Hoffnung, womit ihr Auge an ihm hing, fesselten auch das seinige. Mir ist nichts. Seyn Sie außer Sorgen! sagte er schwach und mit freundlichem Lächeln: Nur der Schrecken — Sprechen Sie nicht! fiel ihm Frau von Grünhelm ein: Sie sind erschöpft. Und damit trat sie zu ihm, wischte das Blut ab, das von seiner Stirne troff, und sah mit Vergnügen, daß die Verletzung unbedeutend war; Luise aber kniecte neben ihm hin, und umwand ohne zu sprechen unter steten Thränen, die ihr selbst unbewußt über die Wangen liefen, seine Hand mit ihrem Schnupftuch. Der Abbé hielt ihm Eau de Cologne vor. Er ließ Alles geschehen, und lächelte nur schweigend und dankbar gegen die Freunde, die so gütig um ihn bemüht waren. Endlich fühlte er sich stärker, er stand auf, und Frau von Grünhelm ließ ihn langsam und schonend zum Wagen führen, in den sie mit ihm, Luisen und dem Abbé einstieg. Luise bestand darauf, daß er ihren Platz obenan einnehmen mußte, die Mutter sorgte für seine bequeme Lage, der Abbé brach

bald in Jubel über seine Rettung aus, bald schalt er die Tollkühnheit des Jünglings, der sich nicht zu vertheidigen wagte, und nur seine Freunde um Verzeihung wegen des Schreckens bath, den er ihnen verursacht. Aber nun glaubte Frau von Grünhelm zu bemerken, daß seine Hand ihn heftiger schmerze, und er gestand, daß die Kälte ihm weh thue. Mein Gott! Wenn wir nur was Warmes zum Verbinden mit hätten! rief sie, und Luise nahm schnell den feinen Indischen Shawl ab, versicherte, daß ihr im wattirten Überrocke nicht zu kalt sey, und hüllte mit Hülfe einiger Stecknadeln Victors Arm und die wunde Hand so geschickt in den schönen Purpur des weichen Gewebes, daß er auf der Stelle einige Linderung zu spüren versicherte. Er küßte ihr dankbar die Hand, die heftig zitterte, betroffen blickte er sie an, eine hohe Gluth übergoß ihre Wangen, sie senkte das große blaue Auge, und Victor fand in dem Augenblick, daß Luise wirklich hübsch sey. So oft während des Zuhausefahrens, seine Blicke den ihrigen begegneten, und es geschah wunderbar oft, so erneuerte sich dasselbe Spiel, und als sie an Victors Hause schieden, faßte er noch einmahl die hülfreiche Hand, drückte sie so fest

an seine Lippen, und sein Blick sprach eine so dankbare Rührung aus, daß Luise ganz verlegen nicht wußte, was sie that, und ihm die Hand so lange ließ, bis der Abbé ermahnte, in der kalten Luft nicht länger stehen zu bleiben.

In Victors Seele waren an diesem Morgen seltsame Dinge vorgegangen, und obwohl er Donna Anna's Betragen unmöglich in dem strengen Lichte sehen konnte, in welchem es der Abbé betrachtete, so hatte doch auch Luise sich seine Aufmerksamkeit und einen bedeutenden Platz in seiner Erinnerung erworben.

Brautkranz.

Schon in einigen Tagen war Victor so weit hergestellt, daß er ausfahren und jene Besuche machen konnte, zu denen sein Herz und die Dankbarkeit ihn trieben. Viele seiner Bekannten hatten täglich zu ihm gesendet, denn der Zufall hatte Aufsehn erregt; aber die Bothschafterinn und Frau von Grünhelm schickten täglich zweymahl, und bey jenen Erkundigungen wurde Donna Anna immer ausdrücklich genannt. Er hatte also nichts angelegentlicheres zu thun, als, sobald er durfte, sich der Geliebten vorzustellen, die so gütig um ihn besorgt gewesen war. Auch

wurde er dafür belohnt; denn obwohl ziemlich viel Leute bey der Bothschafterinn waren, sprang doch Anna, so wie er eintrat, mit einem Aufruf der Freude ihm entgegen. Ein Strom von Worten, Fragen, Erkundigungen floß von ihren Lippen, während der glückliche Verliebte ihre Hand mit viel beredterem Schweigen an seinen Mund drückte. Dann stellte sie ihn der Gesellschaft als den einzigen entschlossenen Mann vor, den sie kennen gelernt, und erzählte denen, die den Vorfall nicht kannten, die Geschichte jenes Tages mit so viel Triumph im Blicke, daß Victor sich beschämt fühlte, und zum ersten Mahle Donna Anna mit verletztem Gefühle verließ.

Sein zweyter Gang war zu Frau von Grünhelm. Er fand sie nicht, aber wohl Luise, die angekleidet, doch etwas blaß, auf dem Ruhebette lag, während eine alte Kammerfrau im Fenster arbeitete.

»Sie sind nicht wohl mein Fräulein! Ich bitte tausendmahl um Vergebung, wenn ich —

Nicht doch, meine Unpäßlichkeit war sehr unbedeutend, ich bin nur ein Bißchen erschöpft. Sie nöthigte Victor, sich niederzusetzen, er mußte erzählen, wie es ihm gegangen war, eine heitere Fröhlichkeit strahlte aus ihren Augen, und

so lebendig hatte Victor sie nie gesehn. Auch ihn riß ihre Munterkeit hin, und er vergaß des unangenehmen Eindrucks, mit dem er das Haus der Bothschafterinn verlassen hatte. Mitten im Gespräch fiel sein Blick auf den rothen Shawl, den Luise um die Schultern geschlagen hatte. Ach das ist ja mein wohlthätiger Verband! rief er, und faßte ihn an. Wie viel habe ich Ihrer Güte zu danken!

Luise erröthete bis unter die Locken: Er ist so weich, so warm, so bequem, ich trage ihn gern im Hause. —

Ja! Ja! brummte die alte Kammerfrau, die Luisen zum Theil erzogen hatte, und sich nun einiges Recht über sie anmaßte: Freylich ist er warm, und darum sollte ihn das Fräulein nicht im geheizten Zimmer umhaben. Aber da hilft kein Reden!

Er ist mir aber nicht zu warm.

Weil Sie sich schon daran gewöhnt haben! Das ists ja eben, was ich sage. Denken Sie nur, gnädiger Herr! fuhr sie zu Victor gewendet fort: Seitdem der Herr Abbé den Shawl zurück gesendet hat, legt ihn das Fräulein auch keine Minute von sich, und wenn sie dann wird ausgehn und sich anziehn müssen, wird es ihr schaden.

Victor erröthete ebenfalls, und sah zu Boden. Er war verlegen und doch vergnügt, ohne zu wissen, warum?

Da er nicht antwortete, fuhr die Alte fort: Das war auch neulich die Ursache ihrer Krankheit, als sie Ihnen den Shawl abgab. Sie hat sich erkältet, weil sie sich überhaupt zu warm gewohnt.

Mein Gott! rief Victor, so bin ich Schuld?

Nein! nein! fiel Luise lebhaft ein: Glauben Sie nicht! Und du, Kathrine, was schwätzest du auch so thöricht! Glauben Sie ja nicht, Wiltek! Es ist erst seit vorgestern. Ich blieb zu lange in der Vorrathskammer, weil die Fuhr von der Herrschaft angekommen war. Es hat mir damahls nicht geschadet, seyn Sie versichert, gewiß nicht.

Victor hatte ihre Hand gefaßt, er sah ihr ins hocherröthende Gesicht. Sie schlug die Augen nieder, sie erhob sie wieder, weil sie unbefangen scheinen wollte, sie trafen auf Victors Blicke, die mit dem Ausdruck der Freude und Rührung auf sie geheftet waren.

Nun war es um ihre Fassung geschehen. Thränen traten in ihre Augen, sie wollte sie zurückhalten, aber sie brachen gewaltsam hervor,

und Victor stürzte auf die Kniee, drückte ihre Hand an seine Lippen, und rief: O Gott! Verdiene ich denn so viel Güte?

Der erste Sturm des überraschten Gefühls war vorüber. Luisens bessere Besinnung erwachte, sie raffte ihre Kraft zusammen, bath Victor aufzustehn, und entschuldigte mit der Reizbarkeit ihrer Nerven ihre allzugroße Weichheit und den seltsamen Auftritt.

Der Ernst, womit sie dieß that, schlug jede voreilige Hoffnung in Victors Seele nieder, die ruhige Würde, mit welcher sie das zu bewegte Gespräch abbrach, und ein anderes herbeyführte, erfüllte ihn, obwohl sein Stolz ein Bißchen darunter litt, mit hoher Achtung für sie, und er schied, als er es mußte, recht ungern von ihr.

Von nun an besuchte er das Haus ihrer Mutter fleißiger; aber Luise trat in die Schranken freundschaftlicher Theilnahme zurück, und jenes Vorfalls ward nicht mehr erwähnt, so wenig als er den rothen Shawl mehr an Luisen erblickte, der eine so schmeichelnde Hoffnung in ihm erweckt hatte. Das that ihm nach und nach weh, denn er mußte nun glauben, daß jene Überwallung des Gefühls wirklich nichts als Wirkung einer höhern Reizbarkeit war, und er war

sich bewußt, durch keine Geckenhaftigkeit diese Kälte verschuldet zu haben. Hier verletzt, dort von Donna Anna bald buhlerisch angezogen, bald launisch abgestoßen, verlor sich der stille Frohsinn seines Herzens, und eine mißmuthige Stimmung verbreitete sich über sein ganzes Wesen.

Der Abbé bemerkte es, er sprach mit ihm darüber, Victor läugnete. Der Abbé schlug ihm allerley Zerstreuungen vor, keine behagte dem Jüngling. Was machen denn Sie mit Ihren Abenden, fragte endlich Victor, wenn wir nicht beysammen sind? Ich gehe meistens zu Grünhelm, war die Antwort: Sie sind viel zu Hause und meist allein, oder mit ein Paar Freunden. Das sind mir die liebsten Abende.

Victor schwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: Da wird wohl kein Unheiliger zugelassen werden, da dürfte ich wohl nicht —

Und warum nicht? Ich bin überzeugt, daß Sie mit Vergnügen aufgenommen werden würden. Gehn Sie nur gleich heut mit.

Eh sie darauf vorbereitet sind? Nein, durchaus nicht, lieber Abbé! Aber fragen Sie so von Weitem an.

Der Abend kam. Der Abbé ging zu Grün-

helm, Victor zur Bothschafterinn. Donna Anna sah aus wie ein Engel, sang zur Guitarre wie ein Engel, tanzte, als die Rede darauf kam, einen Brasilianischen Nationaltanz wie ein Engel, und behandelte Victorn — wie ein Teufel. Sie hatte einen Myrthenkranz in den Haaren. Victor bemerkte es, denn er lag gar zu reizend in dem dunkeln Gelocke, das sich liebkosend darüber bog.

Das ist mein Brautkranz! sagte sie, halb ernst, halb scherzend.

Brautkranz? wiederhohlte Victor, und sein Herzschlag stand still.

Ja doch! ja! Oder glauben Sie, ich könnte nicht auch Braut werden?

Wer würde hieran zweifeln? Aber so schnell, so unvermuthet? Victor schien unglaubig, und Anna dadurch beleidigt.

Nun, wenn Sie noch zweifeln, so fragen Sie die Tante, ob Graf Montejo, der Sicilianische Bothschafter, nicht um mich angehalten hat?

Victor erblaßte. War das Ernst, Scherz, Muthwille oder Kälte?

Er rührte sich nicht von der Stelle. Da sprang Anna zur Tante, zog Victor nach, und flüsterte ihr ins Ohr. Ja, ja, erwiederte die

Tante leise zu Victor, es ist wahr. Aber Sie begreifen, daß das mit Delicatesse behandelt werden muß, und so bitte ich Sie, weil die kleine Plauderinn nicht hat schweigen können, es indessen bey sich zu behalten.

Victor verbeugte sich. Seine Heiterkeit war dahin, er folgte Annen maschinenmäßig nach, die sich in den Schwarm der jungen Leute mischte. Bald darauf ward ein Tanz vorgeschlagen. Alles verlief sich in den vordern Saal, und Victor bemerkte nichts davon, bis er sich plötzlich allein sah. Er erwachte aus seiner Betäubung, und wollte fort, aber er vermißte seinen Hut, der im Eintrittssaal lag. Dort tobte der Tanz, er hoffte sich unbemerkt durchzuschleichen. Anna erblickte ihn, sie sprang auf ihn zu. Sie müssen mit mir tanzen! rief sie. Mit der Braut eines Andern? antwortete er bitter und wandte sich um. O deßwegen? antwortete sie lachend: Ich will mit Ihnen tanzen, wenn ich auch Gräfinn Montejo seyn werde. Kommen Sie! Sie legte ihren Arm in den seinigen, sie sah ihn mit den schwarzen großen Augen so freundlich, so zärtlich an -- er konnte nicht widerstehn. So faßte er Sie in halber Betäubung der Liebe, der Eifersucht, des Schmerzens an, und wirbelte

die Reihen mit ihr hinab. Beym Ausruhen blieb sie an ihn gelehnt, wie in vertraulicher Vergessenheit stehn, flüsterte, tändelte, kosete mit ihm, und ganz verwirrt, halb selig, halb verzweifelnd verließ er endlich das Haus.

Die Nacht ging ihm meist schlaflos hin. Zweifel und Hoffnung, Unwillen und Liebe kämpften in seiner Brust. Graf Montejo war zwar um mehr als dreyßig Jahre älter als Donna Anna, aber er besaß große Reichthümer, bekleidete einen glänzenden Posten und war, wie die Welt sagte, ein verständiger, würdiger Mann. Victor hatte nichts als seine Jugend, seine Liebe und ein sehr mäßiges Vermögen dagegen in die Wagschale zu legen. Konnte er auf die Einwilligung ihrer Verwandten hoffen? Hatte Anna durch ihr Betragen ihn wohl berechtigt, ihr eine so standhafte Liebe zuzutrauen, die sie bewegen könnte, ihn dem schimmernden Freyer vorzuziehn, und sich vielleicht dem Unwillen ihrer Familie auszusetzen?

Müde von Sinnen und Zweifeln schlief er endlich ein, und das Erste, was ihn spät am Morgen weckte, war ein Billet der Frau von Grünhelm, die ihn sammt dem Abbé einlud,

diesen Abend, wo sie ganz allein zu Hause blieb, mit ihr zuzubringen.

Was werde ich da erleben! dachte Victor, indem ihm der beseitigte Shawl und Luisens strenge Zurückhaltung einfiel. Der Abbé sagte ihm, daß er sich gestern von Weitem erkundigt habe, ob er wohl seinen Zögling in diesen sehr geschlossenen Cirkel bringen dürfte, und daß Frau von Grünhelm den Vorschlag mit vieler Freude angenommen habe.

Und Luise?

Luise hat geschwiegen, wie meistens. Sie kennen sie, man muß gewisse Saiten ihres Gemüthes berühren, um sie ins Feuer zu bringen, dann kann sie aber auch wohl lebhaft und angenehm plaudern.

Aber es geschieht selten! antwortete Victor.

Hören Sie, lieber Victor! Ich muß ihnen sagen, ich habe so meine eignen Gedanken über dieses Frauenzimmer. Ich glaube, sie hat ein geheimes Leiden, etwa eine unglückliche Liebe —

Eine unglückliche Liebe? fuhr Victor schnell auf, und Purpur bedeckte sein Gesicht.

Ich habe das seit Langem schon zu bemerken geglaubt, schon damahls, wie sie auf Miltek war.

Schon damahls? sagte Victor langsam.

Und was sie mir gestern gesagt, als die Mutter aus dem Zimmer war, bestätigt mich in meiner Ansicht. Denken Sie, Sie hat Lust ins Kloster zu gehn.

Mein Gott! rief Victor erschrocken.

Ich bin erschrocken, wie Sie, lieber Victor, fuhr der Abbé fort, und erzählte ihm nun, mit welcher stillen Fassung, und rührenden Frömmigkeit das Mädchen sich über ihren Wunsch geäußert, und ihn gebethen habe, was er allenfalls vermöchte, dazu beyzutragen, um ihre Mutter, die von diesem Vorschlag nichts hören wollte, bey vorkommender Gelegenheit dafür zu stimmen.

Der Abbé schloß seine Rede, ging aus, und ließ Victor in allerley seltsamen Gedanken zurück. Endlich kam der Abend, und Victor hatte schon ein Paar Mahl nach der Uhr gesehen, ob es nicht Zeit wäre aufzubrechen. Sie fanden Frau von Grünhelm und Luisen allein, und blieben es auch den ganzen Abend zu Victors großer Freude, der sich vorgenommen hatte, recht viel mit Luisen zu reden, und wo möglich den Trübsinn ein wenig zu zerstreuen, der dieß schöne Gemüth verdustert, und es bis zu einem so trau-

rigen Entschlusse gebracht hatte. Luise war recht munter nach ihrer Art, sie sprach viel und angelegentlich über interessante Gegenstände, und Victor sah sie oft wehmüthig an, wenn er dachte, daß um dieß sanfte Gesicht sich ein Nonnenschleyer legen, und statt des Brautkranzes, den er gestern in den Locken der muthwilligen Anna gesehen hatte, diese Fülle des schönsten blonden Haares, das sich so jungfräulich und sittsam um die helle Stirn zog, und rückwärts in glänzenden Flechten, wie reines Gold, mit Geschmack aufgesteckt war, der unerbittlichen Scheere zum Opfer fallen sollte. Luise kam ihm heut hübscher und interessanter als jemahls vor, sie war so freundlich gegen ihn, so still und immer gleich, indeß eine Andre sein arglos hingegebenes Herz durch Launen kränkte und mißhandelte, und sie war unglücklich, und auch ihre Brust vielleicht von einem Undankbaren oder Treulosen zerrissen worden.

Der Abend war schnell verstrichen, Victor hatte seit langem keinen so vergnügt zugebracht, er dankte Frau von Grünhelm recht kindlich für die Erlaubniß, die sie ihm gegeben, und bath oft wieder kommen zu dürfen. Es ward mit freundlicher Güte bewilligt, und Luise, als er ihre

Hand fassend die Bitte auch an sie richtete, versicherte ihn, daß das ihre angenehmsten Stunden seyn würden.

Narrenhaus.

Es gab nun in jeder Woche ein Paar solcher stillen Abende. Victor gewohnte sich an diese Art von Unterhaltung und sie ward ihm bald unentbehrlich. Luisen lernte er auch nach und nach näher kennen, und seine innige Zuneigung gegen sie wuchs mit jedem schönen Zuge, jedem stillen Verdienst, das er an ihr kennen lernte; wie sie zierlich Clavier spielte, meisterlich zeichnete, in jedem häuslichen Geschäft, jeder weiblichen Arbeit geübt, und doch so bescheiden war, daß nur der Zufall ihm die meisten dieser Vorzüge entdeckte. Jene schmeichelhafte Hoffnung, die einst nach dem Vorfall am Wasser in ihrem überraschten Gefühl ihm eine verborgene Neigung gegen ihn ahnden ließ, hatte sich zwar durch Luisens gleiches, würdevolles Benehmen nach und nach verloren, aber sie war ihm, er wußte selbst nicht wie, gerade dadurch theurer und der innige Wunsch, die Achtung und lebhafte Theilnahme eines so edlen Wesens zu gewinnen, noch reger geworden.

Donna Anna gewann nicht durch diesen Vergleich. Ob sie den Grafen heirathen werde, konnte er nicht recht erfahren. Ihr Betragen blieb eigenwillig, ja, tyrannisch gegen ihn und die andern jungen Männer, die ihre Schönheit und ihre Seltsamkeit an sie gezogen hatten, und ihr Muthwille, und ihre wechselnden Launen, mittelst deren sie jeden Tag eine andere Person war, in Zauberbanden hielten. Victor fing an, das Absichtsvolle dieses Betragens einzusehen, er fing an zu ahnden, daß ein solches Wesen eigentlich nur sich selbst lieben könne, und er fühlte den Wunsch, wenn auch noch nicht die Kraft, Fesseln zu zerbrechen, die ihm so wie immer drückender, so auch immer entwürdigender schienen.

Eines Tages, als eben bey der Bothschafterinn der Selbstmord eines wohlbekannten jungen Mannes, den man einer hoffnungslosen Liebe zuschrieb, die ihn schon längst bis zum Wahnsinn gebracht hatte, der Gegenstand des allgemeinen Gespräches war, und der Unglückliche sowohl als die Schöne, um derentwillen die furchtbare That geschehen war, bald bedauert, bald scharf getadelt wurden, erklärte Donna Anna ganz unverhohlen, daß sie diese Frau keineswegs weder für tadelns- noch für beklagens-

werth, sondern nur für zu beneiden hielte, indem es eine große Freude, ja der höchste Triumph für weibliche Reize wäre, wenn ein Mann um ihrentwillen entweder ins Narrenhaus käme, oder sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Die jungen Herren schrieen laut über diese Härte und Grausamkeit, und fanden doch auch selbst in diesem Moment die muthwillige Sprecherinn so reizend, daß Einer von ihnen sich hoch und theuer vermaß, er würde sich nächstens im Fall des Unglücklichen befinden, und Donna Anna des beneideten Triumphes genießen. Victor aber hatte ihre unzarte Äußerung mit tiefem Mißfallen gehört, eine starre Kälte zog sich um sein Herz, und Mignon und die Hoffnung, hier seine Hälfte zu finden, verschwanden plötzlich vor seinen entzauberten Augen.

Er kam von nun an seltner zur Bothschafterinn, er war ruhiger geworden, der Rollenwechsel in Anna's Betragen, ihre Launen stimmten ihn nicht mehr, wie vor Kurzem, in einem Abend zehnmahl von höchster Lust zur Verzweiflung um, und Donna Anna merkte bald, daß hier eine Veränderung vorgegangen war. Weit entfernt, einen Zweifel in ihre Liebenswürdigkeit und die Macht ihrer Reize zu setzen,

glaubte sie fremde Einwirkungen zu spüren. Des Abbé's Abneigung gegen sie war ihr bekannt, sie hatte sie durch muthwillige Einfälle auf sein altfränkisches Äußeres, und durch ihr ganzes Benehmen eben so wohl verdient, als sie sie reichlich vergalt; aber sie wußte, daß er das Haus der Frau von Grünhelm vor allen in der Stadt schätzte und oft besuchte, und sie hatte erfahren, daß Victor seit einiger Zeit ebenfalls viele Abende dort zubrachte. Frau von Grünhelm hatte eine Tochter zu verheirathen und war eine kluge Frau, die ihre Sachen zu betreiben verstand. Es war kein Zweifel, man speculirte dort auf Victors Hand, der Abbé half mit, und Victors sichtbare Kälte gegen Anna war die Folge jener Machinationen.

Das stand hell und unumstößlich vor Anna's Seele, und mit dieser Überzeugung stieg auf einmahl Victors Werth in ihren Augen hoch hinauf. Er hatte ihr beym ersten Anblick ungemein gefallen, er hatte späterhin sie stets lebhaft beschäftigt, aber seine schwärmerische Überzeugung von der geheimen Sympathie, die zwischen ihm und ihr walten müsse, seine Phantasie, die alle Tugenden seines Ideals auf sie übertrug, hatten seine Leidenschaft so schnell

entflammt und Anna's Sieg so erleichtert, daß mit dieser Leichtigkeit der Werth desselben größtentheils verloren gegangen war, sie ihn bis jetzt nur als einen unverlierbaren ewigen Sclaven an ihren Ketten nachschleppte, und nur zuweilen mit Freundlichkeit ermunterte, während sie an Andre, die ihr gleichgültig gegenüberstanden, alle ihre Liebenswürdigkeit verschwendete.

Nun schien sich das Blatt gewendet zu haben. Victor wurde gleichgültiger, die Gefahr, ihn zu verlieren, wurde möglich und endlich wahrscheinlich, er war, wenn gleich keine glänzende Parthie, doch um seiner Persönlichkeit willen, die in blühender Schönheit, Kraft des Gemüthes und reiner tadellosen Sitte sich so vortheilhaft vor allen jungen Leuten auszeichnete, eine sehr ehrenvolle Eroberung, und Anna both nun Alles auf, den Sclaven, der seiner Freyheit entgegenstrebte, durch jede Kunst festzuhalten, und seine Bande unzerreißbar zu machen.

Strickbeutel.

Das Spiel begann. Victor fühlte es, er sah die Künste, die hier angewandt, das Netz, das bereitet wurde, ihn immer enger und enger

zu umschlingen, er sah es, verschmähte es im Heiligthum seiner besseren Seele, und vermochte doch nicht, sich ganz und standhaft des allmächtigen Zaubers zu erwehren, der durch alle Sinnen auf ihn eindrang. Er vermochte es um so weniger, als wirklich nicht Alles Kunst war, und die unbändigste Eitelkeit sich in Anna's Brust auf eine wunderbare Art mit aller Gluth ihres Landes mischte, sie in manchem Augenblicke wirklich heiß liebte, und im nächsten, wenn ihr Stolz wieder hoffen durfte, mit hochmüthigem Leichtsinn das mühsam Errungene kalt von sich stieß.

Nur in Einem Gefühle blieb sie sich treu, in ihrer Eifersucht gegen Luise und ihrem Hasse gegen sie, die sie nun einmahl für ihre absichtsvolle, neidische und doch so ungleiche Nebenbuhlerinn hielt. Es war ihr nicht möglich, dieß Gefühl zu unterdrücken, oder auch nur zu beherrschen; bey jeder Gelegenheit brach es aus dem Innern ihrer Seele hervor und äußerte sich bald in auffallender Kälte, ja beynahe Ungezogenheit gegen Luisen, wenn Sie mit ihr in Gesellschaften zusammentraf, und in bitterem Spott, wenn sie abwesend war. Luise bemerkte es, und eine stille Hoffnung senkte sich in ihre Brust. Sie

hätte sich lebhafter gefreut, wenn sie Zeuginn gewesen wäre, mit wie stolzem Ernst und schöner Wärme Victor bey einer solchen Gelegenheit sie in Schutz gegen Anna's Spöttereyen nahm, wie erkältend dieser Zug in Anna's Herzen auf ihn wirkte und gerade den entgegengesetzten Eindruck machte. Auch Anna fühlte, daß und worin sie gefehlt hatte; sie fühlte es, aber sie besaß weder Würde noch sich selbst genug, um klug einzulenken. Ihre Eifersucht, ihr Haß gegen Luisen waren nur wüthender entflammt, und sie strebte nach Rache, die ihr ein Zufall in die Hände zu spielen schien.

Unlängst war Victors Geburtstag gewesen. Frau von Grünhelm, von den Abbé unterrichtet, hatte ihn im kleinen Kreise besserer und langegeschätzter Freunde bey sich still und fröhlich gefeyert. Victor war so vergnügt an diesem Tage. Das Andenken an seine guten Ältern, denen diese Epoche sonst auch ein theures Fest gewesen war, ihre Briefe voll herzlicher Liebe, die ihm der Abbé beym Erwachen mit seinem eigenen väterlich gemeinten Glückwunsch übergab, der kleine herzliche Kreis bey Grünhelm, und endlich ein schöner Beutel, den ihm Luise heimlich gehäckelt, und der wirklich ein Meisterstück

weiblicher Kunst in Rücksicht auf die Reinheit der Arbeit und die meisterliche Farbengebung genannt werden konnte, hatte ihn in ein Meer stiller heiterer Seligkeit versenkt. Vor allen aber freute ihn Luisen's Geschenk, das wie ein kleiner Strickbeutel gestaltet, aber für Victor zum Tabaksbeutel bestimmt war. Er trug es stets bey sich, und schrieb ihm wie einem Talisman die geheime Kraft zu, ihn bey Donna Anna vor mancher Thorheit zu bewahren, wenn er an die bescheidene und doch so hohe weibliche Seele dachte, von der er ihn erhalten hatte.

So hatte er ihn denn auch bey sich, als bald darauf eines Abends bey der Bothschafterinn auf Anna's Verlangen im großen lärmenden Cirkel um Pfänder gespielt wurde. Victor war zerstreut, er hätte den Abend lieber bey Luisen zugebracht, die er gestern nicht ganz wohl verlassen hatte; aber die Einladungskarte des Bothschafters, die er bey seiner Zuhausekunft vorfand, und der Nahmenstag der Bothschafterinn, auf den ihn der Abbé aufmerksam machte, zwangen ihn, die Einladung anzunehmen. Er ging hin, er spielte, aber er vergaß alle Augenblick die Spielregeln, und mußte ein Pfand nach dem andern geben. Donna Anna freute sich

jedesmahl ganz unbändig, wenn er wieder gestraft wurde; denn seine Zerstreuung, die nicht, wie sie wohl sah, von ihren Reizen herrührte, war ein Verbrechen in ihren Augen. Endlich hatte er bereits nichts mehr zu geben, als den Strickbeutel, dessen er durchaus nicht erwähnte, weil er ihn bey einer solchen Gelegenheit nicht entweihen wollte.

Er entschuldigte sich daher, daß er kein Pfand mehr zu geben habe. Aber Donna Anna wollte es nicht glauben, und einer seiner Nebenbuhler, der froh war, ihm einen schlimmen Streich zu spielen, bemerkte ein Schnürchen, das aus Victors Tasche heraushing. Er zog an, der niedliche Beutel erschien, und wurde mit großem Gelächter an Donna Anna ausgeliefert. Victor sprang auf, Verlegenheit und Zorn färbten seine Wangen, er stellte den unbefugten Forscher zu Rede. Dieser Zorn, die Verbergung des Beutels, Alles erregte Anna's höchste Eifersucht. Nun war ihr der Beutel erst wichtig geworden, sie besah ihn, es war Damenarbeit, sie erkannte die Zeichnung, die sie einmahl in Luisens Hand gesehen hatte. Victors Verbrechen war entschieden, und als er sich an sie wandte, um von ihr die Zurückgabe des Ge-

raubten zu erbitten, hielt sie den Beutel triumphirend in die Höhe, und sagte, indem sie einen wüthenden Blick auf ihn schoß: Den Beutel sollen Sie nie — nie wieder in ihre Hände bekommen! Das versichere ich Sie, Baron Wiltek!

Victor sah sie an, er sah die Gluth des Zornes in ihren Zügen, er erkannte die Gefahr seines Verlustes, und sehr artig, aber sehr bestimmt erklärte er, daß er den Beutel wieder haben müßte, und daß er wohl erkenne, daß Donna Anna jetzt nur scherze.

Nein, rief sie, noch mehr gereizt durch Victors bestimmten Ton: Sie sollen, Sie werden ihn nicht bekommen, eh möchte ich ihn ins Feuer werfen! Sie machte eine rasche Bewegung gegen den brennenden Kamin. Um Gotteswillen! rief Victor und fiel ihr in den Arm.

Der Beutel muß Ihnen ja ganz unaussprechlich theuer seyn! Nun das freut mich! das freut mich! rief sie mit hämischen Triumph, und eilte mit ihrer Beute aus dem Zimmer. Victor stand einen Augenblick versteinert, dann ging er rasch auf den jungen Menschen zu, der ihm den unverschämten Streich gespielt hatte, flüsterte ihm ins Ohr: Wir sprechen uns morgen in der Aue! ergriff seinen Hut und verließ den Saal. Alles

stand bestürzt, die Freude war gestört, Donna Anna erschien nicht wieder, und die Gesellschaft ging bald darauf in allerley Gedanken über den sonderbaren Auftritt auseinander.

Am andern Morgen hatte Donna Anna nichts Angelegneres zu thun, als die Rache auszuführen, über die sie die halbe Nacht nachgesonnen hatte. Sie packte allerley Bonbons, die sie eben aus Lissabon erhalten hatte, hinein, legte ihn in eine Schachtel, und schrieb ein artiges Billet an Luisen, worin sie ihr sagte: Sie habe vor einigen Tagen diesen Strickbeutel zum Geschenk, und diese seltenen Bonbons aus ihrem Vaterlande erhalten, von denen sie ihren Freunden gern mittheilen möchte; da sie aber als eine Amerikanerinn die Strickerey nicht verstehe, so wüßte sie diese Bonbons in nichts schicklichers einzuhüllen, als in diesen Beutel, der hiermit in die Hände einer Kunstverständigen und selbst Künstlerinn gelangen werde.

Luise war befremdet über diesen Zettel, da sie Donna Anna's Gesinnung gegen sie wohl kannte; aber sie erstarrte, als sie die Schachtel öffnete und ihr Geschenk für Victor darin fand. Wie kam der Beutel in Anna's Hand? Daß ihn Victor ihr geschenkt habe, konnte sie nicht

glauben. Dazu war er zu zartfühlend, dazu war seine Freude, wie er ihn erhielt, zu lebhaft gewesen, und heucheln konnte Victor nicht. Aber eine große Nachläßigkeit mußte er sich zu Schulden haben kommen lassen, die den Beutel in Anna's Hände gebracht. Das Übrige traute sie der erfinderischen Eifersucht der Portugiesinn zu.

Sie erwartete Victor diesen Tag gewiß zu sehn. Er war gestern nicht da gewesen, obwohl er wußte, daß sie nicht ganz wohl war. Desto sicherer zählte sie auf seinen Besuch, den er sonst nie zwey Tage aussetzte, und hoffte von seinem Freymuth offene Erklärung. Aber der Mittag, der Abend kam, und Victor, und auch der Abbé ließen sich nicht sehn. Sie wurde unruhig. Hundert schwarze Zweifel, die ihr ruhiger Sinn vorher als unwahrscheinlich verworfen, drängten sich ihr nach und nach auf. Was war nicht von der Coquetterie dieses Mädchens aus Rio-Janeiro, die sich schon manchen seltsamen Schritt erlaubt, von der Eitelkeit und Schwäche eines Männerherzens zu erwarten? Vergeblich redete Frau von Grünhelm ihr zu, kein übereiltes Urtheil zu schöpfen, und sich nicht vor der Zeit mit düstern Ideen zu quälen.

Luise liebte, Luise argwohnte schon lange, Luise hatte eine viel schönere und viel kühnere Nebenbuhlerinn, und Victor war ein Mann. Wer unter ihren Schwestern wird ihre Sorge, die in Angst und Kummer überging, tadeln können?

Purpur.

Luise fühlte sich krank, als der Morgen kam, und nicht im Stande, ihr Zimmer zu verlassen. Die Mutter war ernstlich besorgt. In der Mittagsstunde erschien Victor. Er vernahm mit sichtbarem Schrecken Luisens Unpäßlichkeit, er schien zerstreut, niedergeschlagen, ja Frau von Grünhelm wollte bemerken, er sey blässer als sonst. Luisen bekam er nicht zu sehn, und auch keine Einladung für diesen Abend, an dem Frau von Grünhelm, wie er vermuthen konnte, sicher zu Hause blieb. War der Raub bereits bekannt? Zürnte man ihm? War Alles nur Zufall? Diese Gedanken folterten ihn unabläßig, und unfähig, diesen unruhigen Zustand, diese Beschämung von den liebsten Freunden zu ertragen, wünschte er heftig, sich mit Luisen erklären, und ihr Alles aufrichtig sagen zu können. Doch sie war in ihrem Zimmer, und er mußte seine Unruhe und Angst noch länger erdulden.

Kaum hatte er sich entfernt, als eine Verwandte der Frau von Grünhelm eintrat, eine Frau, wie es Viele gibt, die man überall sieht, die alle Gesellschaften, alle Orte besuchen, wo die Menge sich sammelt, jeden Abend in ein Paar Theater, und einige Gesellschaften gehn, um Alles zu hören und zu sehn, was geschieht, und dann mit ihren Zusätzen von Haus zu Haus zu tragen.

War das nicht der junge Wiltek? war ihr erstes Wort, wie sie eintrat. Er ging eben, antwortete Frau von Grünhelm. Wissen Sie schon die Geschichte, die er vorgestern im Hause des Spanischen Bothschafters mit dem jungen ** hatte? Und nun erzählte sie mit mancher komischen Bemerkung über die Ungezogenheit des Amerikanischen Wildfangs und manchem Zusatz von ihrer Erfindung die Geschichte mit dem Beutel, und daß Wiltek den jungen ** gefordert, dieser aber eben so feig als unverschämt sich nicht gestellt, sondern alles dem Abbé entdeckt habe, der sich keinen andern Rath mit seinem wüthenden Zögling gewußt hatte, als ihn den ganzen gestrigen Tag zu bewachen, und nicht eine Minute von der Seite zu gehn.

Frau von Grünhelm war innerlich erfreut

über diese Erzählung, aber am meisten darüber, daß der Nahme ihrer Tochter nicht genannt worden war, und Wiltek sich eben so schuldlos, als muthig und zartfühlend bewiesen habe. Sie schrieb auf der Stelle ein Billet an den Abbé, um ihn sammt Victor für den Abend zu bitten, dann eilte sie zu ihrer Tochter und erhob das gedrückte Herz durch den treuen Bericht des Vorfalls, indem sie mit mütterlicher Wärme und Freude dem edlen Jüngling sein volles Recht widerfahren ließ. Wer war glücklicher als Luise! Bis Nachmittag fühlte sie sich schon stärker, und als Victor eintrat, fand er zu seiner unbeschreiblichen Freude sie ganz hergestellt im Zimmer ihrer Mutter, verschönert durch inneres Vergnügen, und dankbare Liebe, die ein zartes Roth auf diese sonst blassen Wangen gehaucht, und diesem stillen Blick ein ungewohntes Feuer gegeben hatten. Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, suchte er Luisen allein zu sprechen, und sie, die seine Absicht errieth, erleichterte seinen Wunsch. Freymüthig erzählte er ihr Alles bis auf die Duellgeschichte, und bath sie mit flehenden Blicken, mit wahrer Angst des Herzens ihm nicht zu zürnen, und ihm den Verlust eines für ihn so kostbaren Gutes nicht beyzumessen.

Gewiß nicht, antwortete sie lächelnd: Ich wußte schon diesen Morgen Alles, und Sie sind ganz entschuldigt. Das Beste aber ist, daß wir den Flüchtling wieder haben. Der Strickbeutel ist in meinem Schranke.

In Ihrem Schranke? widerhohlte Victor halb bestürzt, halb freudig.

Kommen Sie einen Augenblick, Herr von Wilteck! Erlauben Sie, liebe Mutter, sagte sie, indem sie sich zu dieser wandte: Wir sind sogleich wieder da. Victor folgte ihr auf ihr Zimmer, er hatte es noch nie betreten.

Mit freudigem Gefühl sah er sich darin um. Ein stiller, schöner Geist sprach ihn aus der heitern Ordnung, der einfachen Einrichtung, den wenigen aber gewählten Kunstwerken an, die an den Wänden hingen. Ein Bethschemmel an der Seite des jungfräulichen Lagers, die heiligen Gegenstände der Bilder im Zimmer, und eine Staffeley, auf der er die meisterliche Copie eines bekannten Madonnen-Bildes erblickte, füllten sein Herz eben so mit Achtung gegen Luisen, als mit ängstlicher Ahndung vor jenem düstern Wunsch, den ihm der Abbé einst mitgetheilt hatte. Luise zeigte ihm den Beutel, die Bonbons und Annens Brief. Victor erhielt sein

theuers Geschenk wieder, und der Friede war gemacht. Nun näherte er sich der Staffeley und wollte das Gemählde betrachten. Da leuchtete ihm die schöne Purpurfarbe des bekannten Shawls entgegen, den Luise beym Mahlen umgehabt und auf den Stuhl liegen gelassen hatte.

Ach der Shawl! rief er aus, und nahm ihn hastig vom Stuhl weg. Wie viel schöne Erinnerungen knüpfen sich nicht an dieses Tuch! Fräulein Luise! fuhr er mit einer Wärme fort, die er nie sonst gegen sie geäußert: Diese Purpurfarbe war die Morgenröthe eines bessern Daseyns für mich. Seit ich diesen Shawl um den Arm gehabt, habe ich Sie und Ihre treffliche Mutter näher kennen gelernt, ich habe Freuden und reine Genüsse in ihrem Hause kennen gelernt, von denen ich vorher keinen Begriff gehabt, ich bin ein besserer Mensch geworden. Er hob den Shawl mit schwärmerischer Entzückung auf und drückte einen Kuß darauf. Luise sah ihn an, ein süßes Gefühl übermannte ihr Herz, sie zitterte, sie wollte sich an der Staffeley halten, er sah es, streckte erschrocken die Hand aus, um sie zu stützen, und sie sank in seinen Arm.

Ach Luise! Könntest Du mich lieben? rief er: Könntest Du die stille Flamme nicht ver-

schmähen, die ich lange mir selbst unbewußt in der Brust trug, und die erst dieser letzte Vorfall mit deinem Geschenke mich klar hat erkennen lassen?

Luise drückte, ohne zu sprechen, seine Hand an ihr Herz.

Ja, du bist mir gut, rief er freudig aus: Und Luise, nicht wahr, du gehst nicht ins Kloster? Du bleibst in der Welt, die du zierst, bey deiner Mutter, bey mir, der seine Tugend, seine besseren Gefühle dir, himmlisches Mädchen, dankt.

Victor! antwortete sie mit stiller Würde: Ich habe Sie geliebt, seit ich Sie das erstemahl sah, und ich glaubte Sie das Eigenthum einer Andern.

Er erröthete. Vergiß eine Verirrung, Luise, deren Grund in einer jugendlichen Schwärmerey und Täuschung lag! Er erzählte ihr hierauf die Geschichte mit der Sternschnuppe und seinen Wahn in Rücksicht Mignons. Innig beglückt, kehrten sie zu Frau von Grünhelm und dem Abbé zurück, die in den Blicken der beyden jungen Leute ihre stille Seligkeit lasen, und vermutheten, daß eine Erklärung vorgegangen sey, die den geheimen Wünschen beyder Familien eben

so sehr als dem wahren Glück ihrer jungen Freunde entsprach.

Trotzkopf.

Ein kleiner Sturm stand Victor noch bevor. Am Morgen nach diesem schönen Abend, der für seine Zukunft so beglückend entschieden hatte, erhielt er ein Billet von Donna Anna, sehr unleserlich und sehr unrichtig französisch geschrieben, worin sie ihn dringend bath, zu ihr zu kommen, weil sie krank sey, und ihn nothwendig sprechen müsse. Er stand eine Weile an, ob er dem Rufe folgen sollte, der ihm so unzart schien — nicht als ob sein Herz noch einen Zweifel aufgeworfen hätte — er überlegte nur, ob es die Artigkeit erlaube, einer Dame eine solche Bitte abzuschlagen. Sein besseres Gefühl sagte: Nein! Seines Herzens glaubte er sicher zu seyn und so ging er hin.

Man führte ihn in Donna Anna's Zimmer. Sie lag auf dem Ruhebette, und er erschrack wirklich, als er sie ansah. Sie war blaß, schien sehr erschöpft, und ihre dunkeln Augen schimmerten durch einen feuchten Schleyer.

Sie sind wirklich krank, Fräulein? rief er,

und Anna freute sich der sichtlichen Bestürzung, die sich in seinen Mienen mahlte.

Seit drey Tagen, lispelte sie mit erlöschter Stimme: Sie können denken, daß der Auftritt und das Aufsehen, das er erregt hat, mich sehr angegriffen haben.

Welches Aufsehen? fragte Victor staunend.

Nun wenn Sie das nicht wissen, daß gestern und vorgestern der Eifer, mit dem Sie Ihren Beutel vertheidigten, und des jungen ** unverschämtes Betragen das Gespräch der Stadt ist —

Das thut mir wahrlich leid! entgegnete Victor ernst.

Mir auch, sagte Donna Anna seufzend: Das weiß Gott, der auch weiß, was ich seitdem gelitten habe! Ich habe es Ihnen sagen wollen, ich habe gestern zweymahl zu Ihnen gesandt. Sie waren nie zu treffen.

Victor schwieg verlegen. Er war beydemahl bey Luisen gewesen. Aber ich begreife nicht, hub er an, wie das einen unangenehmen Einfluß auf Sie —

Sie begreifen nicht? Nun wahrlich! Das ist doch leicht zu begreifen! Ich war schon compromittirt als Fräulein vom Hause durch Ihre erste

Weigerung, ein Pfand zu geben, da Sie doch noch eins besaßen, ich ward es noch einmahl und beschämender durch den heftigen Eifer, in den Sie über den Raub dieser Armseligkeit kamen, und den Beutel gar nicht in meinen Händen lassen wollten, ich ward es endlich zum dritten und empfindlichsten Mahle durch ihre Ausforderung an **, wovon man mich als Ursache nennt, und meinen Nahmen in der Stadt herumträgt.

Victor war wirklich betroffen, er suchte sich zu entschuldigen, und bath Annen das Stadtgeschwätz zu verachten, das sich ohnedieß bald verlieren würde.

Das kann ich nicht, und werde es nicht! Es gibt nur Ein Mittel, die Sache wieder gut zu machen, und die Welt über den Gesichtspunct zu belehren, aus dem sie den Vorfall betrachten muß. Sie erscheinen heut Abends in der Loge der Tante. Dann wird man sehen, daß kein Mißverständniß zwischen uns waltet, und die Geschichte keinen Einfluß auf ihr Betragen gegen uns hatte.

Verzeihen Sie, mein Fräulein! Heut Abends ist es mir nicht möglich. Luise hatte ihn beym Abschied freundlich gebethen, den folgenden gan-

zen Tag, ihrer Mutter Geburtstag, bey ihnen zuzubringen.

Nicht möglich? Und warum nicht? Ihr Auge sprühte Funken.

Ich bin versagt, wo ich mich nicht losmachen kann, ohne unartig zu seyn.

Sie sind es in diesem Augenblicke gegen mich.

Victor wollte sich entschuldigen. Sie hörte ihn nicht an. Ihre Eifersucht riß sie hin. Sie wußte recht gut, daß er gestern bey Luisen gewesen, sie ahnete, was vorgefallen war, und wollte nun das Äußerste versuchen.

Victor sah sie mit einem Gemische von Unwillen, Mitleid und Verwunderung an.

Sie werden also nicht kommen?

Ich kann nicht.

Trotzkopf!

Schelten Sie mich, mein Fräulein, lassen Sie Ihren Zorn über mich ergehn, ich muß ihn tragen, so unschuldig ich auch daran bin; aber Ihrer gütigen Einladung kann ich nicht folgen.

Diese gelassene Erklärung brachte Donna Anna aufs Äußerste. Sie brach in Thränen aus, und Victor stand verlegen mit gespanntem Gefühl, weil er dieses Betragen sich nicht zu deuten, und nicht zu unterscheiden wußte, wie vie-

len Antheil Eitelkeit, oder ein Rest von Neigung daran habe. Er suchte sie zu begütigen, er bath sie, ihm nicht zu zürnen. Ihr Stolz erwachte, als sie ihn bitten sah, sie setzte mit neuer Heftigkeit ihre Vergebung zum Preis seiner Folgsamkeit, er müsse in die Loge kommen.

Victor zuckte die Achseln und schwieg: Und wenn Sie mich noch einmahl Trotzkopf nennen, ich kann nicht.

Nun so sey denn der Tag verwünscht, an dem ich Sie zum ersten Mahl sah, an dem ihre Blicke, die unverhohlne Gluth, die aus Ihrem ganzen Wesen sprach, mein argloses Herz berückten, und mich glauben machten, Sie könnten Liebe für mich empfinden! Es war Täuschung, Betrug. —

Entrüstet wollte Victor ihr in die Rede fallen. Sie hörte ihn nicht an, unaufhaltsam ergoß sie sich in Bitterkeiten, über ihn, über sein Geschlecht, über seine Nation, die gar keines wahren Gefühles fähig sey, und indem sie noch so schmähte, trat die Bothschafterinn ein. Anna! Anna! rief sie schon von weitem: Welche Heftigkeit! Welche Unbesonnenheit! Hast Du denn vergessen, daß der Arzt Dir Ruhe empfohlen hat?

Anna schwieg störrisch. Wie die Jugend

leichtsinnig ist! fuhr die Bothschafterinn, zu Victor gewendet, fort: Sie hat vorgestern Abends nach ihrem Brauche rasend beym Minister getanzt, und sich dann über dem Nachhausefahren erkältet —

Ha! rief dieser, und eine schwere Last sank von seiner Brust: Das ist also die Ursache Ihrer Krankheit?

Anna wandte ihm den Rücken, ohne zu antworten. Beschämung, Zorn und Eifersucht regten ihr Innerstes auf.

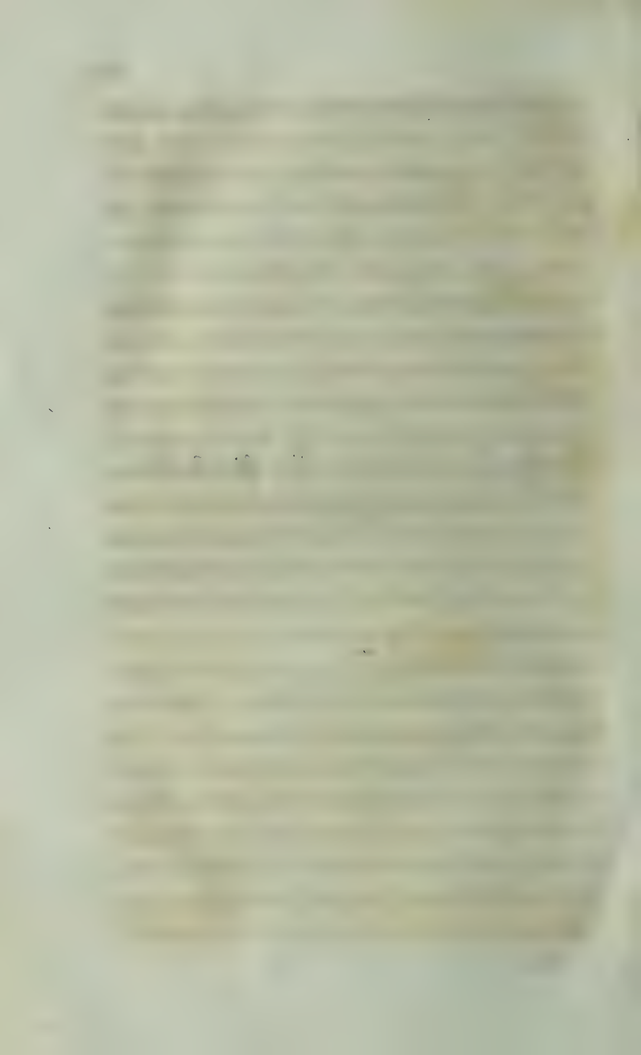
Victor wechselte noch einige gleichgültige Worte mit der Tante, und empfahl sich dann. Anna würdigte ihn keines Blickes, keines Wortes. Die Tante sah wundernd ihn und ihre Nichte an. Victor aber, froh Annens Denkart ganz kennen gelernt zu haben, und nicht ohne beschämendes Gefühl wegen des zerstobenen Platonischen Traumes, nahm sich fest vor, dieß Haus nie wieder zu betreten.

Er hielt Wort, und es ward ihm leicht, es zu halten; denn Luise zog ihn mit sanften Banden immer fester an sich. Er schrieb an seine Ältern, und entdeckte ihnen seine Wünsche. Sie waren es zufrieden, denn Luise besaß außer dem Vorzug, die Nichte einer geschätzten Anverwand-

ten zu seyn, und ihrem persönlichen Verdienst noch das beträchtliche Erbtheil ihres Vaters. Schüchtern both ihr Victor seine Hand und den Aufenthalt auf dem einzigen Gütchen an, das er einst besitzen sollte. Sie nahm es mit Freuden an. Die Stille des Landlebens hatte von jeher Reiz für sie gehabt, und Victors Ältern ihr bey dem ersten Besuche Liebe und Vertrauen eingeflößt. Frau von Grünhelm willigte gern ein, ihr mütterliches Herz hatte nie eine glänzende Parthie, aber häuslichen Frieden und Glück der Liebe für ihre Tochter gewünscht. Die Hochzeit wurde still aber selig gefeyert, und der Abbé genoß die Freude, den geliebten Zögling am Altar mit dem besten Mädchen zu vermählen, das er längst in Geheim für ihn erwählt hatte.

II.

Abderachmen.



Ali Machmud war König eines der mächtigsten Maurischen Stämme, die zur Zeit der Arabischen Herrschaft in Spanien blühten. In dem schönen Valencia am Ufer des Meers zwischen Palmen- und Olivengärten lag seine bethürmte Burg, nicht viel kleiner und an Schönheit geringer als der berühmte Pallast von Alhambra. Das weite Land umher, vom mildesten Himmel in üppiger Segensfülle aufgeschlossen, gehorchte seinen Befehlen, seine Heerden tranken aus hundert Bächen, zehntausend bewaffnete Männer zogen auf sein Geheiß in den Kampf, seine Schiffe besuchten die entlegensten Küsten und brachten die Schätze aller Himmelsstriche in seinen Pallast, in welchem eine Schaar der schönsten Sclavinnen zu seinem Dienste bestimmt wohnte. Aber vor allen Schönen die Schönste war Zemrude seine einzige Gemahlinn, in deren Arm er von seinen Siegen zurückkehrte, die er mit der Beute gedemüthigter Feinde schmück-

te, die von allen seinen Eroberungen ihm die höchste, die köstlichste dünkte.

Dennoch bey allem diesen Glanz, bey allen Gunstbezeugungen, die das Glück so verschwenderisch auf sein Haus zu thauen schien, wohnte doch im Innern dieses Hauses und im Herzen des Fürsten keine Zufriedenheit, und selbst in Zemrudens Armen hörte der Wurm nicht auf zu nagen, der seit Jahren an Ali Machmuds Lebensruhe zehrte.

In den Tagen rascher Jugend hatte ein feindseliges Geschick seine und seines Bruders Liebe auf Einen Gegenstand, die schöne Zemrude, gelenkt. Azem war der ältere, ihm waren die Herrschaft, die Reichthümer seines Vaters bestimmt, ihm reichte Zemrudens Vater, ohne auf ihre geheimen Wünsche zu achten, die Hand der Tochter, und Ali Machmud sah das Kleinod seines Lebens in die Hand eines Bruders übergehn, der schon längst als künftiger Herrscher und Gebiether des jüngern Bruders heimlichen Neid auf sich gezogen hatte. Die zwey mächtigsten, die zwey edelsten Leidenschaften, Liebe und Ehrgeiz, zerrissen seine Brust, und in beyden war er von dem Bruder aufs Tödtlichste gekränkt. Von nun an glühte ein dunkler Haß

gegen Azem in seinem Herzen, er entfernte sich vom Hofe seines Vaters, ehe noch die Hochzeitfeyerlichkeiten begannen, trieb sich in Abentheuern und ritterlichen Thaten im Abend- und Morgenlande umher, glänzte auf den Rennbahnen, wo die Paladine Frankreichs Ruhm ärnteten, erfüllte die Welt mit dem Ruhme seines Nahmens, und kehrte endlich, nachdem sein Vater längst todt und Azem im Besitze der angestammten Herrschaft war, mit Entwürfen des Stolzes und der Rache nach Spanien zurück.

Wenn der Mensch einmahl vom Pfade des Rechten abgewichen ist, schwört die Hölle freudig zu ihm, und erleichtert und ebnet ihm den Weg zum Abgrund. So fand Ali Machmud die Sachen, als er den heimischen Boden betrat, seinen dunkeln Wünschen nur allzugünstig. Seines Bruders weicher Sinn hatte die Vasallen übermüthig, die Nachbarn lüstern nach leichtem Raube gemacht; Unordnung, Ungehorsam von Innen, Verheerungen feindlicher Einfälle von Außen hatten das schöne Valencia in einen traurigen Zustand versetzt, und hoffend oder fürchtend sahen Aller Augen auf den kühnen, berühmten Ritter, dessen Ankunft den Ausschlag

geben, und die Seite, auf die er sich neigte, zur siegreichen machen mußte.

Noch einmahl klopfte sein guter Engel in der Gestalt des ehrwürdigen Mursa, ihres gemeinschaftlichen Erziehers, an sein Herz, den ihm Azem im Vertrauen auf des Bruders Liebe entgegengesandt hatte, um seinen Schutz zu erflehen, und ihm dafür die Hälfte des Reiches zu biethen. Das Ganze und die schöne Zemrude! flüsterte der Satan. Er wies den bestürzten Lehrer stolz ab, und nahm in der nächsten Stunde den Antrag zweyer benachbarter Stammeshäupter an, die ihm ihre Streitkräfte antrugen, wenn er die Beute, seines Bruders Reich, mit ihnen theilen wollte. An der Spitze ihrer Schaaren drang er in das Land seines Bruders, in sein Vaterland, und der erschrockene Azem verzieh sich jeder Hoffnung, als das Gerücht ihm meldete, wer die feindlichen Schaaren anführe. Doch quoll auch in Azems Adern, wenn gleich minder feurig, das Blut, das Ali Machmud belebte. Im Augenblick der höchsten Noth erwachte der Heldengeist der Verzweiflung in ihm. Mit den wenigen Getreuen, die ihm übrig geblieben waren, setzte er sich zur Gegenwehr, und da ihm schon fast nichts als seine Hauptstadt übrig

geblieben war, beschloß er sich in dieser bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und wenigstens rühmlich zu fallen. Ali Machmud rückte an, er umlagerte die Stadt, in der er das Licht erblickt hatte, in deren Umkreis die Gebeine seiner Voraltern ruhten. Azems kleine Schaar, von dem verzweifelnden Helden angeführt, that Wunder der Tapferkeit. Ali Machmud zürnte über diesen kühnen Widerstand, er entflammte seine Rachbegier, es war nicht sein Bruder mehr, der ihm gegenüberstand, es war der Räuber seines Thrones und seiner Liebe. So drang er unwiderstehlich auf ihn ein, und, was List und Entschlossenheit der Belagerten ersinnen konnten, vereitelten der Belagerer wilde Kraft und weit überlegene Macht. Allmählich schmolz die kleine Besatzung durch Stürme, Hunger und Seuchen, Azem sah die Stunde herannahen, wo sein Bruder die Mauern ersteigen, und ihn sammt den Seinigen vielleicht in entehrende Gefangenschaft schleppen würde. Das wollte er nicht erleben. Ehe der Morgen kam, an dem der letzte Sturm Statt haben sollte, fiel er mit seiner kleinen Schaar aus. Ein wüthender Kampf begann, Azems Begleiter fochten mit dem Entschluß zu sterben, aber auch dem Feind

so viel Schaden zu thun als möglich, und so fielen sie Alle nach der Reihe über Haufen erschlagener Feinde, Azem mitten unter ihnen, die Standarte des Reichs in der festgeschlossenen Rechte haltend, die selbst der Tod nicht lösen konnte.

Ali Machmud durchritt nach dem Kampf das stumme Schlachtfeld. Da lagen die Tapfern hingestreckt, zehn der Seinigen auf Einen Feind, und mitten drinnen, wie die Getreuen ihn umringt hatten, sein Bruder, vorwärts aufs Gesicht gestürzt, die Fahne in der Hand, die Ali Machmud schnell und nicht ohne Grausen erkannte. Er hieß die Leiche aufheben, die starren Züge des Bruders, die gebrochenen Augen, die Wunden, aus denen all sein Blut geflossen war, gossen unwillkührlich Schauer über sein Herz, er winkte mit der Hand den Anblick zu entfernen, nur die Standarte sollte man ihm bringen. Die Hand des Todten hatte sie so fest umklammert, daß man die Finger abhauen mußte, um die Fahne zu bekommen. Man erzählte dem Fürsten, wie man sie erhalten. Ali Machmud verhüllte sein Gesicht. Es war doch sein Bruder gewesen! Mit diesem Gedanken schwang die Vergeltung zum ersten Mahl die Schlangengeißel gegen sein Herz.

Die Feyer des siegreichen Einzugs, der jubelnde Schall der Kriegsmusik, die Erwartung, Zemruden in wenig Augenblicken wieder zu sehn, übertäubten bald in Ali Machmuds Brust die Stimme des Gewissens. Er bestieg sein Roß, und an der Spitze des siegtrunknen Heeres zog er in die eroberte Stadt, durch blutbefleckte Straßen, neben den Leichen der Gebliebenen oder Verhungerten vorbey, in den königlichen Pallast und die Arme der Geliebten. Ein kurzer Zwischenraum wurde dem Wohlstand und der Trauer der königlichen Witwe um den gefallenen Gemahl gegönnt; dann ging sie, der frühern Wünsche gedenkend, freudig in die Arme des Siegers über.

Dieser hatte indessen alle andern Frauen und Kinder des ermordeten Königs vor sich erscheinen lassen, und über ihr Schicksal entschieden. Die Frauen wurden theils verschenkt, theils eingekerkert, und die Kinder jedes Geschlechtes nach der Sitte des Morgenlandes, zur größern Sicherheit des neuen Thronbesteigers, ermordet. Nur eine Einzige der Frauen, die seit einigen Monathen ein Pfand der Liebe des verstorbenen Königs unter ihrem Herzen fühlte, fand Mittel zu entfliehen, eh sie gezwungen wär, vor Ali

Machmud zu erscheinen, und alle Nachforschungen, die er, besonders da er ihren Zustand erfuhr, anstellte, um die Entflohene zu finden, blieben fruchtlos.

Das Reich, welches Ali Machmud an sich gerissen hatte, verwaltete er als ein starkmüthiger und kluger Fürst. Zuerst wußte er durch kleine Opfer, und durch die Furcht vor seiner Überlegenheit die zwey Nachbarn, deren Heere ihm das Reich hatten erkämpfen helfen, von jeder weitern Forderung abzuhalten; dann brachte er die unbändigen Vasallen zum Gehorsam, warf die äußern Feinde zurück, erweiterte die Gränzen seines Gebiethes, schützte Handel, Ackerbau und Künste, und brachte dadurch bald sein Reich in den blühenden Stand, der im Eingange geschildert worden.

Aber mitten unter diesen Herrlichkeiten schwebte ein schreckendes Bild unabläßig vor seiner Seele, und die Gestalt des erschlagenen Bruders, wie er ihn auf dem Schlachtfeld gesehn, erschien ihm im Thronsaal mitten unter seinen Großen, mischte sich in die Haufen des zujauchzenden Volkes, und schreckte ihn oft selbst aus Zemrudens Armen empor. Keine Ruhe wohnte in seinem Herzen, kein Glück in seinem Pallast.

Ein Jahr ungefähr nach seiner Vermählung gebar ihm Zemrude einen schönen, fröhlichen Knaben. Die Wärterinnen brachten das Kind der erfreuten Mutter. Sie wollte es an ihren Busen drücken, und fuhr schaudernd zurück; denn der Knabe trug unverkennbar die Züge seines Oheims. Ängstlich hieß sie die Wärterinnen, das Kind, so lang es möglich wäre, dem Auge des Vaters zu entziehen, und als man endlich seiner bestimmten Forderung nachgeben, und seinen Sohn ihm zeigen mußte, wandte sich das Vaterherz in geheimen Entsetzen von dem unschuldigen Wesen ab, das ihn, unbewußt, in den zarten Zügen an sein Verbrechen strafend mahnte.

Indessen sollte die Welt dieß nicht wissen, und selbst gegen seine Gemahlinn erwähnte der Fürst dieser unseligen Ähnlichkeit nicht, und hoffte in nachfolgenden Kindern Ersatz für die verbitterte Freude an dem Erstgebornen zu finden. Aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt, und Abderachmen die einzige Frucht nicht nur seiner Verbindung mit Zemruden, sondern auch der einzige Zweig des königlichen Stammes; denn so viel untergeordnete Frauen, und so viel schöne Sclavinnen auch sein Harem zählte, und so oft ihn die Geburt eines Kindes erfreute, so

erreichte doch keines von ihnen das erste Jahr des Lebens, und alle welkten hin, zarten Pflanzen gleich, von innerer Versehrung angegriffen. Dieses Unglück verdüsterte Ali Machmud's Gemüth, und die Sonnenstrahlen von Milde und Güte, die sonst zuweilen aus seinem leidenschaftlichen Herzen hervorgebrochen waren, verloren sich ganz. Er ward aus einem gerechten ein strenger Herr, aus einem gefürchteten Nachbar ein gefährlicher Feind, die alte Kriegs- und Abentheuer-Lust erwachte in ihm, das Bewußtseyn der Macht reizte zu Vergrößerungen. So wurde ein ungerechter Krieg um den andern angefangen, und Ali Machmud suchte in den Zerstreuungen des Lagers, im Getummel der Schlacht die Stimme des Gewissens zu betäuben, und die Geißeln des strafenden Geschickes zu vergessen.

Der Sieg folgte seinen Fahnen. Mehrere benachbarte Fürsten waren theils unterjocht, theils zinsbar gemacht. Ali Machmud sah mit düsterm Stolz in die schimmernde Zukunft, wo er seinem Thronerben das Reich noch einmahl so groß, und noch einmahl so furchtbar hinterlassen würde, als er es von seinem Vater und Bruder überkommen hatte. Aber indeß Ruhmsucht und

Ehrgeiz ihn in schwindelnde Träume wiegten, kam ihm von seinem Pallaste die Bothschaft, daß sein einziger Sohn, von einer wüthenden Krankheit befallen, am Rande des Grabes sey, und bald darauf, daß zwar das Übel durch die Kunst der Ärzte gebrochen, das Leben aber nur mit Verlust des Augenlichts erkauft worden sey, indem sich die ganze Macht der Krankheit auf diesen zarten Sinn geworfen, und ihn zerstört habe. Ali Machmud knirschte. Das gerettete Leben des einzigen Sohnes, den er nie geliebt, und nur als den Erben seines Ruhmes, seiner Größe werth gehalten hatte, galt ihm kaum etwas mehr, wenn ein unglücklicher Zustand ihn unfähig machte, die glänzenden Eroberungen zu behaupten, die sein Vater mit so viel Blut und Gräueln erkauft hatte. Sein Schmerz brach in Wuth aus, er stürzte sich auf den schon fast erlegenen Feind, nichts widerstand seinem Anfall, bald krönte ein vollständiger Sieg seine Anstrengungen. Alles rings umher unterwarf sich, und mit der Beute mehrerer Städte bereichert, zwey gefangene Fürsten in Ketten mitschleppend, zog er sieggekrönt, und von dem trunkenen Volke jauchzend empfangen, in seine Hauptstadt und seinen Pallast ein.

Hier standen die Großen seines Reiches ehrfürchtig versammelt, hier bewillkommte ihn ihr schmeichelnder Zuruf, hier kam ihm Zemrude in aller ihrer Schönheit, noch anziehender durch den stillen Gram, der in ihren Zügen lag, entgegen; aber sein einziger Sohn, der schöne, hoffnungsvolle Knabe, wurde dem Vater entgegen geleitet, und konnte den allgemeinen Jubel nur hören, nur vernehmen, wie Ali Machmud sich mit Entsetzen von ihm abwandte, weil des Knaben verdunkeltes Auge, ungewiß vor sich hinstarrend, ihm jene schreckende Ähnlichkeit noch greller ins Gedächtniß hervorrief. Erschüttert sahen die umstehenden Großen diese Scene, und schrieben sie der schmerzlichen Bewegung des Vaterherzens beym Anblick des unglücklichen Kindes zu. Aber von diesem Augenblick verbannte Ali Machmud seinen Sohn ganz aus seiner Gegenwart; denn der Anblick des hülflosen Wesens, das keine der stolzen Hoffnungen mehr zu erfüllen im Stande war, die der Vater auf ihn gebaut, und das ihm ewig sein Verbrechen vorwarf, weckte alle Schlangen seiner Brust.

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit strengte er nun alle Erfindsamkeit seines Geistes an, both

alle Mittel auf, die seiner Macht zu Gebothe standen, und nahm selbst zu den dunkeln Künsten des Abgrunds seine Zuflucht, um dem Schicksal einen Ersatz für die entrissenen Hoffnungen, einen zweyten Thronerben, abzuzwingen, und so die Existenz des ersten verhaßten Sohnes vergessen und nichtig zu machen. Der Himmel hörte weder die Gebethe, welche auf des Fürsten Befehl das Volk in allen Moscheen darbrachte, noch zeigte der Abgrund sich geneigt, den dunkeln Beschwörungen und gräulichen Opfern zu folgen, die Ali Machmuds Aberglaube ihm darbrachte. Vielmehr klangen die Aussprüche, die seine Magier und Zeichendeuter ihm von daher gaben, unerfreulich und hoffnungslos; denn Azems Blut sollte den geraubten Thron einst wieder besitzen, und Rettung und Glück nur von daher für das unglückliche Land kommen.

Abderachmen, vom Vater verstossen, von den Höflingen vernachläßigt, nur von seiner Mutter mit doppelter Zärtlichkeit umfaßt, wuchs indessen trüb und traurig in der Nacht, die ihn umfing, heran, als der weise Mursa sich Zemruden näherte, und, sie auf des Knaben unbenützte Anlagen hinweisend, leicht von ihr er-

hielt, daß sie ihm seinen Unterricht und seine Erziehung vertraute. Abderachmen hing bald mit kindlicher Liebe an dem Lehrer, der seine düstre Einsamkeit erheiterte, und seinem Geiste Beschäftigung darboth. Mursa gab es nicht auf, aus Abderachmen einen für sein Volk beglückenden Fürsten, wenn auch keinen glänzenden Helden zu bilden. Alle Wissenschaften beynahe waren seinem Geiste, alle besseren Gefühle seinem Herzen zugänglich, und er sah bald mit Freude die schönen Früchte seines Unterrichts in des Knaben empfänglicher Seele keimen. Aber er konnte dem Umgang mit dem Prinzen nur die wenigen Stunden weihen, die seine Staatsgeschäfte ihm übrig ließen, und ob er gleich für tüchtige Lehrer in allen Fächern gesorgt hatte, blieben noch müßige Stunden genug übrig, in denen der arme Blinde sein Unglück lebhafter fühlen mußte. Darum sorgte Mursa auch für dieses Bedürfniß. Er erhielt es leicht von Zemrudens Liebe und Ali Machmuds Gleichgültigkeit gegen seinen Sohn, ihm einen Gespielen seines Alters zugesellen zu dürfen. Aber kein Knabe durfte es seyn; denn der würde sich nicht mit Geduld und Liebe in alle die Sorgen und Aufmerksamkeiten fügen, die Abderachmens Zu

stand forderte, sondern ein Mädchen aus gutem Hause, von des Prinzen Alter, sanft, nachgiebig, sorgsam, und er versprach, sich um ein solches Wesen umzusehen.

In wenig Wochen brachte er Zemruden Nachricht, daß er ein solches Kind, wie sie bedurften, gefunden habe, die Tochter eines edlen Hauses, deren Vater in Ali Machmuds Kriegen gefallen war, und eine Witwe mit unerzognen Kindern hinterlassen hatte. Die zwölfjährige Alide half der Mutter bereits die jüngern Geschwister pflegen, und nur der Wunsch, sich dem Fürsten gefällig zu erweisen, hatte diese bewogen, in die Trennung von ihrer Tochter zu willigen, so wie der Gedanke, das Glück ihrer Familie zu gründen, und einem Unglücklichen zum Troste zu werden, Aliden den Schmerz des Abschieds überwinden half. Sie ward zu Zemruden geführt, die mit Überraschung so viel Adel und so sinnige Schönheit in so zarter Jugend bewunderte. Alide aber erröthete bis in die Locken, als der bildschöne Knabe, den sein hoher Wuchs einem Jünglinge ähnlicher machte, zu ihr geführt, und ihr als künftiger Gespiele vorgestellt wurde.

Die Kinder wurden bald bekannt, und Alide

unterzog sich mit fröhlicher Geschäftigkeit ihrer neuen Bestimmung. Sie war den ganzen Tag um Abderachmen, sie scherzte mit ihm, sie erzählte ihm, ließ sich von ihm erzählen, und fand in tausend Aufmerksamkeiten und kleinen Diensten, die sie ihm leistete, in einer Menge Spiele und Zeitkürzungen, die sie für den lieben, unglücklichen Gespielen ersann, ihr angenehmstes Geschäft. Abderachmen war wunderbar geschickt in seiner Blindheit, und Alide nicht immer damit zufrieden, daß er ihrer Hülfe nicht mehr bedurft; doch erkannte er, was sie ihm that, mit nicht geringerem Dank, und sein Loos, das ihm sonst so traurig geschienen hatte, begann nun seine Bitterkeit zu verlieren. Mursa richtete ihre Erziehung gemeinschaftlich ein, es schien, als wolle er sie mit und für einander bilden, und was nur immer in des Prinzen Unterricht auch für ein Mädchen schicklich und brauchbar war, lernte Alide mit dem Gespielen. Vorzüglich wurden Beyde in Musik geübt, und Gesang und Laute, und manche Blüthe der Dichtkunst, die sich in Abderachmens Gemüth aufschloß, gewährten ihnen süße Stunden. So abwechselnd beschäftigt und zerstreut, von Wohlwollen und Milde umgeben, die ihm sein Un-

glück wenig fühlen ließen, die unbekannte Welt um ihn her durch Alidens liebendes Gemüth erkennend, und von ihrer Liebe, wie von einem zarten Netz, auf jedem Schritte umringt, erhöhte sich die weiche Stimmung seines Gemüths immer mehr, und Liebe und Mittheilung wurden ihm immer mehr Bedürfniß. Aber dieses Bedürfniß fand auch sogleich seine volle Befriedigung, und es verbreitete sich hierdurch ein stiller Frieden, eine heitere Seligkeit in seiner Brust, die ihn tief und vollständig beglückte. Wenn er an Alidens Hand durch die blühenden Gärten seines Vaters wandelte, in denen sie mit zärtlicher Sorgfalt immer die Plätze wählte, wo Blumendüfte, oder die Töne der Natur ihren Freund berühren konnten, wenn er mit ihr im Schatten der Jasminlauben saß, der Gesang von hundert Nachtigallen aus den säuselnden Wipfeln, das Geräusch der Murmelquelle neben ihm, das leise Geflüster der Lüfte in den blühenden Büschen, das würzige Düfte zu ihm herantrug, ihn von allen Seiten mild umgaben, ein herzliches Kosen zwischen Aliden und ihm waltete, oder Lautenspiel und Gesang die Stunden flüchtiger machten, dann gestand er ihr oft mit Entzücken, daß er ganz glücklich sey, und

daß er nicht glaube, sehend, glücklicher werden zu können, weil er alle seine Freuden aus Tönen, Düften, aus süßem Kosen, und freundlicher Sorge für ihn viel tiefer und inniger empfände, wie sie ihn in seiner Nacht, unzerstreut von dem Anblick der Gestalten, berührten.

Jedes solche Geständniß war ein Triumph für Aliden, die ihres Daseyns Zweck und Freude in der Beglückung ihres Lieblings fand, und auch der weise Mursa bemerkte mit Vergnügen, wie sein längstgehegter Plan sich nach und nach entwickelte, und das Schicksal seines Zöglings wie er es gewünscht hatte, bestimmt wurde. So hatte er in seinem Unterricht und Umgang Alles vermieden, was kriegerische Lust, Ruhmsucht, und außer sich strebenden Ehrgeitz hätte wecken, und Triebe und Wünsche erregen können, die in ewigem Widerspruch mit des Prinzen beschränkter Lage ihm sein Unglück doppelt fühlbar gemacht haben würden. Aber er bildete seinen Geist und sein Herz für seine Zukunft, und stellte ein Ideal von Herrschertugend und Völkerglück vor dem inneren Blicke des Prinzen auf, das zu erreichen ihn der Mangel des Lichtes nicht hindern sollte, und das schöne Flammen in seiner Seele weckte. Mit großherziger Erhebung dachte

Abderachmen an eine Zeit, wo er der Vater und der Segen seiner Unterthanen seyn wollte, und Mursa und Alide, ihm treu zur Seite stehend, das, was die Natur ihm streng verweigert hatte, ersetzen sollten. Schon jetzt übte er sich in dem schönsten Vorrechte seines künftigen Standes, er besuchte, von Mursa's Rath geleitet und seinem eigenen Herzen getrieben, an Alidens Hand die Wohnungen der Armuth oder des Kummers, und lernte so den wahren Zustand seiner Völker kennen. Mit Bewunderung und Rührung sahen die Bedrängten oft das holde Paar bey sich eintreten, zwey Engeln des Himmels an Schönheit und Segen gleich, bis Abderachmens Unglück, der unsicher an der Hand der treuen Gefährtinn wandelte, sie an ihre Sterblichkeit erinnerte.

Jahre vergingen auf diese Art, während Ali Machmud sich in steten Kriegen weit von seiner Hauptstadt stürmisch bewegte, und von dem Schicksal des verhaßten Sohnes beynahe keine Kunde nahm. Abderachmen war zum Jüngling, Alide zur Jungfrau herangereift. Ihre Schönheit hatte sich in voller Blüthe entwickelt, und der Adel des Gemüths und ein königlicher Sinn sprachen sich bey ihm in jeder Geberde aus. Nicht ohne Erstaunen fand ihn sein

Vater so, als er jetzt nach einer Abwesenheit von zwey Jahren zurückkehrte, und ungeachtet jene furchtbare Ähnlichkeit, und des Prinzen hülfloser Zustand dem Vater ein ewiger Stein des Anstosses blieben, mußte er doch mit Wohlgefallen die vortheilhafte Entwickelung des Sohnes bemerken, der nun einmahl sein Nachfolger auf dem Thron seyn sollte. Er ließ sich mit ihm in Gespräche ein, er beobachtete ihn genauer und fand, daß das Innere nicht hinter dem Äußerlichen zurückgeblieben war. Er befahl ihm, in einigen Versammlungen seiner Großen, und selbst in dem Rathssaal zu erscheinen, er hörte seine Urtheile, und dankte der treuen Sorgfalt des guten Mursa mit aufrichtiger Freude für das, was er aus seinem Sohne gemacht hatte. Nur Eins fand er sogleich und überall zu tadeln, seine zu sanfte Gemüthsart, und obwohl ihm Mursa vorstellte, daß eine andere den Prinzen unglücklich machen würde, bestand der König dennoch auf seiner Ansicht, und suchte den Grund einer ihm so widrigen Richtung in dem verweichlichenden Umgang mit Frauen, in der Abgeschiedenheit des Harems. Darum beschloß er, seinen Sohn in andere Umgebungen zu bringen, achtlos, ob der Jüngling, der so

von fremder Liebe und Sorge abhängig war, nicht ein rascheres Wirken, und eine genauere Bekanntschaft der Welt mit dem Glück seines Herzens bezahlen würde.

Das Erste, was er that, war, ihm einen Gesellschafter ungefähr gleichen Alters, einen jungen Krieger von Persischer Abkunft, der sich in dem letzten Feldzug vortheilhaft ausgezeichnet, und durch Tapferkeit, Wohlgestalt und Gewandtheit dem König empfohlen hatte, zu geben. Edris, so hieß der Perser, war stolz auf diese Auszeichnung, und voll Eifer, sein neues Amt recht im Sinne dessen, der es ihm auftrug, zu erfüllen. Er drängte sich an den Prinzen, dessen Liebenswürdigkeit ihn anzog, und der den muntern Gefährten freundlich empfing, und wußte bald durch sein Jugendfeuer, seine Genuß- und Lebenslust, Begriffe und Wünsche in Abderachmen zu erregen, von denen dieser vorher nie eine Vorstellung gehabt hatte. Auf eigenen Antrieb sowohl, als auf des Königs Geheiß, versammelten sich mehrere Jünglinge der adelichen Geschlechter um den Prinzen. Viele davon hatten die Feldzüge seines Vaters mitgemacht. Sie schilderten ihm das freye, bewegliche Leben im Kriege, die Lust ungebundener Ju-

gend, die stolze Befriedigung des Siegers, endlich den Umgang und die Reize der Frauen auf eine Art, die Flammen in seine Seele warf, und ihm Vergnügungen und eine Lebensweise als höchstbeglückend zeigte, die er bisher zum Theil als eines bessern Menschen unwerth hatte verdammen hören. Eine neue Welt schloß sich in seinem Inneren auf, Wünsche, Triebe, Plane stiegen empor, die ihn zu einem neuen Menschen machten, aber auch sein mit so viel Sorgfalt gebautes Glück zernichteten. Er fing an, die Schranken zu fühlen, die ihn eng umzogen, ihn von jeder Freude, jeder Äußerung jugendlicher Kraft ausschlossen, worin seine Gefährten ihre Befriedigung fanden, und jede Aufwallung kriegerischen Muthes zur Thorheit machten. Widerstrebend ertrug er sein hartes Loos, und verwünschte oft das Daseyn eines Wesens, das sich und Allen um ihn her eine unerträgliche Last war. Vergebens strebten Mursa und Alide diesen Einwirkungen entgegen, Abderachmen hatte vom Baum des Erkenntnisses gekostet, sein Paradies war verloren, und er entfernte sich immer mehr aus dem Zauberkreise zarter Liebe, den Mursa's Weisheit um ihn gezogen hatte. Sein Vater, zufrieden mit der Richtung, die seines

Sohnes Gemüthsart nahm, schenkte ihm vermehrte Achtung, zog ihn in seine Rathsversammlungen, worin der Prinz immer mit Würde und Befriedigung erschien, und befahl endlich, ihn, so viel es möglich war, in den Waffen und ritterlichen Künsten zu üben.

Alide hatte den ganzen Gang dieser Veränderungen mit schwerem Herzen gesehn. Nicht allein wurde der theure Gespiele immer mehr ihr entfremdet, und ihr das Glück, allein und ausschließend für ihn zu sorgen, geraubt; sie erkannte bald deutlich, wie unglücklich er dadurch ward, und besonders machten diese Waffenübungen sie ganz trostlos. Nie schien ihr Abderachmen schöner, als wenn er mit dem blitzenden Gewehr in seiner Hand in muthiger Stellung vor ihr stand, oder wenn sie ihn geschickt und stolz zu Pferde sitzen sah; aber auch nie kam er düsterer, verzweiflungsvoller in seine Gemächer zurück, als wenn er in diesen Stunden erfahren hatte, was ein Jüngling seines Standes und Alters vermögen könnte, sollte, und was ihm auf immer unmöglich war. Dann nahte sie sich ihm wohl mit jenen sanften Tröstungen, die sonst nie verfehlt hatten, sein Herz wohlthätig zu berühren, jetzt aber glitten sie fruchtlos

davon ab, und selbst seine Neigung zu Aliden schien sich, wie Alles, was bisher sein Glück ausgemacht hatte, zu verlieren.

Immer gewaltiger wirkte Edris auf Abderachmens ganzes Wesen, und die guten Geister seiner vorigen Zeit standen machtlos von ferne. Nun reichte der Tag nicht mehr zu Zerstreuungen und Vergnügungen hin, und Edris beredete seinen fürstlichen Freund leicht, ihm auf seinen nächtlichen Spaziergängen zu unverhofften Abentheuern und tollen Schwärmereyen zu folgen. Verkleidet als provencalische Troubadours, mit der Laute in der Hand, schlichen sie sich Nachts aus dem Pallast, und Edris führte den Prinzen, dem diese Art von Unterhaltung einen neuen Reiz versprach, bald hier bald dort vor den Balcon irgend einer ihm bekannten Schönen, wo sie ihre zärtlichen Romanzen anstimmten, und Abderachmens Gesang und Spiel manchen freundlichen Beyfall erndete.

Auf einem dieser Gänge, als sie am Meeresufer hinwandelten, tönte auf einmahl von der Terrasse eines nahen Gartenhauses ein entzückender Gesang her. Es war eine Frauenstimme, die eine Spanische Romanze zur Laute sang. Der Inhalt des Liedes, eine unglückliche Liebe,

der Klang der Stimme, der Ausdruck des tiefsten Gefühls in dem Vortrage, alles drang mit unwiderstehlicher Gewalt auf Abderachmen ein. Er blieb angefesselt stehen, die Töne zogen mächtig in seine Seele und weckten ein Gefühl von Sehnsucht und Verlangen, das er bisher nicht gekannt hatte. Schon lange hatte der Gesang geschwiegen, als er noch wie entgeistert da stand, und widerstrebend seinem Führer folgte, weil die Stunde nahte, in der sie, um unentdeckt zu bleiben, zurückkehren mußten.

Immer noch klangen jene Töne in seiner Seele nach. Eine solche Himmelsstimme hatte er nie gehört, und die Brust, der sie enttönte, mußte der Sitz aller Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Milde seyn. Mit aller Heftigkeit einer ersten Leidenschaft und mit aller Innigkeit seines Gemüths ergriff er das Bild, das seine Einbildungskraft ihm von der unbekannten Sängerinn entwarf, und zweifelte nicht daran, daß die Wirklichkeit ihm völlig entsprechen werde. Edris bemerkte bald die Veränderung, die mit seinem Gebiether vorgegangen war, er drängte sich in sein Vertrauen, und versprach ihm auf Kundschaft auszugehn.

Er hatte bald erfahren, was er zu wissen

verlangte. Die Sängerinn war eine edle Spanierinn, und mit ihrem Vater, der, einer Staatsursache willen, unzufrieden den Hof von Castilien verlassen hatte, vor Kurzem nach Valencia gekommen, wo die Schönheit des Landes den vornehmen Verbannten anzog, indeß so lange zu verweilen, bis die Umstände sich geändert haben, und ihm erlauben würden, entweder in sein Vaterland zurückzukehren, oder einen andern Ort zum Aufenthalt zu wählen. So blieb er, zwar ein Christ, aber durch seinen Reichthum und den Glanz seiner Geburt überall willkommen in Valencia, und hatte sich das schöne Gartenhaus am Meeresufer gekauft, wo er mit seiner Tochter Elvira, der reichsten, wie der schönsten und geistvollsten Erbinn in Spanien, lebte.

Diese Nachrichten waren ganz darnach, die Träume, die Abderachmens entzündete Phantasie im Voraus entworfen hatte, zu bestätigen und noch lebendiger zu machen. Er hatte also richtig geurtheilt. Sie war schön, sie war liebenswürdig, und die Klagen unglücklicher Liebe (denn konnte man mit so viel Gefühl wohl etwas anders, als seine eigene Lage aussprechen?) waren durch die Entfernung vom Vater-

lande, vielleicht durch eine Verflechtung der Schicksale ihres Vaters, leicht und natürlich erklärt.

So träumte Abderachmen, Tag und Nacht mit dem Gegenstand seiner Gedanken beschäftigt, und konnte es kaum erwarten, bis ein günstiges Zusammentreffen der Umstände ihm erlaubte, in der Nacht mit Edris den Gang am Meeresufer zu wiederhohlen.

Sie gingen wohl, aber mehrmahl vergebens. Abderachmen wollte verzweifeln — die schöne Stimme erklang nicht wieder. Endlich nach manchen fruchtlosen Wanderungen, an einem schönen, mondhellen Abend, als er, bereits lange Zeit vergebens vor der Gartenmauer auf und ab wandelnd, die Hoffnung ganz aufgeben wollte, ließ sich die Laute aus dem nahen Gebüsch des Gartens hören. Abderachmens Herz schlug hoch empor, sein Athem stockte — und nun fiel nach einigen künstlich ausgeführten Gängen die Silberstimme Elvirens ein, und sang von den zarten Schmerzen verborgener, schüchterner Liebe. Abderachmens Seele schwebte aus seiner Brust auf diesen Tönen, und, als sie geendigt hatte, griff er begeistert in die Saiten seines Instruments, und, die Melodie ihres

Liedes wiederhohlend, ergoß sich seine Phantasie in schnell ersonnenen Versen, die der unbekannten Angebetheten die Wirkung ihres Gesanges auf sein Herz schildern sollten. — Er hatte geendet, er horchte, Alles war still — kein antwortender Laut! Nur vernahm sein geschärftes Ohr ein Geräusch wie von leisen Tritten und seidenen Frauengewändern, das sich an der Mauer hinzog und allmählich verlor. Erschrocken fiel er seinem Freund um den Hals: Ach Gott! Sie geht! Ich habe sie verscheucht, und sie zürnt mir wohl! Edris lachte: Glaubt das nicht, gnädiger Herr! Kein Weib zürnt je darüber, daß ihre Reize Eindruck machten. Laßt uns nur fleißig wiederkommen! Bringt die Laute mit, und ich stehe euch dafür, ihr kriegt einmahl und vielleicht bald Antwort. Dieser Trost seines Gefährten, so geeignet er schien, des Prinzen Furcht zu verscheuchen, hatte etwas Unangenehmes für ihn, und er schwieg.

Den nächsten Abend ward der Versuch gemacht. Abderachmen sang zur Laute, er hielt inne, und sang wieder, seine Lieder athmeten zarte, ehrerbiethige Gluth. Es war ihm, als hörte er hinter der Gartenmauer flüstern und seufzen, aber es klang kein Ton. Eben so in

der zweyten Nacht, wo er deutlich eine weibliche Stimme zu unterscheiden glaubte, die leise »Ach, wie schön!« ausrief, als er seinen Gesang geendigt hatte. Am dritten Abend klang die Laute, noch ehe der Prinz die seinige ertönen ließ, und die Stimme besang in ruhigen Accorden die Schönheit der Sommernacht am Meeresufer.

Antwortend fiel Abderachmen ein, und die Schwesterlaute schwieg nicht, sie tönte fort in sein Spiel und erhob ihn auf den Gipfel des Entzückens. Von nun an wurde jede Nacht der Gang an die Gartenmauer wiederhohlt, und es wurden auf den beyden Lauten harmonische Gespräche geführt, in deren dunkeln, unentwickelten Inhalt es dem Prinzen, so wie der ungesehenen Sängerinn, frey stand, jeden beliebigen Sinn zu legen. Aber so groß dieß Glück dem verliebten Fürsten anfangs geschienen hatte, so befriedigte es doch bald sein verlangendes Herz nicht mehr völlig. Er wünschte mehr, er wollte die Sängerinn kennen lernen, mit ihr sprechen, und die himmlische Seele, die seine Phantasie in ihr ahndete, sich in Worten enthüllen sehen. Edris wurde mit diesem Wunsche bekannt gemacht, er übernahm den Auftrag willig, und brachte nach ein Paar Tagen dem Prinzen, der ein

solches Glück vor kurzer Zeit kaum für möglich gehalten hatte, die Nachricht, daß die schöne Elvire eingewilligt habe, ihm in einem entlegenen Pavillon des väterlichen Gartens eine geheime Zusammenkunft zu gewähren.

Die Zeit bis zu diesem Abend schien dem Prinzen still zu stehn, und wohl zehnmahl fragte er Aliden, indeß die Sonne noch hoch am Himmel stand, ob es nicht bald dunkel werden würde. Sie antwortete jedesmahl mit einen leisen Seufzer: Nein — und es fiel dem in seine Erwartungen versunkenen Jüngling nicht auf, daß seine Freundinn auch gar nicht nach der Ursache seiner Ungeduld fragte. Nun kamen endlich die kühleren Stunden, die Dämmerung wurde zur Nacht, der volle Mond stieg über die spiegelhelle Meeresfläche empor, tausend Nachtigallen erhoben ihre Stimmen in den Citronen- und Olivengärten der Gegend. Da trat Edris zu dem Prinzen, der mit Aliden schweigend auf einer der Terrassen auf und ab wandelte, und sagte leise: Es ist Zeit. Der Prinz fuhr hastig empor. So laß uns gehn! rief er, und Alide ließ in dem Augenblick seine Hand fahren und trat erbleichend zurück. Ohne Abschied eilte Abderachmen mit geflügeltem Schritte

an seines Freundes Arm dahin, Alide aber sank weinend aufs Gras, und machte dem langgepreßten Herzen durch Thränen Luft.

Geheimnißvoll, durch Gebüsch und abgelegene Pfade wurde der Prinz von seinem Freunde geleitet. Er fühlte, wie nah ihn das Dickicht umfing, wie vorsichtig Edris es auseinander bog, damit es nicht zu laut rauschte, wenn sie durchschlüpften, und wie doch hier und dort ein thauiger Zweig an seine Wange schlug, daß die zarten Tropfen daran blieben. Immer enger ward das Gebüsch, immer lautloser die Stille, in der nur ihre Athemzüge hörbar waren. Eine seltsame Spannung hielt Abderachmens Brust umfangen. Noch nie hatte er auf Wegen gewandelt, die er hätte verbergen müssen. Alles war bis jetzt, so dunkel es auch äußerlich um ihn war, in seinem Innern hell und offen gewesen. Wir sind zur Stelle! flüsterte Edris jetzt, und Abderachmen hatte alle seine widrigen Gefühle vergessen, und dachte nur an das nahe Glück. Ein leises Pochen wurde von innen beantwortet, eine Thür öffnete sich, eine Frauenstimme lud sie ein, ihr zu folgen, und brachte sie bis zu einem Vorhang, der sich rauschend aufthat. Elvira trat ihnen mit einem

holdseligen Gruß entgegen. Abderachmen war außer sich beym Klange dieser Stimme, bey der Berührung der zarten, weichen Hand, die die seine leise faßte, und ihn achtungsvoll zu einem Sopha führte. Übrigens blieb das Gespräch in den Schranken geselliger Unterhaltung. Elvirens lebendiger Geist spielte leicht um jeden Gegenstand; anmuthiger Scherz, treffender Witz, selbst leichter Spott regte die Gemüther angenehm wechselnd auf. Abderachmen war entzückt über diese Art von Unterhaltung, die ihm bis daher fremd gewesen war, und er fühlte, wie Elvirens Geist auch in seine Seele helle Funken warf, die ihn zu tändelnden Scherzen und Witzspielen entzündeten. Dieses leichte Dahingleiten des Gesprächs, die heitere Unbefangenheit, mit der Elvire ihn behandelte, selbst der Stolz ihres Betragens, der die Huldigung des Maurischen Fürstensohnes als einen der Schönheit wohlgebührenden Tribut zu betrachten schien, alles das vereinte sich, um den Zauber zu vollenden, der Abderachmen umstrickt hatte, und er kehrte verliebter von Elviren zurück, als er hingegangen war.

Das schöne Leben dauerte fort. Elvire verstand sich dazu, den Prinzen auf dieselbe

Art wie das erstemahl zuweilen zu empfangen, und Abderachmen war jederzeit auf dem Gipfel des Glücks, wenn Edris, der heimliche Unterhändler dieser Liebe, ihm wieder die Möglichkeit eines solchen Besuchs ankündete. Allmählich rückten die Herzen einander näher, in Saitenklang und Liedern durfte der Prinz ein Gefühl offenbaren, das seine schüchternen Lippen im Gespräche nicht zu äußern wagten, und Elvire schien diese geheimnißvolle Huldigung nicht ungünstig aufzunehmen. Sie wurde freundlicher, zuweilen sogar inniger gegen den Überglücklichen, sie ließ sich herbey, ihm hier und dort eine der kleinen Gefälligkeiten zu erzeigen, in deren freundlicher Leistung Alide sonst ihr Glück gefunden hatte, und die ihm hier als Gunst ertheilt wurden, und Abderachmen schwamm in Seligkeit, wenn er die Orange, die sie für ihn geschält und zertheilt hatte, aus ihrer Hand empfing, und ihr niedlicher Finger die seinen berührte, oder wenn sie sich zuweilen herbeyließ, seine Führerinn zu werden.

Alide kam durch alle diese Begegnisse ganz in Schatten zu stehn. Abderachmen fühlte, ohne sich's deutlich zu gestehn, daß er im Unrecht gegen die Gespielinn seiner Jugend, gegen die

freundliche Gefährtinn seines Unglücks war. Zum ersten Mahl in seinem Leben hatte er vor ihr ein Geheimniß. Er machte sich Vorwürfe über diesen Bruch der alten Freundschaft, und er konnte doch die allmächtige Scheu nicht überwinden, die ihn abhielt, ihr gerade ein Geständniß dieser Art zu thun. Es war nicht vonnöthen, um sie von Allem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Die besorgte, die verrathene Liebe hatte längst Alidens Blick geschärft, ein geschicktes Forschen sie weiter gebracht, sie wußte Alles, was Abderachmen ihr hätte sagen können und noch mehr; denn sie wußte auch, daß der liebenswürdige Königssohn, noch ehe Elvire eingewilligt hatte, ihn zu sehn, Gnade vor ihren Augen gefunden, daß sie die nähere Bekanntschaft geschickt herbeyzuführen verstanden, und weder der Prinz noch Edris eine Ahndung davon gehabt hatten, daß sie die Wünsche der stolzen Schönen erfüllten, als jener erste Besuch ihnen als eine seltene Gunst zugestanden wurde. Das Alles wußte Alide, aber sie berührte es mit keinem Laute, und ließ großmüthig den Freund in dem beglückenden Wahn ihrer Unwissenheit.

Stiller Kummer und durchweinte Nächte

hatten indeß an ihrer Gesundheit gezehrt. Ihre Bläße, ihre trüben Augen sah Abderachmen nicht, aber er mußte erfahren, daß sie kränkelte. Es erschreckte ihn, und er war mit liebevoller Aufmerksamkeit für sie besorgt. Dennoch fühlte Alide wohl, daß es nicht mehr dasselbe Gefühl war, das früher bey ähnlichen Fällen ihn tagelang an ihr Lager geheftet, ihn jeden ihrer Athemzüge hatte belauschen machen. Aus dieser klaren Überzeugung bemühte sie sich, ihm ihre Leiden lieber ganz zu verbergen, und selbst diese Anstrengung verdoppelte ihre Krankheit.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß ein Kind des verstorbenen Königs noch lebe, welches dem traurigen Verhängnisse seines Hauses entgangen, und noch unter dem Herzen der Mutter gerettet worden sey. Mehrere Monathe nach Azems Tode sollte es die Mutter geboren, und in der tiefsten Verborgenheit erzogen haben. Ali Machmud hörte dieß Gerücht mit Grauen. Es war still und ruhig in seinen Landen, die alles äußeren Glanzes genossen, er war gefürchtet, aber er war nicht geliebt, und er wußte dieß. Er ließ daher die strengsten Nachforschungen anstellen, und erfuhr hierdurch, daß das Kind, dessen Daseyn ihn in Schrecken setzte,

zwar ein Mädchen, und gegenwärtig nicht bey ihrer Mutter sey, daß aber diese schon oft stolze Hoffnungen geäußert habe, die sich auf die Ansprüche der Tochter gründeten. Den Aufenthalt der Mutter wußte Niemand bestimmt anzugeben. Einer hatte sie vor Jahren hier, der Andere dort getroffen. Man zweifelte, daß sie sich in Valencia aufhalte. Ali Machmud ließ Mursa zu sich rufen, den Mann, dem er in den wichtigsten Angelegenheiten am liebsten vertraute, und dem er auch damahls die Befehle wegen des Harems seines Bruders gegeben hatte. Mursa erboth sich auf der Stelle selbst nachzuforschen, und vor allem in jene Stadt zu reisen, in der man die Witwe Azems zuletzt gesehen haben wollte, um ihre Spur zu finden. Ali Machmud war es zufrieden, und Mursa bath sich's als eine Gunst von seinem Fürsten aus, Aliden auf einen Besuch zu ihrer Mutter führen zu dürfen, die in der Nähe von Valencia lebte und längst ihr Kind wiederzusehen gewünscht hatte. Es ward ihm bewilligt, und Mursa kündigte Aliden ihre nahe Abreise an. Sie erschrack tödtlich. So schmerzlich ihr Leben an der Seite des wandelbaren Freundes war, so konnte sie doch den Gedanken nicht fassen, ohne ihn zu seyn, und

auch Abderachmen war tief betrübt. Aber der Wunsch der Mutter entschied, und Alide schickte sich zur Reise an. Jetzt erst, da er sie verlieren sollte, fing er an einzusehen, wie viel er an ihr besaß. Diese Betrachtung gab seiner Neigung und seinen Bestrebungen um sie alle schöne Wärme früherer Zeit wieder. Er war den ganzen Tag um sie, er folgte sogar Edris nicht, als er ihn zu Elviren führen wollte. Die arme Alide schwelgte, wie ein zum Tode Bestimmter, noch die letzten Augenblicke im Genuß alles ihres vormahligen Glücks, und Beyde trösteten sich mit dem Gedanken, daß diese Trennung nicht lange dauern würde.

Als Alide fort war, drängte sich Edris noch näher an den Prinzen, er suchte ihm die entfernte Freundinn zu ersetzen, er zweifelte nicht sie sogar zu überbiethen. Doch Abderachmen, an Alidens sanfte, hingegebene Liebe, an ihre zarte Sorgfalt mehr, als er selbst glaubte, gewohnt, vermißte sie schmerzlich in jedem Augenblick. Ihm war es, als hätte er mit ihr das Gesicht noch einmahl verloren, dessen Mangel sie ihm so wenig hatte empfinden lassen, als hätte er durch ihre Augen gesehen, und die Welt leicht und sicher in ihrem Geiste erkannt. Selbst an

Elvirens Seite, die er jetzt, von Edris überredet, sehr oft besuchte, entschlüpfte zuweilen ein Seufzer nach Aliden seiner Brust, und aller Zauber des Talentes, des Witzes, des geistreichen Umgangs konnte ihm die sanfte Gespielinn seiner Jugend und eine Zeit nicht vergessen machen, in der kein Zwiespalt zwischen seinen Wünschen und seinem traurigen Zustand war, und selbst dieser Zustand durch Alidens sinnreiche Zärtlichkeit eine Art von Reiz für ihn erhalten hatte.

Elvire sah die Schwermuth des Prinzen, und sie erfuhr ihre Ursache. Es beleidigte ihren Stolz, und eben dieser Stolz trieb sie an, jeden Reiz ihres Umgangs, jedes Talent, womit sie so reich geschmückt war, aufzubiethen, um ein Gefühl zu besiegen, das sie als einen Raub an den Huldigungen ansah, die man ihr schuldig war.

Es gelang ihr nur halb, und es schien überhaupt, als ob auch äußere Umstände sich vereinigen wollten, ihre Plane zu stören, und den Prinzen aus allen seinen gewohnten Verhältnissen zu reißen.

Das Waffenglück, das seinem Vater lange Zeit treu gewesen war, hatte schon seit mehreren Jahren angefangen, wie ein leichtsinniges

Weib, dem alternden Manne ihre Gunst zu entziehen, womit sie einst den Jüngling und reisenden Helden so verschwenderisch überschüttet hatte. Es war jene Zeit, wo die siegreichen Fortschritte der christlichen Fürsten und innere Zwistigkeiten die Macht der Mauren täglich verminderten, und die Fahne des Kreuzes an vielen Orten zu wehen begann, wo vorher der Halbmond geschimmert hatte. Ein Stück Land um das andere sahen die Maurischen Fürsten sich entrissen, die Begeisterung der Freyheit und der Religion erhob die Gemüther der Spanier, und lehrte sie jene Wunderthaten verrichten, die wir in dem Inhalt ihrer Romanzen sowohl, als in den Berichten der Historie mit Erstaunen lesen. Ali Machmud fühlte, wie alle seine Glaubensgenossen, daß es nun darauf ankam, für ihre Erhaltung mit Ernst, und vorzüglich mit vereinter Kraft zu kämpfen. Dennoch war an keine wahre Einigkeit unter den Maurischen Stämmen zu denken, und Ali Machmud nicht mehr der, der er gewesen. Mehrere seiner Schlachten endigten mit zweifelhaftem Glück, und manchmahl konnten die Christen, oder seine andern Feinde, die diesen Zeitpunct ergriffen,

um alte Unbilden an ihm zu rächen, sich den Sieg zuschreiben.

Jetzt kam nach langer Abwesenheit Mursa zurück, den der König sehnlich erwartet hatte. Er hatte beynahe durch halb Spanien die Spur jener Sultaninn, Azems Witwe, verfolgt, und endlich erfahren, daß sie am Hofe des Königs von Arragonien, und folglich an einem Orte lebe, wo Ali Machmuds Arm sie nicht erreichen konnte. Syrma, so hieß die Fürstinn, war wirklich allein dem Sturz ihres Hauses entgangen, sie hatte eine Tochter, sie war stolz, herrschsüchtig, und baute auf die gerechten Ansprüche der schönen Canzade und auf ihre Reize kühne Hoffnungen, für die sie schon Viele an dem Hof gewonnen hatte, der seit langer Zeit auf nichts eifriger dachte, als auf die Verbreitung seiner Herrschaft, und auf Vorwände zu Kriegen mit den Mauren. Mursa wagte es daher, dem Könige vorzuschlagen, ob er nicht durch eine Heirath zwischen seinem Sohn und jener Tochter seines Bruders, der Gerechtigkeit sowohl, als den Absichten beyder Partheyen ein Genüge leisten, und Syrma sammt ihrem bedeutenden Anhang für sich gewinnen wollte. Außer sich vor Zorn verwarf Ali Machmud diesen Vorschlag,

der ihm entehrend, schimpflich schien. Seine Gedanken wegen einer Braut für seinen Sohn waren viel höher gerichtet. Die Tochter des Königs von Granada sollte ihrem künftigen Gemahl die Macht und Unterstützung des gewaltigen Schwiegervaters zusichern, und so ein festes Bündniß zwischen den zwey bedeutendsten Fürsten der Mauren bilden, das dem wachsenden Glück der Christen entgegen zu streben im Stande wäre.

Mursa entfernte sich traurig und ging zu Abderachmen, dem er keine fröhlichere Bothschaft zu bringen hatte. Er hatte Aliden ihrer Mutter übergeben, und sich auf den ihm vom Könige befohlenen Weg gemacht, mit dem Vorsatze, im Rückweg sein anvertrautes Pfand zurückzufordern und sie mit sich wieder nach Valencia zu bringen. Aber er fand das unglückliche Mädchen nicht mehr. Schon die Reise hatte ihre geschwächte Gesundheit angegriffen; sie war bald nach ihrer Ankunft im mütterlichen Hause, sanft und mild, wie sie gelebt hatte, in den Armen ihrer trostlosen Mutter entschlafen. Ihre letzten Worte waren ein Gruß an den Gespielen ihrer Jugend gewesen, und nun grünte die dunkle Cypresse schon seit Monathen zu Haupten ihres

Grabes, das der alte Freund tiefbewegt besucht hatte.

Abderachmen hörte diesen Bericht mit der heftigsten Erschütterung. Eine geheime Stimme erhob sich in ihm, die ihm bittere Vorwürfe über sein Betragen gegen die treue Gefährtinn seines Lebens machte. Alle ihre Holdseligkeit, alle ihre überschwängliche Liebe für ihn stieg schmerzlich und strafend in seinem Geiste empor, er versank in Schwermuth, er schloß sich in seine Gemächer ein, und weder die Bemühungen des geschäftigen Edris, noch seine immerwährenden Gespräche von Elviren vermochten den Trübsinn des Prinzen zu zerstreuen.

Endlich wich die Gewalt des Schmerzes der wohlthätigen Macht der Zeit und dem Zureden der Freundschaft, und Abderachmen ließ sich überreden, Elviren, die, wie Edris sagte, tiefbetrübt über des Prinzen Unglück und seine lange Abwesenheit war, zu besuchen. Sie trat ihm mit zarter Theilnahme, mit weicher Stimme entgegen, die die Rührung des eigenen Herzens und die Freude, den Langentbehrten wiederzusehn, bezeugen sollte. Sie wußte so mild und schonend dem Schmerze des Prinzen zu begegnen, sie wußte so viel Herzliches und Freund-

liches von der verstorbenen Freundinn zu sagen, und durch die erhöhte Wärme ihres Benehmens geschickt so viel halbverborgene Liebe durchschimmern zu lassen, daß Abderachmen sich wohlthätig erheitert und getröstet fühlte. Elvirens Umgang ward ihm bald unentbehrlicher als vormahls. Er suchte bey ihr nicht bloß die Befriedigung einer unruhigen Leidenschaft, wie er sie bisher für sie empfunden hatte, er wollte auch nach Alidens Tode diesen Verlust durch sie ersetzen, er wollte eine innige, theilnehmende Freundinn und das unerschöpfliche milde Herz finden, das ihn ehemahls in der Jugendgespielinn so glücklich gemacht hatte. Aber dieser Wunsch blieb unerfüllt. Elvire war nicht Alide, ihr lebhafter Geist nicht fähig, sich lange in jener angenommenen Weichheit zu erhalten, und obwohl Abderachmen dieß mit Unlust bemerkte, war er doch zu tief verstrickt, um nicht seine Fesseln, auch so wie sie waren, schön und theuer zu finden.

Nach und nach that sich Manches hervor, das leise Mißklänge in die Gefühle seines Herzens brachte. Edris schien ihm verändert, oft niedergeschlagen, ungleich, und sein Betragen, besonders in Elvirens Gegenwart, launisch, räthselhaft. Auch Elvire betrug sich anders gegen

Abderachmen, wenn Edris zugegen, als wenn sie mit jenem allein war. Der Prinz sprach mit Edris darüber. Dieser läugnete. Mit Elviren sich zu erklären, hinderte ihn ein leises Gefühl, das ihm nicht jene Unbefangenheit der Freundschaft gegen sie erlaubte, die sein Verhältniß zu Aliden so schön gemacht hatte. Es entstand Unruhe und Zweifel in seinem Innern, und ein dunkles Mißtrauen, das bey seiner Blindheit und diesen Verhältnissen so natürlich war, fing an sich im Grunde seines Herzens zu regen.

Indessen zogen bald große Begebenheiten die Aufmerksamkeit und alle Seelenkräfte der beyden Jünglinge von ihren kleinern Angelegenheiten auf die des Vaterlandes hin. Der König von Arragonien rüstete sich zum Kriege. Die Ansprüche der stolzen Syrma und ihrer schönen Tochter dienten zum willkommenen Vorwand, Ali Machmud zu befehden. Syrma selbst befand sich, wie man sagte, bewaffnet beym Heere, um die Streiter für ihre Sache zu begeistern, und Valencia's Krone mit der Hand der schönen Canzade war der Preis desjenigen, der ihr das väterliche Erbtheil erkämpfen würde. Ali Machmud raffte sich auf in seiner ganzen Kraft. Diese Nachricht schien, indem sie seine Wuth ent-

flammte, ihm alle Stärke und Behendigkeit eines Jünglings wieder zu geben. Er both alle Hülfsmittel seines Reiches auf, und brachte wirklich in großer Eile eine bedeutende Macht zusammen. Er schien zu fühlen, daß es sich um das Äußerste handle, und darum befahl er auch seinem Sohne, um dessen Erbtheil der Streit war, dießmahl ihn zu begleiten, nicht, daß er an den Gefechten Theil nehmen, aber daß er die Beschwerden und die Art des Krieges, so wie die Wichtigkeit des letzten Kampfes kennen lernen sollte. Edris aber sollte in Valencia bleiben und dort alle Anstalten zur Vertheidigung der Hauptstadt treffen, wenn vielleicht der Krieg auswärts nicht glücklich ginge.

Es schien dem Prinzen, als ob dieser Auftrag seinem Freunde nicht so unwillkommen wäre, und es befremdete ihn, da der rasche, kriegslustige Jüngling dadurch von Schlachten und dem Lagerleben entfernt, und zur stillen Bewachung einer ruhigen Stadt verdammt wurde. Ihn selbst schmerzte zwar die Trennung von der Geliebten; doch war der bevorstehende Kampf zu wichtig, um nicht den Kräften seiner Seele eine ganz andere Richtung zu geben, und so verließ er, nach einem Abschied von Elviren, den er sich von ih-

rer Seite viel erweichender und schmerzlicher vorgestellt hatte, in wunderbar streitenden Gefühlen mit seinem Vater die Stadt, um sich zum Heere zu begeben, und tausend Segenswünsche des Volks, das seinen künftigen Herrscher liebte, und sich von seinem sanften, durchs Unglück geläuterten Gemüth bessere Tage versprach, folgten ihm nach.

Als der König zum Heere kam, hörte er, daß die Spanische Armee nicht mehr weit entfernt sey, und erkannte nun wohl, daß sich das Loos des Krieges bald entscheiden müsse. Bald standen die Heere einander gegenüber. Ali Machmud beschloß, sich den Vortheil des Angriffs nicht nehmen zu lassen, und am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern. Aber die Feinde waren schneller, als er. Von Glauben, Ritterthum und glorreichen Erinnerungen beseelt, warfen sie sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Maurischen Schaaren, und zwangen sie zu weichen. Vergebens strebte Ali Machmud, die gebrochenen Reihen wieder herzustellen, und die Wuth und Tapferkeit, die ihn beseelte, in die Brust seiner Krieger zu strömen. Seine Stimme ward nicht gehört, sein Beyspiel übersehen. Alles, was er vermochte, war, die verwirrten Truppen

in leidlicher Ordnung zurückzuziehen, und eine sichere Stellung zu gewinnen, in der er die entmuthigten Schaaren ausruhen lassen, und zu einer zweyten Schlacht vorbereiten konnte.

Er erkannte die ganze Gefahr seiner Lage, und schickte deßhalb seinen eignen Sohn, von Mursa begleitet, weil er den Auftrag sonst Niemand vertrauen wollte, an den getreuen Edris mit dem Befehl, den Harem und alle Schätze auf das feste Schloß in den Bergen zu flüchten, Valencia aber in so guten Vertheidigungsstand, als es die Zeit nur immer erlauben würde, zu setzen. Abderachmen, getrieben durch seines Vaters ehrendes Vertrauen und beflügelt durch die Hoffnung in Elvirens Nähe zu kommen, hatte Valencia bald erreicht. Er langte im Schlosse an. Edris war nicht da, man sandte aller Orten herum, ihn zu finden, und der liebende Prinz flog, den Augenblick benützend, den er seiner Pflicht rauben durfte, von einem treuen Sclaven geleitet, zu Elviren. Sein Herz schwelgte im Vorgenuß seiner und Elvirens Freude bey seiner unerwarteten Erscheinung. So kam er auf dem ihm wohlbekannten geheimen Weg bis zu ihrem Gemach, und streckte schon die Hand aus, den seidenen Vorhang zurückzuzie-

hen, als er reden hörte, Elvirens und Edris Stimme erkannte, und sein Nahme, der eben ausgesprochen wurde, ihn aufmerksam machte. Er zog die Hand zurück und blieb stehn.

Und wenn Abderachmen, sagte Edris mit leidenschaftlichem Ton, wie wir hoffen müssen, glücklich an der Seite des siegreichen Vaters zurückkehrt, wenn es ihm gelingt, des Vaters Achtung zu gewinnen, die er schon jetzt zum Theil besitzt, wenn er dann vielleicht den Vater mit Bitten bestürmt, und der König —

Gib doch solchen Eingebungen leerer Furcht kein Gehör! hörte der Prinz Elviren zärtlich antworten: Nie wird Ali Machmud einwilligen, daß sein Sohn einer Unterthaninn, und einer Christinn — das merke wohl — die Hand reiche. Von dieser Seite bist Du ganz sicher.

Und wenn der König stirbt, wenn er vielleicht in der Schlacht bleibt, Abderachmen dann frey und als Herrscher zurückkommt und Deine Hand fordert, Er, mein Freund, mein Beschützer?

Dann muß ich sie ihm freylich reichen, aber sicher nur meine Hand. Mein Herz ist und bleibt Dein. Auch ist dieß das sicherste Mittel für Dich, ihn durch mich zu beherrschen,

und so die Zügel der Macht in unsern Händen zu behalten.

O Elvire! Elvire! Wozu willst Du mich bereden?

Zu Deinem und meinem Glücke.

Und wird er nichts ahnden, nichts entdecken?

Er vertraut Dir und mir unbedingt, und überdieß erleichtert uns seine Blindheit jede Täuschung. Was kann man einen blinden Ehemann nicht glauben machen, wenn man sieht, wie die Sehenden betrogen werden?

Abscheulich! rief Abderachmen jetzt, tief empört durch diese Falschheit und durch den Spott, den Elvire sich über sein Unglück erlaubte. Die Verliebten sprangen erschrocken auf, die Vorhänge theilten sich rauschend, und mit gezücktem Schwert stürzte Abderachmen ins Zimmer. Stirb Niederträchtige! rief er, und stieß nach Elviren. Es wurde Edris leicht, des Prinzen Stoß aufzufangen und die Geliebte zu schützen, aber nicht so leicht ihn zu entwaffnen. Abderachmen rang mit aller Kraft gegen den Verräther. Aber Elvirens Angstgeschrey hatte Leute herbeygezogen. Edris sah sie in Sicherheit, er ließ von dem Prinzen ab, und dieser war zu tief beleidigt, um vor Zeugen auch nur mit Einem

Laute zu verrathen, was geschehen war. Schnell kehrte er in seinen Pallast zurück, ließ Edris verhaften, und übertrug dem weisen Mursa die Pflichten für die Beschützung von Valencia, die er jenem hätte auferlegen sollen. Er selbst ordnete noch an, was nöthig war, und kehrte in höchster Eile zu seinem Vater in's Lager zurück.

Verrathen von Freundschaft und Liebe, auf dem Puncte, sein Reich und vielleicht den Vater zu verlieren, der seine gänzliche Niederlage nicht überleben würde, in seiner Blindheit unglücklicher als jeder Andere an seinem Platz, erschien nur Ein Gedanke ihm tröstend in der Nacht, die seine Augen wie seine Seele umfing — den Tod in jener Schlacht zu suchen und zu finden, die seinem Reiche den Untergang bringen würde. Unter einem schicklichen Vorwande verletzter kriegrischer Unterordnung von Edris Seite, entschuldigte er die Abänderung an dem väterlichen Befehle, und bath knieend und mit leidenschaftlichem Ungestüm den Vater, ihn in die nächste, die letzte Schlacht begleiten zu dürfen. Ali Machmud stellte seinem Sohne ernst die Schwierigkeiten und die Gefahr dieses Unternehmens vor, doch freute ihn des unglücklichen Jünglings kriegeri-

scher Muth. Mit freundlicher Achtung bewilligte er endlich sein Begehren, und übergab einem seiner verläßlichsten Offiziere die Sorge, über den Prinzen zu wachen, und ihn nicht zu verlassen.

Der Tag der entscheidenden Schlacht erschien nur zu frühe. Das christliche Heer, sich seines Vortheils bewußt, war nicht gesonnen, den Mauren lange Zeit zur Erhohlung zu lassen, und kurz nach jenem ersten Sieg erschien es wieder wohlgerüstet und freudig im Felde. Ali Machmud ordnete seine Schaaren. Ihnen fehlte die Zuversicht des Siegs, aber ihr Führer wußte sie mit dem Muth der Verzweiflung zu beseelen. Auch sie stritten für ihren Glauben, für den unangefochtenen Aufenthalt auf väterlicher Erde, für ihren Fürsten, der sie so oft zum Sieg und zur Beute geführt hatte. Der Kampf war hartnäckig und lange zweifelhaft; endlich aber erlag die Anstrengung der Araber bey kleinerer Zahl und geschwächtem Muth der Übermacht und Zuversicht des christlichen Heeres. Ali Machmud sah den Sieg auf jene Seite übergehn, er widerstand, so lange er vermochte, und als Alles rettungslos zu Grunde ging, da spornte er sein Pferd in den dichtsten Haufen der Feinde, und rief dem

Sohne zu, ein Gleiches zu thun. Er wollte seinen Ruhm, seine Macht nicht überleben, und den hülflosen Sohn lieber mit sich ins Grab reißen, als dem entehrenden Mitleid der Sieger überlassen. Ein wüthender Kampf erhob sich, wo Ali Machmud stritt. Abderachmen fühlte die Gefahr seines Vaters, und strebte, da er nicht vermögend war, ihn zu vertheidigen, ihm mit seiner Brust zum Schild zu dienen. Die fromme Absicht ging verloren. Ali Machmud sank, von einem Pfeil getroffen, sterbend vom Pferd, sein heißes Blut bespritzte des Sohnes Angesicht. Dieser, alle Warnungen seines Begleiters verachtend, sprang verzweifelnd ab, und warf sich über die Leiche seines Vaters, um sie zu schützen. Da wurde auch er schwer verwundet, und auf dem erkaltenden Busen seines Vaters zum Gefangenen gemacht.

Er war ohne Bewußtseyn, und erwachte erst lange darauf unter der Behandlung einer weichen, zarten Hand, die, wie er fühlte, Verband und schmerzenstillenden Balsam um seine Kopfwunde legte. Wo bin ich? fragte er voll dumpfer Verzweiflung, in's Leben gekehrt zu seyn. Eine freundliche männliche Stimme antwortete: Prinz! Ihr seyd in guten Händen,

bey Menschen, bey Christen! Abderachmen wendete sich mit Grauen der Wand zu. Haltet still, sagte die Stimme abermahls, daß man Eurer pflegen kann, wenn ihr das Leben behalten wollt! Das will ich nicht! rief der Prinz, und stieß mit der Hand den Verband weg. Da brach eine weibliche Stimme in heftiges Weinen aus. Abderachmen wandte sich überrascht, er fühlte eine seiner Hände ergriffen und mit Thränen benetzt. Was ist das? sagte er: Wer seyd ihr? — Wo bin ich? — Antwortet! O, um Gotteswillen! flüsterte die leise weibliche Stimme: Laßt Euch verbinden, stoßt unsere Hülfe nicht von Euch! Abderachmens Innerstes bewegte sich bey diesen fast tonlosen Lauten. Er wollte sich aufrichten, die heftige Bewegung brachte sein Blut in Wallung, es strömte stärker aus den Wunden und er sank ohnmächtig zurück. Als er von Neuem erwachte, fühlte er sich so schwach, seinen Zustand so dumpf und schmerzhaft, daß er sich seiner nur zuweilen bewußt ward, um zu leiden, und dieses Leiden alsogleich in dumpfen Träumen zu vergessen.

Wie lange diese Lage dauerte, konnte er selbst nicht unterscheiden. Eines Tages erwachte er mit klarerer Besinnung, schlug die Au-

gen auf, und wähnte wieder zu träumen; denn es war ihm, als umfinge ihn keine so dichte Nacht mehr, als sähe er in nebelartiger Dämmerung sich Gestalten vor seinem Bette bewegen. Er wollte den Arm emporheben, um sich zu überzeugen, ob er wache; aber dieser lag schmerzlich verwundet, schwer und regungslos neben ihm. Er wollte sich erheben, und vermochte es nicht. Aber die Gestalten hörten nicht auf, sich zu bewegen, und endlich, zwischen Angst und Überraschung schwankend, fragte er leise, ob Jemand hier sey? Sogleich näherte sich eine Gestalt seinem Lager, und mit einem Schrey der Freude rief der Prinz: O Allah! Ich sehe!

Gott sey gelobt! antwortete die freundliche Männerstimme, die Abderachmen schon öfters während seines Hierseyns gehört hatte: Das war es ja, was wir wünschten und hofften!

Ich sehe! Ich sehe! rief Abderachmen noch einmahl heftig, und sank dann, erschöpft von der neuen Erschütterung, zurück.

Man ermahnte ihn, sich stille zu verhalten, und so viel wie möglich dem Sturm der Freude zu gebiethen, der bey seiner Schwäche gefährlich seyn könnte. Es bedurfte nicht viel dazu. Kaum war die erste Aufwallung des Entzü-

ckens vorüber, kaum wurde der Prinz sich seiner selbst bewußt, so schlug die Betrachtung seines Schicksals, daß er verwundet, vielleicht verstümmelt, seines Vaters, seines Thrones beraubt, vom Freund und der Geliebten verrathen, bey Feinden, bey Christen hülflos gefangen lag, jede Regung der Freude nieder, und es schien ihm, als hätte ein feindseliges Geschick ihm das Augenlicht, das es ihm in glücklichen Tagen neidisch entzogen, gerade jetzt wiedergegeben, damit er sein ganzes Unglück überblicken, und klar erkennen könne, wie viel er an allen Gütern der schönen Erde verloren habe.

So schloß er unwillig die Augen wieder, und wendete sich von den Umstehenden ab in seine alte Nacht, und wünschte lieber auch nichts zu hören, und nicht die Tiefe seines bodenlosen Mißgeschickes zu erkennen. Indessen strebte die jugendliche Kraft seiner Natur diesen düstern Eingebungen mächtig entgegen; unwillkührlich hob sie ihn aus dem dumpfen Trübsinn empor, und regte, wie Erschöpfung und Schmerz allmählich wichen, wenigstens den Wunsch in ihm auf, zu wissen, was seit dem letzten Augenblick seines vollkommenen Bewußtseyns, als sein Vater neben ihm sterbend vom Pferde sank, bis

jetzt mit ihm vorgegangen war, und wie und warum die jahrelange Finsterniß von seinen Augen gewichen sey.

Ein freundlicher Greis, des Königs erster Leibarzt, Alvarez, nahm das Wort, und erzählte dem Prinzen, daß, als er schwer verwundet auf seines Vaters Leiche hingesunken war, die Arragonischen Krieger, gerührt durch seine kindliche Liebe, ihn sorgfältig aufgehoben und aus dem Schlachtgewühl getragen, und der König selbst, als er es vernommen, sogleich befohlen habe, die Leiche des gefallenen Gegners mit aller Ehrerbiethung, den Prinzen aber mit der größten Sorgfalt und Treue zu behandeln. So sey er in den Pallast, der dem König von Arragonien zum Aufenthalt gedient hatte, gebracht, und alle Leibärzte desselben zu seiner Pflege aufgebothen worden. Ihrer Sorgfalt war es gelungen, nicht allein sein Leben zu retten, das viele Tage in Gefahr schwebte, sondern er, Alvarez, habe bald mit großer Freude entdeckt, daß er auch Hoffnung schöpfen dürfte, dem Prinzen das lang verlorne Augenlicht wieder zu geben, indem eben jene tiefen Wunden, die sein Leben bedrohten, die Wurzel des alten Übels gehoben hatten, und nun könnte er ihm

mit Gewißheit versprechen, daß er bald und vollständig geheilt seyn würde.

Abderachmen hörte dem freundlichen Greise mit gemischtem Gefühle zu. Wenn ihn von einer Seite seine Wiederherstellung und vor Allem die ungehoffte Gabe des Lichtes mit einer freudigen Empfindung durchschauerte, so schlug die Erinnerung an sein Schicksal jede aufkeimende Fröhlichkeit gewaltsam nieder, und die Wunden seiner Seele bluteten ungehindert und ungeheilt fort, indeß die seines Körpers unter der treuen Pflege des gütigen Alvarez sich von Tag zu Tag besserten. In dieser trüben Stimmung, von schmerzenden Erinnerungen unabläßig gequält, unempfindlich gegen jeden fröhlichen Eindruck, ließ ihn selbst die Nachricht gleichgültig, daß Mursa die Hauptstadt entschlossen gegen den übermächtigen Feind behaupte, und täglich mehr treue Valencier sich zu ihm sammelten, um die Rechte ihres geliebten jungen Fürsten zu vertheidigen, und ihm eine frohe Wiederkehr zu bereiten. Er hatte ja Alles verloren was ihm den Thron und das Leben lieb machen konnte.

Alvarez, der seinen Pflegling lieb gewonnen hatte, erkannte bald, daß hier nicht al-

lein der Körper, sondern auch der Geist der Heilung bedürfe, und sann darauf, ihn durch Beschäftigung und durch Vergnügen zu erheitern. Aber alle diese Bemühungen blieben fruchtlos, und die einzige Art von Zerstreuung, die dem Prinzen nicht unangenehm war, die selbst einige wohlthätige Wirkung auf sein krankes Gemüth zu äußern schien, waren Spaziergänge und der Anblick der schönen Natur im Frühlinge, der mit langentwohntem Zauber auf seine Augen und sein Herz wirkte.

So durchstreifte er an einem lieblichen Morgen die Gegend um die Stadt, von Alvarez begleitet. Diese im Ostwind wankenden Palmen, auf blumigen Wiesen zerstreut, dieser Blüthen buntfarbige Pracht, diese majestätischen Wälder, die die Stirnen der Berge krönten, der Strom, der wie ein breites Silberband durch das reiche Land langsam und prächtig dahinzog, seine umbüschten Ufer, die Hütten und Landhäuser, die am Fluß sowohl, als am Abhang der Hügel zerstreut in Oliven- und Pomeranzen-Gärten lagen, und von denen milde Lüfte den würzigen Duft zu dem Prinzen herantrugen, alles das drang unwiderstehlich in seine, dieser Reize noch so entwohnten Augen, und

bekämpfte den Trübsinn, der, unaufhörlich aus den Tiefen des Gemüthes emporsteigend, einen düstern Nebel über alle diese Schönheiten zu breiten drohte.

Unter manigfachen Gesprächen, die Alvarez klug entspann und fortsetzte, um den Prinzen von der Beschauung seines Schicksals abzulenken, gelangten sie, einem Fußpfad folgend, ans Ufer des Stroms, und wandelten im Schatten der Erlen und Pappeln hin, als sie in der Nähe hinter den Büschen reden hörten. Sie blieben stehn. Eine weibliche Stimme, die leise und beynahe leidend klang, sagte eben: Nein, Fatme! Du wirst mich nicht überreden. Was mir einen Schein von Besserung gibt, ist Wirkung der Jahreszeit. Blüht doch Alles auf zu neuem Leben, zu neuer Lust! Sieh dort den Kastanienbaum drüben auf der Wiese, den im letzten Herbste der Blitz traf! Jetzt treibt er aus seinem einzigen Zweige noch ein Paar Knospen. Glaubst Du aber deßwegen, daß sich der Baum wieder erhohlen und der verbrannte Stamm wieder grünen werde? O nein!

Diese Worte, die Stimme, mit der sie gesprochen wurden, die wie ein Echo aus frühern Tagen halb vergessene dunkle Gefühle in Abde

rachmen weckte, erregten seine ganze Aufmerksamkeit, und fesselten ihn an die Stelle, auf der er stand. Sein Begleiter entdeckte eine Öffnung in der Hecke, und nun sahen sie zwey Frauen, eine jüngere und eine ältere unter einem blühenden Mandelbaum im Grase sitzen. Ihre Kleidung zeigte von höherm Stande, in der Ferne warteten ein Paar schön gekleidete Sclavinnen. Die jüngere schien sehr krank zu seyn. In den feinen edlen Zügen, in der Haltung der ganzen Gestalt lag etwas ungemein Edles, das selbst durch eine tödtliche Bläße und den Ausdruck des Leidens hell durchschimmerte, und es war nicht unwahrscheinlich, daß sie vielleicht eben ihrer Gesundheit wegen an diesem schönen Morgen einen Spaziergang unternommen habe, und hier im Schatten, wo sie sich unbelauscht glaubte, die früh erschöpften Kräfte zum Rückweg sammle. Die Ältere sprach ihr Trost und Hoffnung ein.

Ach, thu' das nicht, Fatme! Was soll mir die Hoffnung? Was habe denn ich noch vom Leben zu erwarten? Meine Bedeutung ist aus, ich habe schon vor zwey Jahren zu leben aufgehört, jetzt bin ich nur noch.

Träume! erwiederte die Ältere: Man muß sich ärgern, wenn man Dich hört.

Schilt mich nicht, Fatme! Kann die Blume dafür, daß sie nach wenigen Tagen verblühen muß, und die Schmetterlinge, daß sie nicht essen und leben können wie die Raupen, sondern sterben, wenn sie geliebt haben?

Welche kindische Rede! Eine Pflanze, ein unvernünftiges Thier, und ein Mensch!

Es ist doch so, lispelte die Kranke: Ach, ich hatte eine Bestimmung, eine schöne, beglückende, für Ihn zu leben, Ihm so viel zu seyn, als ich konnte, Ihm sein trauriges Schicksal zu erleichtern, ja sogar auf Augenblicke vergessen zu machen! Und ich kann Dir mit froher Beruhigung sagen, ich hatte mein Ziel erreicht, ich habe ihn wirklich glücklich gemacht, trotz seiner Lage. Ach er hat es mir in jenen seligen Tagen unsers Beysammenseyns oft mit stillem Entzücken, mit Thränen der Rührung gestanden. Und er war so gut, so liebenswürdig!

Gut? Liebenswürdig? Der Flattergeist, der Treulose, der sein Herz an eine Andere gehängt, und Alles vergessen, Alles gering geachtet hat, was Du für ihn thatest?

Ich bitte Dich, schweig davon, Fatme! fiel

die Kranke mit schmerzlichem Tone ein: Ich erkenne deine Liebe zu mir, die Dich so reden macht; aber Du weißt, es thut mir weh.

Mir aber soll es nicht weh thun, antwortete die Ältere heftig, mir, die ich Dich von deiner Geburt an geliebt, gewartet, gepflegt, und an meiner Brust ernährt habe? Ich soll schweigen, wenn ich erkenne, daß der Gram um den Undankbaren deine Gesundheit seit zwey Jahren untergräbt, und Du jetzt dennoch hineilst, sobald Du von seiner Gefahr hörst, ihn pflegen und bedienen willst, bis Ohnmacht und Krankheit Dich zwingt, dein Amt aufzugeben? Das soll ich geschehen lassen und schweigen, soll Dich von Tag zu Tag kränker werden, in deiner Jugend und Schönheit vergehen sehen?

Vergehen! fiel die Jüngere ein: Ja, Fatme! Vergehen! Das ist das rechte Wort. Und glaube mir, es liegt auch eine Art von Seligkeit in diesem stillen Verblühen und Vergehen. Sterbe ich doch um seinetwillen, und endet doch mein Tod jeden Anspruch, jeden Streit! Darum w ü n s c h e ich zu sterben, ich will von keiner Hoffnung wissen, der Tod ist meine einzige Hoffnung, mein einziger Trost, und wer mir diesen rauben will, liebt mich nicht.

Bey diesen Worten erhob sich die Kranke, von Fatmen unterstützt, langsam von ihrem Sitze, und stand tiefathmend eine Weile so, daß die zwey Verborgenen sie ganz und ungehindert sehen konnten, indeß die Sclavinnen auf einen Wink herbeyeilten, und nun alle zusammen den Rückweg antraten.

Sie waren bereits ziemlich weit, als Abderachmen erst aus tiefen Gedanken erwachend anhub: Was war das? Welche Erscheinung? Welche Gesinnungen und Gefühle!

Das war Canzade, antwortete Alvarez, die Tochter der Witwe Eures Oheims, dieselbe, welche —

Canzade? fuhr Abderachmen auf: Die Tochter meiner Feindinn? Meine Feindinn selbst?

Alvarez erzählte noch viel zum Lobe der Prinzessinn, die, ganz anders gesinnt als ihre stolze Mutter, diese oft gebethen habe, ihre Ansprüche aufzugeben, und kein Blut um einer Krone wegen vergießen zu machen, welche für sie keinen Reiz habe.

Gesteht, brach endlich der Prinz sein langes Schweigen. Gesteht mir, Alvarez! Man muß so unglücklich seyn wie ich, um in der Person, die sich mir als die edelste und seltenste ihres Ge=

schlechts zeigt, meine ärgste, meine geborne Feindinn zu finden.

Der weise Arzt bemerkte ungern diese Richtung des Geistes, die an Allem, was ihm vorkam, die dunkelste Seite auffand, und er tadelte es liebreich. Aber Abderachmen ging nicht von dieser Ansicht ab, und so diente, was ihn zerstreuen sollte, nur, seinen Mißmuth zu vermehren. Doch blieb ein wehmüthiges Andenken an die unglückliche Canzade in seiner Brust, und er konnte der Feindinn seines Hauses sein Mitleid wie seine Achtung nicht versagen.

Er setzte seine Spaziergänge fort, weil der Arzt es ihm geboth, er versuchte sogar, dem Vergnügen der Jagd einen Genuß abzugewinnen; aber sein Kummer stieg mit ihm zu Pferde, begleitete ihn in den Wald, und kehrte mit ihm in seine Gemächer zurück. Doch liebte er es, sich in die dunkelsten Schatten des Forstes zu versenken, und dort wohl nicht ein schuldloses Wild, aber seine trüben Gedanken ungestört zu verfolgen. So kam er eines Tages von seinem Gefolge ab, und fand sich mit seinem Stallmeister in einer unbekannten Gegend des Waldes ganz allein. Die Mittagssonne brannte auf den offnen Flächen, und unter dem Laubdach glühte

drückende Hitze, die der Schatten nicht zu mindern vermochte. Kein Quell, kein Strauch mit saftigen Beeren war weit umher zu finden. Sie irrten eine Weile herum, und gelangten endlich an den Ausgang des Waldes, von dem aus sie die Umgegend und ihren Weg erkannten. Aber Durst, Erhitzung und Müdigkeit drückten den Prinzen, und so erschien ihm ein niedliches Gartenhaus, das am Abhang des Hügels mitten in einem wohlgebauten Garten lag, sehr willkommen. Er ging darauf zu, und sandte den Stallmeister voraus, um für einen verirrten Jäger um einen Trunk Wasser oder Milch zu bitten. Der Mensch ging durch die Palmen-Allee, die nur ein ländliches Gitter verschloß, dem Hause zu. Abderachmen folgte ihm von fern, trat in den Umkreis des Gartens und betrachtete mit Vergnügen überall die Spuren eines milden Geistes in den zierlichen Beeten, in den sinnig vertheilten Blumen und Sträuchen, als er plötzlich neben sich ein Geräusch hörte, und aus einem Gebüsche ein Frauenzimmer hervortrat, das bey dem Anblick des Prinzen mit einem Schrey des Schreckens zusammensank. Abderachmen eilte hin, sie zu unterstützen und um Verzeihung für seine unvermuthete Er-

scheinung zu fliehen, als er ebenfalls mit Bestürzung in der Sinkenden die Prinzessinn Canzade erkannte.

Sie richtete sich an seinem Arm auf, und suchte sich mit sichtbarer Anstrengung zu fassen. Ist's möglich? sagte sie endlich, indem ein zartes Roth ihre Wangen überflog: Seh ich den Prinzen von Valencia vor mir?

Ihr kennt mich, Fürstinn? erwiederte Abderachmen betroffen: Verzeiht, ich hatte keine Ahndung, wem dieß Gebieth zugehöre; sonst würde ich —

Ich verstehe, was Ihr sagen wollt, antwortete Canzade mit mildem Ernst: Laßt das für diesen Augenblick, und erklärt mir, welcher Zufall Euch hierher geführt hat?

Abderachmen stand im Anschauen dieser zarten Züge, in den Tönen dieser Stimme verloren, die mit unbekannter Gewalt alle Tiefen seines Herzens aufregten, und antwortete nicht. Canzade sah ihn an, sie sah den Ausdruck seiner Blicke, und schlug von Neuem erröthend die ihrigen zu Boden. Aber in dem Augenblick trat Fatme, begleitet von seinem Stallmeister und einem jungen Sclaven, der einen Becher Milch und ein Körbchen mit Früchten trug, auf sie zu.

Sie schien erstaunt, die Prinzessinn bereits im Gespräche mit dem jungen Fremden zu finden, aber ihr Erstaunen verwandelte sich in sichtlichen Unmuth, als Canzade, ihr den Prinzen vorstellend, seinen Nahmen nannte.

Der Prinz bemerkte es. Ich erkenne, sagte er, daß meine Erscheinung in diesem Hause befremdend, ja beleidigend scheinen muß, und ich habe nichts, als meine gänzliche Unwissenheit zur Entschuldigung anzuführen. Bey diesen Worten verbeugte er sich und wollte gehen. Canzade erblaßte; sie sah Abderachmen und Fatmen wechselweise an. — Und wie hängt dieß Alles zusammen? sagte sie endlich zweifelnd.

Ich habe mich auf der Jagd verirrt, ich habe die Gitterthür eures Gartens offen gesehn, und es gewagt, die Gastfreyheit guter Menschen um eine Schale Wasser oder Milch für einen Ermüdeten anzusprechen.

O geschwind, geschwind! rief Canzade, indem sie sich zu dem Knaben wandte und den Becher ergriff. Aber wie sie in Abderachmens glühendes Antlitz sah, zog sie die Hand zurück und sagte: Nein, Prinz, Ihr seyd zu erhitzt, Ihr dürft nicht gleich trinken. Kommt, setzt Euch

, hier im Schatten, und wenn Ihr abgekühlt seyd, dann werd' ich Euch die Milch reichen!

Abderachmen sah sie erstaunt, aber mit einer Regung von Freude an. Prinzessinn! Diese Sorgfalt, diese Güte! sagte er: Wahrlich, ich weiß nicht, was ich von dem Allen denken soll.

Nur nicht, daß wir Euch vergiften wollen, antwortete sie mit leichtem Scherz: Ich will Euch den Becher auch kredenzen. Sie schritt voran, setzte sich unter blühenden Pomeranzenbäumen, und deutete dem Prinzen, neben ihr Platz zu nehmen. Er folgte verwirrt und wunderbar angeregt durch Alles, was geschehen war, und setzte sich an Canzadens Seite, Fatme ihnen gegenüber. Der Sclave stellte Obst und Milch neben die Fürstinn und entfernte sich mit dem Stallmeister, und Canzade endete das verlegene Schweigen der kleinen Gesellschaft, indem sie eine der Orangen ergriff, und mit den Worten: Das dürft Ihr schon essen, und der Saft kühlt und löscht den Durst, sie zierlich zu schälen anfing. Dann theilte sie sie mit dem Prinzen, und ein leichtes Gespräch, jede feindselige Beziehung, jede schmerzliche Berührung sanft und zart vermeidend, entspann sich unter ihnen. Der Prinz mußte von seiner unverhofften Heilung,

von seinen Gefühlen, als er das Licht zum ersten Mahl wieder erblickte, erzählen, er mußte ihr schildern, was er gelitten, wie seine Wunden sich nach und nach gebessert, wie er sich an die Freuden des Gesichts gewöhnt habe. Sie schien mit der regsten Theilnahme zuzuhören, sie ließ sich jeden kleinen Umstand beschreiben, sie ergriff endlich den Becher, trank mit ihren feinen Lippen zuerst daraus, und reichte ihn dann mit der anmuthigsten Freundlichkeit ihrem Nachbar, der noch immer nicht begreifen konnte, wie er und Canzade zusammentreffen und sich so gegeneinander benehmen konnten. Indeß zog ihn der Fürstinn liebenswürdige Unbefangenheit unwiderstehlich fort. Er hatte bald vergessen, wer diejenige war, die ihn so freundlich behandelte, und als nach mehr als einer Stunde der Stallmeister kam, ihm zu melden, daß sein Gefolge, das ihn gesucht hatte, nun da sey, um seine Befehle zu erwarten, fühlte er, daß er ungern von hier scheide, und stand zögernd auf. Canzade blickte freundlich aber besorgt zu ihm empor. Ihr geht schon, Prinz? sagte sie, und ihre Hände hatten sich zitternd berührt, ohne daß sie es wollten. Er stand unschlüßig. Darf ich wieder kommen? fragte er, schüchtern vor ei-

ner strengen Verweigerung. Besucht uns bald wieder! erwiederte sie schnell und fröhlich: Ihr macht uns Freude damit. Der Prinz war überrascht durch diese Güte. Er ließ sich auf ein Knie vor Canzaden nieder, drückte seine Lippen ehrfurchtsvoll auf ihre Hand, und kehrte dann, Kopf und Herz mit tausend Gedanken angefüllt, in seinen Pallast zurück.

Das war die erste schöne Stunde seit dem Augenblick gewesen, da Elvirens Verrath ihn aus allen seinen Himmeln heruntergeschleudert hatte, und er nahm sich vor, da er so gütig Erlaubniß dazu erhalten, recht bald und oft Gebrauch davon zu machen.

Sobald es der Wohlstand erlaubte, erneuerte er seinen Besuch, und wurde von nun an jedesmahl wie ein alter Freund achtungsvoll und freudig empfangen. Es ward ihm wohl in Canzadens milder, beruhigenden Nähe. Anziehende Gespräche erheiterten seinen Geist, und eine unerschöpfliche Güte und Aufmerksamkeit, die in ihrem Betragen, ihren Worten, selbst in ihrer Stimme sich verkündete, berührte wohlthätig und heilend die wunden Stellen seines Herzens. Es war ihm so wohl und zugleich so seltsam in ihrer Gegenwart, als hätte er sie längst gekannt,

und sie ein heiliges Recht auf sein volles Vertrauen. Dieß ward ihr auch nach und nach. Abderachmen erzählte von seiner unglücklichen Kindheit, seines Vaters Abneigung gegen ihn, und nannte Alidens Nahmen. Ein schnelles Roth übergoß Canzadens Wangen bey diesem Worte, und sie schien verlegen zu werden. Abderachmen bemerkte es erstaunt, doch da sie sich sogleich faßte, und der Gegenstand den Erzähler hinriß, wurde die kleine Störung bald vergessen.

Von nun an waren Alide und jene schöne stille Zeit, in der sie um Abderachmen gelebt, ihn zärtlich geliebt und so treu für ihn gesorgt hatte, der Inhalt seiner meisten Gespräche mit Canzaden. Ihm schloß sich das Herz auf, wenn er von der unvergeßlichen Freundinn sprechen konnte, und Canzaden schien kein Gegenstand der Unterhaltung lieber zu seyn als dieser. Sie wußte geschickt jedesmahl die Rede darauf zu lenken, sie forschte, sie fragte nach Allem, das Andenken Alidens erneuerte sich vor Abderachmens Geist in doppelter Lebhaftigkeit, und durch einen seltsamen Zauber erhöhte sich in eben dem Maaße seine Neigung für Canzaden, die ihm in so manchen Stücken eine glückliche Wiederhohlung der verlornen theuren Gespielinn schien.

Ihr Umgang ward ihm hierdurch immer werther, und endlich zum Bedürfniß, und auch er fühlte, daß er hier willkommen war, und mit Achtung und innigem Wohlwollen aufgenommen wurde. Canzadens Gesundheit besserte sich ebenfalls zu seiner größten Freude mit jedem Tag, das zarte Roth ihrer Wangen blühte auf, ihr Blick wurde heiter, ihre Kräfte kehrten zurück, auch Fatmens unmuthiger Ernst, mit dem sie im Anfange den Prinzen behandelt hatte, löste sich endlich in eine mütterliche Zuneigung auf, und ein stiller, seliger Frieden, dem ähnlich, der ihn einst durch Alidens Liebe beglückt hatte, verbreitete sich in seiner Brust. Nur zwey Dinge waren, die diesen schönen Einklang störten, der Gedanke an jenen überglücklichen Treulosen, der Schuld an Canzadens Gram und ihrem Verblühen war, und sein Verhältniß zu ihr, als der Tochter seiner Feindinn. Keines von beyden war noch zwischen ihnen berührt worden. Des Erstern zu erwähnen, mangelte es Abderachmen an Muth, und das Zweyte zu nennen, schien Canzade absichtlich zu vermeiden, so lange das Schicksal des Krieges nicht entschieden war.

Abderachmen wußte gar nichts von dem

Gang seiner Angelegenheit. Man hielt seit den letzten, ihm hoffnungsreichen, Nachrichten Alles vor ihm strenge verborgen, und dieser einzige Umstand war es, der ihn vermuthen ließ, daß es minder schlimm um seine Aussichten stünde, als seine Feinde ihm gern glauben machen wollten. Eines Tages aber, als er zu Canzaden kam, trat ihm diese mit Augen, die vor Freude glänzten, entgegen, und erzählte ihm, daß sie so eben zuverläßige Nachricht erhalten habe, wie sein Feldherr Mursa nicht allein die Hauptstadt gegen das ganze feindliche Heer behauptet, sondern auch ein junger Offizier, Edris genannt, durch eigene Bemühung unter dem treuen Volk ein Heer gesammelt habe, das entschlossen war, für die Rechte ihres geliebten, jungen, rechtmäßigen Königs zu siegen oder zu sterben. Mit dieser Schaar hatte er dem Feinde in unordentlichem Kriege so viel Abbruch gethan, daß dieser sich zurückzuziehen und den größten Theil des schon eroberten Landes zu räumen gezwungen worden war. Überrascht, erfreut und verlegen hörte Abderachmen diese Zeitungen. — Und aus Eurem Munde, Fürstinn, muß ich das erfahren? Ihr selbst seyd es, die mir meldet, was Euch, wie ich glauben muß, nicht angenehm seyn kann?

Ihr irrt Euch, lieber Vetter! antwortete sie mit freundlichem Lächeln: Erlaubt, daß ich Euch diesen Nahmen gebe, der Euch durch unsere Blutsverwandtschaft gebührt, und mit welchem Euch früher zu nennen nur Euer Unglück mich abhielt! Dieß scheint sich nun zu meiner großen Freude zu enden, und so erinnere ich Euch und mich gern an ein Verhältniß, das uns einander näher bringt. Was aber meine Ansichten von dem Zwiste unserer Häuser betrifft, so glaubt mir, daß mein Herz nie in die Absichten meiner Verwandten eingestimmt hat, und dieser Krieg mir von jeher ein Gräuel war.

Abderachmen war entzückt über diese Erklärung. Er verbarg ihr seine Freude nicht, aber es war kein geringer Zusatz zu derselben, daß ihre Erzählung ihm die Treue des verlorengegebnen Freundes verbürgte. Canzade fragte nach der Ursache dieser Äußerung. Abderachmen erröthete, und stand verlegen. Er konnte des Verraths, den Edris an ihm begangen, nicht erwähnen, ohne seines Verhältnisses zu Elviren zu gedenken. Noch hatte er ihren Nahmen nicht genannt. Nun drängten ihn die Nothwendigkeit und Canzadens Fragen, die, als ahnde sie die Ursache seines Zauderns, mit gespannter Er=

wartung und sichtlicher Unruhe in ihn drang. Er war schon längst gewohnt, ihr nichts zu verbergen, er hatte nicht die Macht, ihr etwas zu verweigern, und so mußte er sich denn entschließen und sich seines Undanks gegen die liebevolle Freundinn seines Unglücks, und zugleich seiner strafbaren Verblendung anklagen. So wie er anfing, so wie Canzade fühlte, was nun kommen würde, sah der Prinz sie erbleichen, und ein leichtes Zittern durch ihre Glieder zucken. Doch hörte sie gefaßt und in grosser Spannung zu, sie unterbrach ihn nicht, wie sonst, mit theilnehmenden Fragen, sie führte ihn nicht von einer Kleinigkeit tändelnd zur andern. Schweigend, blaß, die Hände, deren Zittern sie zu bekämpfen strebte, vor sich in den Schooß gefaltet, ließ sie die kurze, oft abgebrochene Erzählung, wie des Erzählers tieferregtes und empörtes Gemüth sie geben konnte, über sich ergehen. Aber als Abderachmen nun an die Stelle kam, wie er, vom Lager zurückeilend, sehnsüchtig in die Arme der Geliebten fliegen wollte, und des Freundes Verrath, Elvirens niedrigen Spott vernahm, und seine Schmach in dem Blut der Treulosen rächen wollte, da vermochte sie den leidenschaftlich bewegten Freund nicht mehr an-

zuhören. Einer Ohnmacht nahe stand sie auf und winkte dem Prinzen, der erschrocken den Arm ausstreckte, sie zu unterstützen, zu schweigen und sich zu entfernen. Fatme geleitete sie ins Haus, Abderachmen stand betäubt von diesem Auftritt, und entfernte sich endlich, als ein Sclave kam, ihm zu melden, daß die Prinzessinn sich sehr übel gefühlt und zu Bette habe gebracht werden müssen.

Am andern Tage eilte er sogleich hinaus zu ihr. Sie war noch krank, und zwar bedeutend. Er konnte nicht einmahl Fatme'n sprechen, die ihre Pflegetochter keinen Augenblick verließ; und voll Sorge um Canzaden, voll Vorwürfe gegen sich selbst, daß er durch seine lebendige Schilderung bey ihr, deren Herz gleichfalls ein Treuloser gebrochen hatte, allzuschmerzliche Erinnerungen erweckt habe, kehrte er langsam und in düstere Gedanken verloren zurück. Angst um Canzaden, Sehnsucht sie wiederzusehen, und ein peinliches Gefühl, wenn er an den Überglücklichen, Unwürdigen dachte, der ein solches Herz zu brechen im Stande war, und doch noch so innig geliebt wurde, verbitterten ihm jeden Augenblick, und der ganze finstere Trübsinn,

der so lange Zeit auf ihm gelastet hatte, kehrte wieder zurück.

So verschlichen einige Tage langsam und unerträglich, und der Schmerz, der ihn um Canzaden folterte, zeigte ihm einen noch tiefern Abgrund seines Geschickes; er zeigte ihm, daß er Canzaden liebe, und zugleich, daß er hoffnungslos liebe. Der stille Frieden, der ihn in ihrer milden Nähe beglückt, die Harmonie seines Innern, die die Einwirkung ihrer schönen Seele in ihm hergestellt hatte, die kindliche Anhänglichkeit an dieß reine, der Erde halb entflohene Wesen, hatten ihn über die Natur seiner Gefühle getäuscht. Jetzt, wo ihre Gefahr und die Erkenntniß, daß ihr Herz auf ewig für ihn verloren sey, sein Gemüth aufgeschreckt hatten, jetzt erkannte er aus dem Sturm, der sein Inneres durchtobte, das Daseyn und die Heftigkeit einer Neigung, die so ganz von den fieberhaften Erschütterungen verschieden war, welche einst die kunstvolle Elvire in seiner Brust zu erwecken und zu unterhalten verstanden, und die er deßhalb nie für mehr als Freundschaft gehalten hatte.

Seine einzige Beruhigung war, täglich zweymahl selbst hinaus an den theuern Ort zu eilen.

der sie umschloß, sich bey ihren Leuten genau nach jedem kleinsten Umstand zu erkundigen, und wenigstens das Zimmer von außen zu sehen, in dem sie lag und litt durch seine Schuld, aber um eines andern Beneideten und Gehaßten willen. Endlich einmahl erschien ihm Fatme, wie ein Bothe vom Himmel, und trat erschrocken zurück, als sie Abderachmens verlöschte Blicke, die Bläße seiner Wangen sah. Ach Gott, was ist Euch, gnädiger Herr? rief sie aus: Ihr seyd krank! Der Prinz versicherte sie, daß er ganz wohl sey, und beschwor sie nur mit unruhiger Heftigkeit, ihm Alles zu erzählen, was mit der Fürstinn vorgegangen war. Fatme gehorchte, der Prinz hing an ihrem Munde, sie sah den Eindruck ihrer wechselnden Nachrichten in Gluth und Bläße, in dem bewegten Spiel seiner Züge sich spiegeln, und das Entzücken, mit dem er die Nachricht empfing, die Fürstinn am folgenden Tage wieder sehen und sprechen zu dürfen. Sie entließ ihn endlich, und ermangelte nicht, ihrer Gebietherinn von allem treue Nachricht zu geben.

Länger als die verflossenen peinlichen Tage dünkten dem Prinzen nun die letzten vier und zwanzig Stunden. Aber auch sie verschlichen

endlich, und der Augenblick kam, wo er sie wieder sehen sollte, die nun einmahl, wenn gleich ohne Wiedervergeltung, die Herrinn seiner Gedanken, seiner Gefühle, seines ganzen Lebens war. Fatme führte ihn in das Zimmer, wo Canzade, in himmlischer Freundlichkeit lächelnd, auf einem Ruhebette lag, und dem willkommnen Freund schon von ferne die Hand zum Gruße both. Er eilte hinzu, er konnte nicht sprechen. Knieend drückte er die theure Hand an Brust und Lippe, fühlte mit nahmenlosen Entzücken ihren erwiedernden Druck, erhob sich endlich und geboth dem Sturm, der aus der tieferregten Brust hervorzubrechen drohte, als Fatme ihn erinnerte, daß jede heftige Gemüthsbewegung der kaum Wiederhergestellten schädlich werden könnte. Nun waltete ein leichtes aber herzliches Gespräch zwischen ihnen, das Fatmens Gegenwart in ruhigen Schranken hielt, wenn die bewegten Seelen zuweilen in Seufzern und abgebrochenen Worten sich zu verrathen begannen, und mit Erstaunen sahen Beyde die Abenddämmerung sinken, die den Prinzen zurückzukehren geboth.

Canzade blühte, vom Hauche der treusten

Liebe berührt und gepflegt, schnell wieder auf, und sah mit Befremden den theuern Freund noch immer trüb und niedergeschlagen. Eines Morgens, wo sie zum ersten Mahl, von ihm begleitet, den Garten verließ, um einen weitern Spaziergang zu machen, hieß sie Fatmen mit einem Wink zurückbleiben, und nahm sich vor, ihn freundlich und herzlich zu befragen. Abderachmen ging meist schweigend neben ihr, versunken in seine hoffnungslose Liebe, die zu ertragen ihm immer schwerer fiel, je schöner die holde Freundinn an seiner Seite aufblühte, je gütiger sie ihn behandelte. Unter schattenden Kastanien setzten sie sich endlich, und Canzade begann nun, den Freund, den lieben Vetter, wie sie ihn seit jener Nachricht vom Kriege gern und vertraulich nannte, um die Ursache seiner Schwermuth zu fragen.

Abderachmen sah sie staunend an. — Sein Herz drängte ihn, ihr Alles zu sagen, sein Stolz hielt das beschämende Geständniß seiner Hintansetzung zurück. Könnt Ihr mir's verdenken, Fürstinn! so begann er endlich, wenn es mich befremdet, ja wenn es mich kränkt, nachdem ich Euch mein ganzes Herz geoffenbaret, Euch

noch stets verschlossen und geheimnißvoll zu finden? Was ist die Ursache Eures Verblühens in so zarter Jugend, des stillen Kummers, der, als ich Euch kennen lernte, so sichtbar Euer ganzes Wesen drückte? Was war es endlich für eine Beziehung auf Euer Schicksal, die Euch in meiner Erzählung neulich so erschütterte? Ich weiß, ich verstehe von dem Allen nichts. Ihr nennt mich Euren Freund, Euren Verwandten; aber kann wohl wahre Freundschaft ohne gegenseitiges Vertrauen bestehn?

Canzadens Auge heftete sich mit dem Ausdruck inniger Liebe auf ihn, und schwoll von einer Thräne. Ihr beklagt Euch über mich, lieber Vetter, und wohl nicht mit Unrecht. So muß ich denn mein langes Schweigen brechen und Euch enthüllen, was ich früher zu gestehen wahrlich nicht die Zuversicht hatte. Ja, Abderachmen! Auch mich hat eine gekränkte Liebe beynahe an den Rand des Grabes gebracht.

Abderachmen erblaßte, seine Lippen zuckten, sein Auge sah starr vor sich hin.

»Ich habe nur einmahl, aber für mein ganzes Leben geliebt. Ich genoß das unbeschreibliche Glück, dem Gegenstand meiner Liebe recht viel

zu seyn, ihn zu trösten, zu erheitern, sein trauriges Schicksal vergessen zu machen; aber fremde Menschen drängten sich zwischen uns, unser stiller Himmel ward zerstört, ich sah mich einer glücklichen, und, der Himmel ist mein Zeuge, daß keine Eitelkeit mich so zu reden verführt, keiner bessern Nebenbuhlerinn wegen verlassen. Das war die Ursache, warum ich meinen Freund floh, warum ich in der Blüthe der Jugend welkte, und den Tod als meinen einzigen Trost betrachtete.»

Und nun? sagte Abderachmen kaum hörbar mit zitternder Stimme.

»Nun ist es anders, nun darf ich wieder hoffen. Mein Schicksal hat sich seltsam gewendet. Ich glaube, ich bin noch geliebt, ich herrsche noch in dem Herzen, das zu besitzen der einzige Stolz, das einzige Glück meines Lebens war; — ich darf —

O, wie könnte das auch anders seyn! rief Abderachmen mit dem Tone der Verzweiflung, und sprang auf: Wer könnte Euch denn nicht lieben, wer könnte Euch verlassen, um was immer für ein Weib dieser Erde!

Glaubt Ihr das wirklich, Abderachmen?

sagte Canzade, indem sie ihn mit ausgebreiteten Armen zärtlich ansah: Und könntet Ihr Aliden wirklich noch lieben?

Alide! rief der Prinz heftig erschüttert: Was wollt Ihr mit den Geistern der Verstorbenen?

Sie stand auf und ging auf ihn zu. Abderachmen! O Du meine erste, meine einzige Liebe! — Ahndest Du nichts? Kennst Du die Jugendgespielinn wirklich nicht mehr? Sie wollte ihren Arm um ihn schlingen, er stürzte mit dem Ausruf: Alide! zu ihren Füßen nieder. Sie beugte sich über ihn, sie nannte ihn mit den zärtlichsten Nahmen, er war außer sich. Nur mühsam erhob er sich, und sank auf den Rasensitz hin. Seine Hand ruhte zitternd in der ihrigen, sein Auge haftete starr an ihr, und seine Zunge war nicht vermögend, einen Laut hervorzubringen.

Canzaden oder Aliden erschreckte dieser Zustand, sie warf sich an seine Brust, sie klagte sich ihrer unvorsichtigen Raschheit an, sie brach in Thränen aus. Bey diesen Tönen strömten auch die seinigen hervor, und mit ihnen kam ihm Bewegung und Sprache wieder. Er umschloß sie

heftig, drückte sie an seine Brust, und vermochte es endlich in einzelnen Lauten sein Entzücken auszudrücken. Doch währte es lang, bis Beyde so viel Fassung und Ruhe gewannen, um zu erzählen und zu vernehmen, was Abderachmen so lang ein Geheimniß geblieben war.

Ihre Mutter hatte durch Mursa's Schutz damahls die Möglichkeit gefunden, dem traurigen Schicksal zu entgehen, das auf Ali Machmud's Befehl seines Bruders ganzes Haus traf; und als sie eine Tochter, und bald darauf Zemrude einen Sohn geboren hatte, entwarf der redliche Freund, der sich in beständiger Kenntniß von der Lage seiner Geretteten erhielt, den Plan, diese Tochter mit dem Prinzen einst zu verbinden, und so das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Doch machte er Syrmen Schweigen und Verborgenheit zur strengen Pflicht, da er nur unter dieser Bedingung sich ihrer annehmen könnte. Er brachte hierauf diese Tochter unter falschem Nahmen an Ali Machmud's Hof in Abderachmens Nähe, und was er so eifrig gewünscht hatte, schien durch die zarte Neigung, die die beyden Kinder zu einander faßten, und die mit den Jahren wuchs, sich einer frohen

Entwickelung zu nahen, als das Eingreifen des Vaters in die Erziehung des Sohnes, Edris Einwirkungen und Elvirens eitle Bemühungen alle seine gutgemeinten Plane zerstörten, und Syrmens unbescheidener Stolz auch den Schleyer des Geheimnisses zerriß, den er durch so lange Jahre vorsichtig über ihr und ihres Kindes Daseyn gebreitet hielt. Er fand es für nöthig, Aliden sogleich aus einer Nähe wegzubringen, die ihr bey Ali Machmuds Gesinnung auf den leisesten Verdacht, daß er die gefürchtete und verwünschte Tochter seines Bruders in seinem Pallast beherberge, tödtlich werden konnte, und ihre Spur an Ali Machmuds Hofe durch die falsche Nachricht von ihrem Tode zu vertilgen. So brachte er sie zur Mutter, die damahls längst aus der Nähe von Valencia entwichen war, und jenseits der Pyrenäen einen sichern Zufluchtsort gesucht hatte, von wannen sie nun, erbittert über die fehlgeschlagene Hoffnung, ihre Tochter durch Abderachmens Liebe und das Geschenk seiner Hand einst im Besitz des ihr gebührenden Thrones zu sehen, nach Arragonien floh, und dort Alles zum Untergang ihrer Feinde aufboth.

Vergebens suchte ihre Tochter, in deren Her-

zen das Andenken des unglücklichen Jugendgespielen, trotz seiner Flatterhaftigkeit, treu fortlebte, sie von diesem blutigen Vorhaben abzuwenden. Syrma wollte nun einmahl ihre Tochter auf dem Thron von Valencia sehen, und so achtete sie weder ihrer Bitten, noch des Kummers, der an ihrer Jugendblüthe verheerend nagte, begleitete endlich das Arragonische Heer nach Valencia, und hoffte dort siegreich mit den Überwindern des Feindes einzuziehn, der vor langen Jahren also als Sieger ihres Gemahls und Zerstörer ihres ganzen Erdenglücks eingezogen war. Canzade aber ließ durch keine Drohung, keinen Befehl der Mutter sich abhalten, sobald sie vernahm, daß Abderachmen, zum Tod verwundet, auf das Schloß gebracht wurde, zu ihm zu eilen, und ihre Stimme war es gewesen, die ihn zuerst aus seiner Betäubung geweckt und wunderbar in seinem Herzen wiedergeklungen hatte. Als Erschöpfung und Krankheit sie ihn später zu verlassen zwangen, bezog sie mit der treuen Amme das Landhaus am Walde, wo er sie kennen, und in ihr seine alte Neigung zu der Jugendgespielinn aufs Neue empfinden gelernt hatte.

Das war es, was der Glückliche nach und nach und unter tausend Unterbrechungen seliger Liebe von Canzaden vernahm, und was ihm den ganzen Umfang seines Glückes zeigte, dem nun zu seiner Vollendung nur die Freyheit und die Möglichkeit fehlte, der Geliebten die Krone anbiethen zu können, die ihr durch ihre Geburt und seine Liebe so sehr gebührte.

Wenige Tage darauf näherte auch dieser Wunsch sich seiner Erfüllung. Ein Offizier von seiner Armee, von Mursa gesandt, von einigen der vornehmsten Valencier und von Arragonischen Offizieren begleitet, erschien, um ihm die Freyheit und Rückkehr in sein Reich, wo Alles seiner mit offnen Armen wartete, anzukünden. Edris hatte in einem kühnen Streifzug, mit Wagniß seines Lebens, das Glück gehabt, den Sohn des Königs von Arragonien gefangen zu nehmen, und dieser war zum Lösegelde für Abderachmen bestimmt. So war dieser seiner Gefangenschaft ledig, und die Nachrichten von dem für ihn günstigen Stand des Krieges in seinem Vaterlande erhöhten den Werth der persönlichen Freyheit. Er flog zu Canzaden, um ihr sein Glück anzukünden, und beschwor sie, mit ihm

zu ziehen, da er ohne sie nicht leben, und sie noch weniger im fremden Lande mitten unter seinen Feinden zurücklassen könne. Canzade willigte gern unter der Bedingung ein, daß die treue Fatme sie begleite. Man redete alle Anstalten ab, die Reise sollte mit dem Anbruch des nächsten Tages vor sich gehn, und der Überglückliche schied mit der sinkenden Dämmerung, wie gewöhnlich, von seiner Geliebten. Er war allein, nur von seinem Stallmeister begleitet, und eilte in Träumen künftigen Glückes durch die Gebüsche hin, als er sich plötzlich von einigen Gewaffneten überfallen, und Einen derselben mit blinkendem Dolche auf sich eindringen sah. Schnell zog er sein Schwert, aber in dem Augenblick faßte der Gegner ihn ins Gesicht, ließ den Dolch fallen, und mit dem Ausrufe: Azem! O mein Azem! sank er in die Arme seines Gefährten. Die Stimme klang nicht wie die eines Mannes. Abderachmen stand verwirrt, ein schneller Gedanke fuhr durch seine Seele, er faßte den Sinkenden kräftig an: Du bist Syrma! rief er, und Du willst den Freund deiner Tochter ermorden? Syrma richtete sich auf und starrte ihn an. Welche Ähnlichkeit! rief sie: O

mein Azem! mein unglücklicher Gemahl! »So laßt mich gut machen was mein Vater an Euch verschuldet! Gebt mir Canzadens Hand! Laßt mich den Thron mit ihr theilen, der die Ursache unsers Zwistes ist, und möge die unglückliche Ähnlichkeit mit meinem Oheim, die mir meines Vaters Herz entfremdete, mir das Eurige gewinnen!« Sie stand eine Weile unentschlossen. »Ich bin gekommen, Rache an Dir zu nehmen, der mir die geliebte Tochter unglücklich gemacht und unsere heiligsten Rechte gekränkt hat, ehe Dein unverdientes Glück Dich mir ganz entzieht. Du liebst Canzade, sagst Du, Du biethest ihr Deine Hand, und ich kann den nicht tödten, der mir ein so theures Bild zurückruft! Canzade wird entscheiden.«

Und Canzade entschied. Syrma legte die Hand der Tochter in die des Prinzen, und kehrte versöhnt mit ihnen nach Valencia zurück. Hier empfingen Volk und Heer jubelnd ihren Herrscher, der bald an der Spitze seiner getreuen Schaaren den Feind vollends aus dem Reiche vertrieb, und dann mit der Feyerlichkeit der Krönung die seiner Verbindung mit Canzaden vereinigte. Als Ordnung und Friede hergestellt

waren, ließ er Edris vor seinen Thron rufen, und nahm den Freund, der sein Unrecht so schön vergütet hatte, wieder an seine Seite, in sein Herz auf. Vor Allen aber genoß Mursa das unumschränkte Vertrauen und den kindlichsten Dank des beglückten Paares, dem er mehr als Vater gewesen war, und ärntete den Lohn seiner Tugend in ihrem und des Vaterlandes Glücke, das durch Abderachmens Erziehung und die tapfere Behauptung der Stadt sein eigenstes Werk war.

III.

Der Husarenoffizier.



Herr von Z** pflegte jährlich, wenn seine Geschäfte es ihm erlaubten, eine Fußreise zu machen. Gesundheit, Zerstreuung, Erhohlung von den anstrengenden Arbeiten seines Berufs waren der nächste Zweck dieser Spaziergänge, aber die angenehmere Ausbeute für sein Herz waren die Bilder schöner oder gewaltiger Naturscenen, und die Erinnerung an manches kleine Ereigniß, das seine Einbildungskraft beschäftigte oder sein Gemüth ansprach. Oft pflegte er noch lange, noch Jahre darnach mit Wohlgefallen an solche kleine Vorfälle zu denken, und die angenehmen Bilder, die wohlthätigen Gefühle, die sein Gedächtniß gesammelt und sein Herz treu bewahrt hatte, wie aus einem geheimen Schatze hervorzulangen, um die kalte Alltagswelt seines Stadt- und Gesellschaftlebens damit zu verschönern.

Eine kleine Begebenheit war ihm vor Vie-

len werth, und er kehrte oft und gern dahin zurück. Es war im Spätjahr 1808 gewesen, als er durch freundliche Bergpfade in das reizende, ziemlich weite R*** thal kam, in welchem Eisenminen, Hochöfen, Hammerwerke und Sägemühlen ein reges aber mühevolles Leben verbreiten. Aus pyramidalischen Essen stieg hier der schwarze Rauch, Hammer pochten, Wehren rauschten, Kohlstätten dampften, berußte Arbeiter gingen zwischen ihren zerstreuten Hütten umher, Alles verkündete Armuth bey strengem Fleiß und Genügsamkeit. Nur rechter Hand, wo über kleinere Waldberge der Riesenrücken eines kahlen Felsengebirges herüberschaute, stand ein größeres stattliches Haus, dessen alterthümliches Ansehn Festigkeit und Wohlstand verkündete, und seltsam mit einem ganz neuen Dache abstach, das den einen Flügel bedeckte. Es war das Wohnhaus des reichen Hammermeisters, und alle Arbeiter rings im Thal zollten ihm den Fleiß ihrer Hände. Er war es, der die ganze Gegend leben machte. Diese Erkundigungen hatte Z** schon früher eingezogen. Mit Vergnügen betrachtete er das betriebsame Thal, und in seiner Seele erhob sich ein Gefühl von

Achtung für den Mann, dessen Genie und Thätigkeit so vielen Menschen Unterhalt und Lebensgenuß verschaffte; denn Herr von Z** war ganz voll von den Grundsätzen der Industrie und Ökonomie, die unser Zeitalter beleben, und jede Gelegenheit, wo er der regellos waltenden Natur ein Stückchen ihres Gebiethes abgewonnen, und durch menschliche Rastlosigkeit bewimmelt, zur Vermehrung des Mein und Dein benützt sah, erfüllte ihn mit verständiger Freude.

So war es auch damahls. Vergnügt und aufmerksam durchstreifte er die Gegend, unterhielt sich mit den Arbeitern, ließ sich ihre Producte zeigen, machte seine Bemerkungen, erkundigte sich nach Materiale, Verkehr, Absatz, kurz, er verfuhr ganz nach der Weise der Reisebeschreiber, deren Werke er häufig gelesen hatte, und ging nun, wie der Tag sich neigte, dem Wohnhause zu, um mit dem Besitzer desselben, den er im Voraus schätzte, bekannt zu werden.

Die Sonne war gegen die Berggipfel gesunken, ihr röthlicher Schein verklärte die Gegend und strahlte wunderschön aus den Fluthen des breiten, hier in der Ebene ruhig dahin gleitenden Bergstroms, auf dessen klarer Fläche der Wiederschein dunkler Tannen über dem rosenro-

then Schimmer schwebte. Still und stiller wurde es in der Gegend, die Abendglocke tönte, das Geräusch der Arbeiter schwieg, die dunkelnden Berge ruhten friedlich und schützend um das stille Thal, und grauenhaft schaute von oben der Riesenrücken des Felsgebirges, wie der Herr und Fürst der Gegend herein. Aus Z**s Herzen waren jetzt alle industriösen Gedanken verschwunden, kindlich gab er dem Zauber sich hin, womit die Natur ihn umfing, und nachdem er sich eine Weile am Anblick des abendlich stillen Thals gelabt hatte, näherte er sich, mehr mechanisch, als um seines ersten Vorsatzes wegen, dem Hause. Es war ein großes Gebäude, an drey Seiten von Nebengebäuden und einer Mauer umgeben, die einen geräumigen Hof vor demselben bildeten. Ein Paar ehrwürdige Nußbäume beschatteten mitten im Hof einen Tisch mit Bänken, bey welchen er einige Männer erblickte. Vor dem Thor saß ein junges, bürgerlich gekleidetes Weib, auf dessen Schooß ein ganz kleines Kind spielte. Z** trat grußend zu ihr, die junge Frau antwortete freundlich. Er erfuhr, daß sie die Gattinn des Hammermeisters sey, und sie wies ihn an ihren Mann, der im Hof mit einigen Arbeitern sprach. Z**

betrachtete während des Gespräches die Frau, und fand, was er beym ersten Anblick nicht bemerkt hatte, daß ihre Bildung sehr zart, ihre Züge wirklich edel waren; aber Krankheit oder Gram hatten die Blüthe dieser frischen Jugend (sie konnte nicht viel über zwanzig Jahre haben) abgestreift, und nun war von einer einst vielleicht blendenden Schönheit nichts übrig geblieben, als die edlen Formen und eine rührende Bläße.

Das Gespräch der Männer im Hofe wurde laut, die Frau schrack zusammen. Z** gewahrte es, aber er schwieg. Er hörte den Hammermeister schelten, er hörte, wie er den Leuten von dem geforderten Arbeitslohn mit bestimmter Heftigkeit abdingte, und von keinen Bitten, ja selbst nicht von den Thränen zu bewegen war, mit welchen im Auge der ältere der beyden Männer, ein schwächlicher Greis, nun unter leisen Klagen aus dem Thore trat, während der jüngere, trotz der Gegenwart der Hammermeisterinn, seinem Brotherrn einen derben Fluch nachschickte. Die Frau seufzte und schlug das große blaue Auge zum Himmel. Z** war nicht heimlich zu Muthe, er hatte beynahe Lust, unverrichteter Dinge umzukehren, als der Haus-

herr unter den Thorbogen trat, den Fremden mit halber Höflichkeit begrüßte und die Frau rauh anfuhr, daß sie noch in der Abendluft mit dem Kinde heraußen sitze. Sie stand auf und ging schweigend. Z** wollte sich nun in ein Gespräch mit dem Hammermeister einlassen, über sein Werk, über die Gegend u. s. w., aber der Meister sah den einfachen Überrock des Fremden mit gerümpfter Nase, blickte auf dessen bestäubte Stiefel, und antwortete kurz. Z** wurde ärgerlich und ging.

Bey den freundlichen Wirthsleuten, wo er die Nacht zubrachte, hörte er viel von des Hammermeisters Reichthum, seinem großen Verkehr bis Constantinopel, wenig von seiner Güte oder Rechtlichkeit. Seine Frau wurde als eine Kreuzträgerinn geschildert. Z** fand bestätigt, was ihm die erste Zusammenkunft mit diesen Menschen hatte vermuthen lassen. Zum Hammermeister, Herrn Kluge, zu gehn, hatte er nun wenig Lust mehr; aber er wollte die Gegend sehen, und erkundigte sich nach einem Führer.

Die Wirthinn sah ihren Mann an. Da wäre ja Niemand besser, als der lahme Georg? sagte sie. Liebe Frau! fiel Z** lächelnd ein: Mit einem lahmen Führer wird mir nicht viel

gedient seyn; ich denke brav auf den Bergen herumzuklettern. Thut nichts, erwiederte die Wirthinn, Sie werden zufrieden seyn. Ach, Georg klettert ja beständig auf allen Felsen und in allen Schluchten herum. Z** wollte noch einige Bedenklichkeiten äußern, aber der Wirth, ein rechtlicher, verständiger Mann, versicherte ihm, daß er sich ganz auf den Menschen verlassen könne. »Er führt alle Reisenden, und alle sind mit ihm zufrieden; es ist ein armer Holzknecht, aber ein treuer, geschickter Bursche.« Kühn wie der Teufel, setzte die Wirthinn hinzu, scheu, wie eine Gemse, aber auch so geschickt wie sie.

Z** war es endlich zufrieden. Er beurlaubte seine Wirthsleute, und dachte sich eben zu Bette zu begeben, als es leise an seiner Thüre pochte. Die Wirthinn war es. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Eins muß ich noch sagen. Georg geht nicht aus dem Wald hervor ins Dorf; aber mein Mann hat ihm schon Post geschickt, er wartet Ihrer morgen beym Brunnen im S* Thal, und mein Junge wird Sie hinführen.

Seltsam! erwiederte Z**: Der Mensch macht wunderliche Forderungen. Indessen — es sey! Laßt mich morgen mit Sonnenaufgang wecken!

Die Wirthinn ging. Z** dachte der Sache nach. Ein lahmer Holzknecht, der ihn auf Felsen und Bergen herumführen sollte, und der nicht einmahl aus seinem Walde hervorgehn wollte, um die Leute abzuhohlen, von denen er Geld zu verdienen hoffte! Das machte ihn neugierig, und er versprach sich viel Spaß von dem wunderlichen Kauz, den er morgen sollte kennen lernen.

Der Morgen kam. Z** trat angekleidet aus seinem Zimmer auf die Hausflur. Guten Morgen, gnädiger Herr! sagte die Wirthinn, die hier Gemüse putzte. Georg wartet schon am Brunnen. He! Fränzel! — Ein freundlicher Junge von acht bis zehn Jahren kam gesprungen. — »Da, geh' mit dem gnädigen Herrn!«

Sie gingen. Die Gegend lag wunderschön im Morgenglanz vor Z**s Augen. Die Nebel schwangen sich aus den Thälern herauf, die Sonne stieg über die Bergrücken und trank die Thränen des Thaues von Gras und Blumen auf, die in der kühlen Morgenluft wie leichte Rauchwolken emporwallten. Z**s Herz öffnete sich weit und groß, und das Gefühl der Nähe des allgegenwärtigen Gottes drang durch alle Sinne in dasselbe. Er bethete still und in sich

gekehrt, es war ihm so wohl, so leicht, er hätte Alles mit Liebe umfassen und an sein Herz drücken mögen.

So ergötzte ihn auch die zutrauensvolle Kindlichkeit seines Begleiters, und nachdem er seine Gedanken von dem Erhabenen wieder auf die ihn umgebende Erde gerichtet hatte, unterhielt er sich fröhlich mit dem fröhlichen Knaben. Sie hatten nun die freyere Gegend durchwandert und die Thalschlucht nahm sie auf, in welche heut noch kein Sonnenstrahl gedrungen war, in der noch die Morgendämmerung mit dem vollen Tageslichte zu kämpfen schien. Zu beyden Seiten stiegen steile, wenig begrünte Felsen gerade empor, aus denen nur hier und da sich einzelne Fichten emporwanden. Ein schmaler Pfad lief am Felsen hin, tief unten rauschte der tosende Waldbach. Das war die ganze Breite der Schlucht, und dazu sprang noch der Weg von einer Seite zur andern auf kühnen Stegen und Brücken, wenn der schrofe Fels auch für den winzigen Pfad nicht mehr Raum gab. Jetzt öffnete sich die Schlucht zur Rechten ein wenig. Da lag der Brunnen, überbaut mit einer hölzernen Hütte, die ihn vor Ungemach und Verunreinigungen schützen sollte, und am Geländer des

Steges, der hinüber führte, lehnte, vorwärts über den Strom gebeugt, ein hochgewachsener, starker Mann. Georg! rief der kleine Fränzel: Da ist der Herr, den du führen sollst. Der Mann drehte sich um und begrüßte Z**, und dieser stand ein bißchen überrascht; denn es war in der Gestalt und der Bewegung des jungen Menschen gar nichts Bäurisches, vielmehr sprach aus den edlen Zügen des bleichen Gesichts und den tiefen dunkeln Augen ein nicht gemeiner Ausdruck; seine Haltung war gewandt, und ein Paar Worte, die er sprach, klangen feiner, als die gewöhnliche Mundart der Bewohner dieses Thals. Er stand auf seine Axt gestützt und fragte mit höflichem, aber bestimmten Ton, wohin es dem gnädigen Herrn gefallen würde, zu gehn?

Das will ich Euch überlassen, sagte Z**. Ich bin ganz fremd, und habe keinen andern Zweck, als die Gegend kennen zu lernen.

Wenn es nur darum zu thun ist, antwortete Georg, so will ich Sie führen, so gut ich kann. Ich kenne manchen schönen Punct; aber es ist eine Frage, ob auch Jedem gefällt, was mir.

Immerhin! erwiederte Z**: Laßt uns gehn, ich folge Euch.

Z** wollte einigemahl ein Gespräch anknü-

pfen; aber Georg schien wortarm, ob er gleich jede Frage sehr höflich beantwortete. Nachdem sie schon eine Stunde gegangen waren, bemerkte Z** mit Bedauern, daß das lange Gehen und Steigen seinem Begleiter schwer ward. Er überlegte bey sich, wie traurig das Schicksal des jungen Menschen sey, dem sein Zustand den ohnedieß mühsamen Broterwerb noch mehr erschwerte, und vielleicht in spätern Jahren ganz unmöglich machen würde. Er konnte seinem Mitleid endlich nicht mehr gebiethen, und so wandte er sich auf einer Anhöhe, wo Georg still stand und sich auf seine Axt stützte, mit der Frage an ihn, wo er denn das Unglück gehabt habe, sich den Fuß zu beschädigen?

Ein brennender Balken ist mir auf die Hüfte gefallen, die Schwere des Holzes und das Feuer haben mir eine tiefe Wunde gemacht, antwortete Georg trocken und finster.

»Armer Mensch! Aber wie ging das zu? Habt Ihr eine Feuersbrunst gehabt?«

Vergangenen May wäre die Hammerschmiede beynahe ganz abgebrannt.

»Und da habt Ihr löschen geholfen? Das ist brav von Euch!«

Georg schwieg. Ein düsterer, beynahe feindseliger Ausdruck zog sich über sein Gesicht.

»Eure Verletzung muß Euch sehr beschwerlich fallen. Habt Ihr geholfen, des Hammermeisters Haus zu löschen, so wär' es seine Schuldigkeit —«

Wäre es Ihnen nicht gefällig, weiter zu gehn, gnädiger Herr? Es ist noch ein großer Weg bis zum Gipfel des Berges, von wo ich Ihnen die schöne Aussicht zeigen kann.

Z** sah seinen Führer befremdet an. In seinen Zügen lag ein finsterer Gram. Ein leises Gefühl hieß Z** das Gespräch abbrechen, das den armen Burschen widrig zu berühren schien.

Ohne mehr eine Sylbe zu wechseln, gelangten sie auf die Höhe. Hier zeigte sich Georgs besseres Gefühl und eine viel mehr als bäurische Bildung im vortheilhaftesten Lichte. Mit einem feinen Sinn für Naturschönheiten wußte er Z** auf die geschicktesten Standpuncte zu führen, wo plötzliches Erblicken eines sehenswürdigen Gegenstandes das Vergnügen der Überraschung gewährte, oder der besondere Character irgend einer Parthie auch eine besondere Stimmung hervorbrachte. So hatte er ihn nun rings auf der Bergkuppe herumgeführt, wo der Blick des

Reisenden bald in schön begrünte friedliche Thäler, bald auf die wogige Welt niedrigerer Berge fiel, die wie Wellen eines im Sturm bewegten und plötzlich erstarrten Meers, seltsam und abwechselnd gestaltet umher lagen. Endlich wies Georg mit der Hand links hinab: Hier ist das R***thal, sagte er finster, wandte sich um, setzte sich auf einen Stein und senkte den düstern Blick in die Bergwelt vor sich hinab.

Z** blickte hinunter, wo sein Begleiter hingewiesen hatte, und stand überrascht von dem mahlerisch schönen Anblick des ganzen weiten Thals mit seinen Hütten, Feueressen, kleinen Gärtchen, Wiesen und Feldern, die der helle Bach durchfloß, und über Wehren und Räder rauschend, dumpf aus der Tiefe herauftönte. Gerade zu seinen Füßen lag das Wohnhaus des Hammerherrn. Er sah deutlich Menschen in dem Hofraum hin und her gehn, ja es däuchte ihm sogar, die Frau mit dem Kinde im Garten hinter dem Hause, den er gestern nicht wahrgenommen, zu bemerken. Er brach in fröhliche Ausrufungen aus, die von dem schweigsamen Begleiter unbeantwortet blieben. Endlich hatte er sich satt gesehn, er rief seinem Führer, und dieser brachte ihn auf einem andern, kürzern, aber

nicht minder angenehmen Weg wieder herab gegen den Brunnen zu. Wo der Wald sich öffnete, blieb er stehn und nahm Abschied. Z**, der mit seiner Begleitung wohl zufrieden gewesen war, reichte ihm ein ansehnliches Geschenk. Georg, ohne es zu besehen, nahm es höflich dankend. Z** ging vorwärts. Plötzlich hörte er sich rufen. Georg kam ihm nach: »Sie haben mir zu viel gegeben, gnädiger Herr!«

Mit Nichten, guter Mensch! Ihr verdient Euer Geld mühsam. Ich bin Euch Dank schuldig.

»Den nehm' ich gern, aber dieß?« Er wies auf das Geld, und um seinen Mund zeigte sich ein bitterer Zug. — »Ich verdiene mir einen Gulden des Tages, einen halben habe ich mit Ihnen versäumt. Wollen Sie mir etwas mehr geben, als mein tägliches Brot mir einträgt, so werde ich es mit Dank erkennen; aber Almosen, gnädiger Herr — Almosen kann und werde ich nicht nehmen, so lange ich diese Arme noch rühren kann.« Er legte den Rest auf einen Stein und ging rasch zurück. Z** sah ihm überrascht nach, und versäumte darüber, was er gewollt hatte, ihm das Geld aufzudringen. Als er sich besann, war Georg verschwunden, und

Z** wanderte in allerley Gedanken seinem Wirthshause zu.

Hier trat ihm der Wirth entgegen und meldete ihm, daß der Hammermeister mit vielen Entschuldigungen, daß er gestern nicht die Ehre gehabt hätte, den gnädigen Herrn zu kennen, ihn auf heut zu Tische habe bitten lassen. Er soll mit Niemanden grob seyn, er mag ihn kennen oder nicht, sagte Z** ärgerlich, und sandte den Bedienten hin, um abzusagen; denn er hatte die gestrige Unart nicht vergessen. Dann befahl er, sein kleines Mahl im Garten des Wirthes aufzutragen, speisete hier recht wohlgemuth unter der hohen schattenden Kastanie, und die freundliche Wirthinn ging ab und zu, und unterhielt ihn mit manchem Gespräch über die Gegend und die Nachbarn.

Z**s Gedanken waren mit seinem seltsamen Führer beschäftigt. Er erzählte der Wirthinn, was ihm mit ihm begegnet war.

»Ja! ja! so ist er,« sagte sie lächelnd. »Ein wunderlicher, aber ein guter Mensch, und sehr unglücklich!«

Das ist wahr, ihm muß es sehr sauer werden, sein Brot zu verdienen. Hindert ihn denn

sein Zustand nicht oft an seiner beschwerlichen Arbeit, und leidet er dann nicht vielleicht Noth?

Die Wirthinn zuckte die Achseln. »Wir wissen nicht viel, was er macht. Er hat sich hinten mitten im Wald, wo es am schauerlichsten ist, eine kleine Hütte aus Holz erbaut. Dort lebt er wie ein Einsiedler, geht früh mit dem Tage an seine Arbeit, und kehrt in der Nacht — wohl nicht allemahl zurück; denn er schläft, wo ihn die Finsterniß überfällt, im Wald, auf dem Berge, wie es kommt.«

Seltsam! Und kann er denn arbeiten wie ein Anderer?

»Es ist zum Erstaunen, wie viel er vermag. Wo es am meisten Kraft und Entschlossenheit gilt, bey den gefährlichsten Arbeiten, bey Schlägen auf den steilsten Leithen, oder wenn die Stämme von den höchsten Bergen herabzubringen sind, überall ist Georg dabey und weiß Rath mit seinem Kopfe, oder Hülfe mit seiner Hand. Aber er verwildert auch ganz bey dieser Lebensart, er kommt nie mehr in das Dorf und ist ein völliger Menschenfeind geworden.«

Und warum thut er das? Er ist ein hübscher, wohlgewachsener Bursche, geschickt und

verständig, wie ich noch keinen seines Gleichen gesehen habe. Er könnte —

»Ach, gnädiger Herr! Da wäre viel davon zu reden,« sagte die Wirthinn, und spielte mit dem Band an ihrer Schürze.

Darf man seine Geschichte wissen? fragte Z**, sehr neugierig gemacht durch Alles, was er bisher vernommen hatte.

»Sehn Sie, gnädiger Herr!« begann die Wirthinn nach einer kleinen Besinnung: »Ihnen darf ich es schon sagen, Sie sind ein guter, freundlicher Mann, und der arme Georg hat Ihnen Mitleid eingeflößt. Andre Leute haben wohl auch von seinen Umständen gehört, aber sie lachen ihn aus, schelten ihn einen Narren, und das thut mir weh; denn er dauert mich sehr. Ach, ich weiß seine Geschichte nur zu gut!«

Z** schob die halbgeleerten Schüsseln zurück, zog einen Stuhl neben sich, und wies der Wirthinn, sich darauf zu setzen. Sie that es und begann also:

Georg ist kein Bauerssohn, oder eigentlicher Holzknecht. Sein Vater war Schullehrer hier, ein geschickter, ordentlicher Mann, und die Mutter eine kreuzbrave Frau. Georg lernte rechnen, schreiben und lesen. Ach, Sie sollten

ihn einmahl lesen hören! Das geht prächtig, mit so viel Nachdruck und so deutlich, und manchmahl so beweglich, daß Einem die Augen übergehn! Ja — und was ich sagen wollte — schreiben kann er, schreiben — wie gestochen. Warten Sie, gnädiger Herr!« Sie lief ins Haus und kam sogleich wieder mit einem saubern Blatt Papier heraus, auf welchem der Anfang von Gellert's Lied: Du klagst und fühlest die Beschwerden des Stands, worin du dürftig lebst, — mit fester, zierlicher Hand geschrieben war. »Sehen Sie, die Vorschrift hat Georg meinem Fränzel gemacht; denn, wie er noch unter uns lebte, hat er mir ihn aus Gefälligkeit im Schreiben unterrichtet.«

Aber wie kommt denn der Mensch unter die Holzknechte? fragte Z**.

»Hören Sie nur weiter. So ward denn Georg von seinen braven Ältern erzogen, die ihm aber sonst nichts geben, und ihn nicht hätten unterstützen können, wenn er hätte studieren wollen. Da war nun der vorige Hammermeister, Gott hab ihn selig, ein gar christlicher, guter Mann. Der trug ihnen an, den Sohn zu sich zu nehmen, und ihn lernen zu lassen, was er brauchen würde, um sich sein Brot zu verdie-

nen. Dem Hammermeister hatten des Knaben rüstiger Wuchs, seine Geschicklichkeit, sein anstelliges Wesen gefallen, er gab ihn zu einem alten braven Holzknecht in die Lehre, damit er von unten auf Alles angreifen und kennen lerne, was zum Schlagen, Schwemmen und Herbeyschaffen des Holzes gehört, das der alte Herr aus seinen eigenen Waldungen zog, und womit er nicht nur seine Eisenwerke mit Kohlen versah, sondern auch sonst noch einen sehr großen Handel trieb. Dann wollte er ihn, weil er fertig rechnen und schreiben konnte, zum Aufseher über das Geschäft setzen. Georg begriff Alles leicht, er war in Kurzem der Geschickteste, wie der Rüstigste von allen Arbeitern. Keine Schlucht in den Bergen, kein einsames Thal blieb ihm unbekannt, überall war er der Erste bey jeder beschwerlichen Arbeit oder Gefahr. Der alte Hammermeister gewann ihn immer lieber, und Georgs Ältern, ja die ganze Gegend glaubte nichts Anderes, als daß ihn der kinderlose, reiche Mann, der weit und breit keinen Verwandten hatte, wohl einst zum Erben seines ganzen Vermögens machen, oder doch gewiß gut bedenken würde.

So verging die liebe Zeit. Georg war ein schöner, hochgewachsener Bursche von neunzehn

bis zwanzig Jahren geworden. Nun, Sie kennen ihn ja. Er sieht sich freylich nicht mehr ähnlich, aber man kann doch urtheilen, was er vor vier bis fünf Jahren gewesen seyn mußte, groß, schlank gewachsen, gewandt in jeder Bewegung, und hübsch von Gesicht, ach, so hübsch!« — Die Wirthinn sah wehmüthig lächelnd vor sich hin und schwieg einen Augenblick. Das Bild des einst so hübschen Georg schien vor ihrer Seele zu schweben.

»Da war nun meiner Mutter Bruder,« hub sie wieder an, »der hatte dasselbe Wirthshaus in Bestand, auf dem wir jetzt sind, ein Ehrenmann, aber mit einer ganzen Schaar Kinder geplagt. Die älteste darunter, Rosine, gar ein hübsches, frommes Mädchen, war eben recht blühend herangewachsen, da trafen sie und Georg sich auf einem Kirchtag bey uns. Sie hatten sich wohl sonst hundert Mahl gesehn, aber wie das nun mit der Liebe ist, man geht oft Jahre lang an einander vorüber, und sieht nichts und merkt nichts, und auf einmahl ist es, als ob der Blitz darein schlüge, und man diese Person nun zum ersten Mahl sähe, und eine Menge Sachen an ihr fände, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. Genug, Rosine und Georg verliebten sich

sterblich in einander. Sie hatten ihre Liebe kein Hehl; es wäre auch nicht wohl möglich gewesen, denn man sah es den Leutchen auf den ersten Blick an, wenn sie beysammen waren. Georgs Ältern, der alte Hammermeister und mein Vetter wußten darum, Jedermann hielt sie in Ehren, denn sie waren Beyde hübsch und brav, und Georg bey seiner Geschicklichkeit und bey der Liebe seines Brotherrn für ihn lebte in fröhlichen Hoffnungen.

Aber, lieber Gott, was sind die Hoffnungen und die Zuversicht des Menschen auf dieser Welt! Eines Tages brachten die Arbeiter den alten Herrn, ohne Bewußtseyn, sterbend in das Haus getragen. Der Schlag hatte ihn im Walde gerührt. Georg that ihm alle Liebe und Treue, aber er starb am achten Tage. Reden hatte er nicht mehr können, auch wenig mehr von sich gewußt, und wie er todt war, und die Gerichte geholt wurden, fand sich kein Testament. Man versiegelte Alles, nahm Alles in Verwahrung, die Erbschaft wurde in die Zeitungen gesetzt, und nach vier bis fünf Monathen meldete sich tief in Siebenbürgen ein weitläufiger Verwandter, schickte Briefschaften und Documente ein,

und kam endlich selbst. Das ist Herr Kluge, der jetzige Hammermeister.«

Der ist's? sagte Z** verdrüßlich und zog die Stirne kraus. Nun — und weiter? —

»Georgs Hoffnungen waren nun freylich zu Wasser geworden. Es that ihm leid, aber mehr um Rosinens willen, der er gern das Leben so süß als möglich gemacht hätte. Er für seine Person hoffte sich überall durchzubringen, und wohl auch eine Frau und Kinder schlecht und recht zu erhalten; denn der neue Hammermeister that ihm im Anfange recht schön, weil er nichts verstand, und Georg das ganze Werk kannte, und Alles ging eine Weile noch gut. Aber unglücklicher Weise warf Herr Kluge seine Augen auf Rosinen. Abgelernt hatte er Georgen auch Manches, dieser ward ihm nach und nach entbehrlicher, und endlich um Rosinen's willen verhaßt. Doch wagte er sich nie gerade an ihn, denn er scheute ihn, wie denn der Bursche überhaupt, ich weiß nicht wie, sich bey Jedermann in Respect zu setzen versteht. Dafür neckte er ihn im Stillen, und so unbemerkt, daß Georg es anfänglich gar nicht ahndete, woher ihm bald hier, bald dort Hinderniß oder Verdruß entstand. Während der Zeit betrieb Herr Kluge

seine Liebesangelegenheit mit Eifer. Rosine wies ihn ab, wie Euer Gnaden denken können; aber Georg erschrack tödtlich, als sie es ihm sagte. Es war, als gingen ihm mit einem Mahl die Augen auf. Nun begriff er, woher ihm seit langer Zeit der Verdruß gekommen war, er sah das Ende deutlich vor, und verbarg es Rosinen nicht. Sie wollte nichts davon glauben, sie betheuerte ihm ihre Treue, und daß nichts auf der Welt sie von ihm abwendig machen könne. Ach Rosine! antwortete Georg seufzend: Ich glaube Dir wohl und baue fest auf Deine Treue; aber ich sehe schon, wie Alles kommen wird. Du bist arm, und ich habe nichts als meinen Dienst. Der Hammermeister wird mich entlassen, ich werde kein Brot für Dich haben, er wird Deinen Ältern goldene Berge versprechen, diese werden in Dich dringen, Du wirst ihnen nichts entgegen zu setzen haben, als Deine Liebe für mich, und wirst endlich nachgeben müssen. Solche Gespräche, die hundert Mahl vorfielen, endigten dann immer unter Thränen und neuen heißen Versicherungen gegenseitiger Liebe und ewiger Treue; aber gebessert wurde an der Sache nichts. Was Georg vorgesehn hatte, geschah. Der Hammermeister warb förmlich um Rosinen.

Die Ältern erschracken vor Freude. Ein solches Glück hatte ihnen nicht geträumt, seitdem durch des alten Herrn Tod Georgs Aussichten zu Nichts geworden waren. Sie drangen nun in die Tochter, sie bathen, die Mutter führte ihr ihre sieben unversorgten Geschwister vor, der Vater schalt, drohte, Rosine blieb standhaft. Herr Kluge ahndete, was ihm im Wege stand. Knall und Fall hatte Georg seinen Abschied, und der Meister hatte dafür gesorgt, daß er so- bald keinen guten Dienst ringsumher bekommen sollte; denn er hatte ihn überall als einen unru- higen, gefährlichen Menschen verschrieen, und durch seine Freunde verschreyen lassen.

Das kränkte den armen Georg am meisten, als er es erfuhr, weil es ihm auch die letzte Hoffnung auf eine andere Versorgung wenig- stens für lange Zeit raubte. Zwey Tage ward er nirgends zu finden. Ob er im Wald herum- gelaufen, oder sich irgendwo verborgen hatte, wußte Niemand. Am dritten Tage kam er zu mir. Mein Gott, wie sah der Mensch aus! Bleich, verwirrt, beynahe nicht zum kennen. Er bath mich inständig, ihm Rosinen herüber zu hohlen; denn in ihrer Ältern Haus möge er nicht gehen, und er habe nothwendig mit ihr zu

sprechen. Sie kam sogleich und fuhr erschrocken zurück, als sie ihn sah. Ich wollte gehn, er bath mich zu bleiben, er wollte nicht allein mit Rosinen reden. Da drang er nun in sie, sich dem Willen ihrer Ältern zu ergeben und ihm zu entsagen. »Aber nicht vergessen!« rief er, indem seine Thränen heftig hervorbrachen. »Ach nicht vergessen, Rosine! denn das würde ich nicht ertragen, nicht hier, nicht in einer andern Welt! Aber ich kann Dich nicht versorgen, ich bin ein unglücklicher, verfolgter Mensch, ich ziehe Dich mit in mein Elend, und das darf nicht seyn. Deine Ältern sind arm, Du sollst die Stütze, der Trost Deines Hauses werden!« Rosine wollte von Allem dem nichts wissen, sie betheuerte ihm ihre Liebe unter heißen Thränen, sie wollte schwören; er litt es nicht. Ach, Sie hätten hören sollen, wie herzbrechend er ihr zuredete, wie er sie auf das vierte Geboth und seine Verheißung wies, auf den Lohn ihres Gehorsams, der gewiß nicht ausbleiben würde, früh oder spät, wie christlich und fromm er sprach, der arme, gute Georg! Endlich, nach langem Hin- und Herreden, Weinen und Trösten setzte Georg seinen Willen durch. Rosine mußte ihm in mei-

ner Gegenwart feyerlich entsagen, er riß sich laut schluchzend aus ihren Armen und war fort.

Dieser Auftritt kostete der armen Rosine eine Todeskrankheit. Sie legte sich noch denselben Abend. Nun bewies sich Herr Kluge erst recht geschäftig. Alle zweyte Tage schickte er seine eigene Equipage nach * * stadt, um den Arzt hohlen zu lassen; beständig waren mehrere von seinen Leuten auf der Straße, um Arzeneyen, zarte Speisen, kurz, Alles, was der Kranken dienen konnte, herbeyzuschaffen, und keine Prinzessinn kann eine bessere Wartung haben, als das Mädchen erhielt. Sie genas auch zuletzt, aber mit ihrer blühenden Schönheit und ihrem Frohsinn war es aus. Die erste Frage, als sie nach wochenlanger Geistesabwesenheit zu sich kam, und ich sie besuchte, war nach Georg. Ich konnte ihr nichts sagen, er war und blieb verschwunden, und Herr Kluge breitete aus, was auch die Meisten glaubten, er sey unter die Soldaten gegangen. Rosine erhohlte sich sehr langsam, sie wankte lange herum wie ein Schatten, und gab endlich, daß ich's kurz mache, auf das unabläßige Bitten ihrer Mutter, und aus Gehorsam gegen den unglücklichen Freund, dem sie es gelobt hatte, ihre

Hand dem Herrn Kluge. Das war eine Herrlichkeit in den ersten Monathen! Der eingebildete Mensch stolzierte überall mit seiner schönen Frau herum, und behängte die arme Rosine mit einer ganzen Menge Schmuck und Putz, unter dem sie mir vorkam, wie ein Opferthier, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber es dauerte nicht lange. Mit dem sicheren Besitz verschwand nach und nach die Liebe, er fing an, wie man sagt, das Rauhe heraus zu kehren, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und die arme Rosine, so sanft und geduldig sie Alles in ihrem freudenlosen Herzen ertrug, hatte die Hölle auf Erden neben diesem Menschen.«

Verdammter Kerl! rief Z** aus.

»Ja, ja, fuhr die Wirthinn fort, es ist ein böser Mensch! Die ganze Gegend fühlt es auch, und besonders die armen Leute, die er unchristlich drückt. Aber es ist ihm doch schon Manches heimgekommen, und Gott läßt solche Übelthaten nicht ganz unbestraft. So hat er auch den Holzhandel, der dem alten Herrn sehr viel Geld eintrug, aufgeben müssen. Er bekam fast keine Arbeiter mehr, die Meisten waren nur um Georgs willen geblieben, und verließen sich, wie der fort war. Nun hat der

Graf**, dem die benachbarte Herrschaft gehört, die meisten Waldungen gekauft, und betreibt die Schwemmen und den ganzen Holzvertrieb mit großem Vortheil.«

Aber wie ward es denn mit Georg?

»Von dem wußte man fast ein Jahr lang nichts. Endlich kam hier und dort Jemand, der ihn hinten im Wald bey des Grafen Holzknechten, oder Nachts hier im Thal zwischen den Obstgärten wandelnd gesehn hatte. Nach und nach wagte er sich mehr heran, und ich selbst begegnete ihm einmahl. Mit Mühe erkannte ich ihn in der verfallenen Gestalt, in dem armseligen Anzug. Er hatte sich eine Weile wie ein Verzweifelter in der Welt herumgetrieben, hatte allerley versucht, und zuletzt auch unter die Soldaten gehn wollen. Aber er konnte sich nicht entschließen, sich auf ewig aus Rosinens Nähe zu verbannen. Es zog ihn gewaltsam hierher zurück, wo sie lebte, wo sie unglücklich war — das wußte er — wo er sie doch vielleicht zuweilen sehen konnte. So hatte er bey dem neuen Schwemm-Meister des Grafen Dienste gesucht und gefunden, und arbeitete weit hinten auf den Bergen in den Holzschlägen. — Aber was wird denn nun endlich daraus werden? fragte

ich ihn zuletzt: Wirst Du mit Allem, was Du weißt und kannst, immer und ewig ein Holzknecht bleiben? Er sah mich finster an. »Wenn mich aber die Arbeit freut? Das ist eben das Rechte! So im tiefen Wald und Gebirg, fern von Menschen leben, die mächtigen Bäume fällen, die seit Jahrhunderten stolz da gestanden sind, und wenn einer stürzt, ein ganzes Heer von Gesträuchen unter ihm zerschlagen sehn; an den Waldströmen weilen und zuschauen, wie sie Felsen wegreißen, Wehren zertrümmern und Felder überschwemmen! Gehts denn nicht überall so? Lebt denn nicht überall der Mächtige, Reiche, vom Unglück oder der Noth der Armen?« Kurz, Georg blieb auf seinem Sinn, aber, da ihm Manche, wie ich, zuredeten, und ihn tadelten oder auslachten, vermied er endlich sich vor Jemand sehen zu lassen.«

Hat ihn aber wohl Rosine gesehen oder gesprochen?

»Das weiß ich nicht, denn ich selbst sah ihn nur ein Paar Mahl von fern, und sie hatte sich von dem Tag ihrer Verehligung an bey mir und allen ihren Freundinnen ausgebethen, daß ihr Niemand von Georg und der vergangenen Zeit spreche. Doch glaube ich wohl, daß sie sich

manchmahl gesehen, auch wohl vielleicht ein Paar Worte gesprochen haben mögen.

Kurz vorher, eh' Georg sich wieder hier sehen ließ, war Rosine von einem bildhübschen Knaben Mutter geworden, der ihre einzige Freude ausmachte. Da brach auf einmahl in einer Nacht — ach, ich werde den unglückseligen Johannistag nicht vergessen — Feuer in einem von den Nebengebäuden des Eisenhammers aus, und griff so seltsam und so wüthend um sich, daß noch bis jetzt die meisten Menschen glauben, es sey gelegt worden, und zwar von einem aus Herrn Kluge's eignen Leuten, den er kurz vorher durch seine Härte zur Verzweiflung getrieben hatte. Der Meister war sogleich herbeygeeilt; auch Rosine folgte ihm, um durch ihr Bitten und ihre Versprechungen die Leute zu williger Hülfe zu bewegen; denn sie kannte ihren Mann und wußte, wie wenig sich von dem guten Willen der Menschen für ihn zu versprechen war. Wie sie nun da stand, und den Leuten zusprach, war es ihr, als sähe sie Georg unter denen, die am thätigsten beym Löschen waren. Es fuhr ihr wie ein Messer durchs Herz, und sie blickte nun unverwandt hin, und dankte ihm mit stillen Thränen in ihrem Herzen. Da

hört sie auf einmahl hinter sich ein entsetzliches Geschrey. Sie sieht sich um. Das Feuer ging im Hauptgebäude auf, und zwar gerade, wo ihr Schlafzimmer war und ihr Kind lag. Die Mägde riefen zum Fenster hinaus um Hülfe, man sah das Feuer zugleich an der Treppe und auf dem Dach. Rosine stieß einen Schrey des Entsetzens aus, wollte hinzueilen und fiel ohnmächtig nieder. Wir waren indeß Alle herbeygekommen; denn die Nachricht von dem Feuer, der Schein und das Getöse hatten die ganze Gegend aufgeweckt. Als ich in den Hof trat, trugen eben zwey Arbeiter Rosinen wie eine Todte heraus und legten sie ins Gras. Es war eine Verwirrung, ein Lärmen, ein Entsetzen unter den Leuten, daß es nicht zu beschreiben ist. Eines schrie hier, das Andere dort um Hülfe, um Wasser, um Eymer. Ich blieb bey der unglücklichen Frau, als ein neues Getöse und ein schwerer Fall mich aufschauen machte. Ein Mensch, den ich nicht erkennen konnte, springt aus dem niedrigen Fenster des Hauses, und ein brennender Balken vom Dach stürzt ihm nach. Jesus! Maria! schrie ich, der ist hin! Aber in zwey Minuten darauf kam das Kindsmädchen mit dem Buben auf dem Arme, und rief schon

von Weitem: Gestrenge Frau! Gestrenge Frau! Der Pepi lebt, es ist ihm gar nichts geschehen!

Das Kind fing in dem Augenblicke an zu schreyen. Bey diesem Tone schlug die Mutter die Augen auf, und war wie halb wahnsinnig vor Schrecken, Angst und Freude. Wir fragten nun, was geschehen war, und die Magd erzählte, daß sie noch geschlafen hätten, als sie plötzlich durch den Feuerlärmen aufgeweckt worden wären, und das Feuer ganz in ihrer Nähe erblickt hätten. Sie hätte sich mit dem Kinde retten wollen, aber die Treppe habe bereits gebrannt, und so hätte sie zum Fenster hinaus um Hülfe gerufen. Da sey plötzlich ein Mann durch Rauch und Flammen über die Treppe hinan zu ihr ins Zimmer gedrungen, habe das Kind ergriffen, und sey mit ihm zum Fenster hinausgesprungen. Ihnen habe man nachher eine Leiter angelegt. Wie sie unten gewesen, habe sie gleich nach dem Knaben gefragt; der Mensch der ihn gerettet, sey schwer verwundet auf der Erde gelegen, weil ihm ein brennender Baum nachgefallen war, das Kind hatte er aber im Fallen unbeschädigt einem Arbeiter hingereicht.

Rosine hörte diese Erzählung mit einer unbeschreiblichen Bewegung an. Es ging ihr in der

Seele vor, was geschehen war. Sie drückte das Kind laut weinend an ihr Herz und stand dann auf, um in den Hof zu eilen; aber sie zitterte so, daß ich sie führen mußte. Ich ermahnte sie langsam zu gehn. O laß mich! Laß mich! rief sie: Ich muß zu ihm! — Wie wir in den Hof kamen, standen eine Menge Leute um den Verwundeten herum. Rosine, bleich wie der Tod, mit zerstreuten Haaren, und mit dem Rufen: Wo ist er? Wo ist er? Ich muß ihn sehen! drängte sich durch den Schwarm, Alles machte ihr Platz, sie stand vor Georg, der halb ohnmächtig in den Armen einiger Arbeiter lag. Er blickte auf sie hin — nein, gnädiger Herr, so einen Blick habe ich mein Lebtag nicht gesehn! — und sie stürzte, Alles vergessend, mit dem Ausruf: »O mein Georg!« über ihn hin. Ich drängte mich ihr nach, ich redete ihr zu, sie hörte und sah nichts, als den verwundeten Liebsten, den sie in ihren Armen hielt und mit ihren Thränen benetzte. Reden konnte Keines von ihnen, bey Georg aber schien die Besinnung nur so lange geblieben zu seyn, bis er seine Rosine wieder gesehen und umfangen hatte; dann sank er völlig bewußtlos zurück und die Arbeiter trugen ihn wie sterbend vom Hofe weg.

Wie Rosine ihn so todtenbleich sah, wollte sie nicht von ihm lassen, und ich hatte Mühe, sie zu halten. Ich rief meinem Mann, ich winkte ihm auf den Unglücklichen. Mein guter Mann verstand mich, er trat zu den Leuten, und befahl ihnen, den Verwundeten in unser Haus zu bringen. So konnte ich doch Rosinen den Trost geben, daß ihr armer Freund so gut als möglich verpflegt und alles Nöthige für ihn gethan werden würde. Sie fiel mir schluchzend um den Hals, und beruhigte sich endlich in dem Gedanken, daß Georg bey uns seyn, daß sie immer Nachricht von ihm haben, und für ihn würde thun können, was die Umstände erlauben würden.

Indeß war das Feuer gelöscht, und Jeder kehrte nach Hause zurück. Ich fand meinen Kranken unter den Händen des Wundarztes, den mein Mann sogleich gehohlt hatte, schwer, aber nicht gefährlich verwundet. Doch lag er beynahe sechs Wochen bey uns, stand unsägliche Schmerzen aus, und blieb am Ende doch lahm, wie Sie wissen. Was Rosine während dieser Zeit zu leiden gehabt, weiß ich am besten, und ich möchte fast behaupten, sie habe noch mehr ausgestanden, als der Kranke. Der Ham-

mermeister nähmlich, der längst auf Georg eifersüchtig gewesen, und seine Frau, wohl nicht aus Liebe, aber aus Hochmuth wegen ihrer alten Neigung gequält hatte, ward dann auch von dem Vorfall bey der Feuersbrunst unterrichtet, und — nun, man muß Eines wie das Andere sagen — es war nicht darnach, daß ein Ehemann sich darüber freuen konnte. Aber doch machte er es zu arg; denn die beyden Leute hatten in aller Unschuld ihres Herzens und ohne böse Absicht so gehandelt, und endlich hatte ihm Georgs Heldenmuth doch sein Kind erhalten. Was er aber nur zur Kränkung seiner Frau und zur Schmach des unglücklichen Jünglings ersinnen konnte, das erfand er und erzählte es Rosinen alle Tage. Bald mußte sie hören, was der Wundarzt für Noth und Elend für Georg vorgesagt hatte, und wie er ihn bey dem Behandeln der Wunden marterte, bald, wie die Leute in der Gegend über die Buhlschaft der Frau Hammermeisterinn mit einem Holzknecht spöttelten, und über dessen Liebe zu ihr, die durch Feuer und Flammen gegangen wäre, und doch wohl also nicht so ganz ohne Hoffnung auf Belohnung gewesen seyn müsse, und was der kränkenden und ehrenrührigen Dinge mehr wa-

ren. Dabey bewachte er sie wie ein Drache, sie durfte keinen Fuß in unser Haus setzen, sie mußte ihm das sogar schwören, und als er endlich auf den Gedanken kam, sie könnte den Unglücklichen wohl etwa heimlich mit Geld unterstützen, nahm er ihr die Hauskasse ab, und erniedrigte sie vor allen Dienstbothen.

Das ist ja ein wahrer Höllenbrand, dieser Herr Kluge! sagte Z**, und die arme Rosine ist eine so geduldige Kreuzträgerinn.

Das ist sie, gnädiger Herr, geduldig und fromm, und in Gottes Willen ergeben! Das ist aber auch ihr einziger Trost, der einzige Stab, an dem sie sich aufrecht erhält, das Christenthum und die Liebe für ihr Kind. Das ist ihr nun seit jenem Unglück doppelt theuer. Sie dankt es Georgen, sagt sie, und betrachtet es als sein Geschenk, das er ihr mit Gefahr seines Lebens erkauft hat. Er hat aber auch viel und standhaft gelitten. Still und finster hat er durch dreyßig Tage, und wohl nicht viel weniger schlaflose Nächte auf Einer Stelle gelegen, und nie ist eine Klage, oder ein Laut des Schmerzens seinen Lippen entflohen. Von Rosinen hat er nie gesprochen; als wir ihm aber erzählten, daß das Kind lebe, und seine Helden-

that nicht vergeblich gewesen sey, da blickte er dankbar zum Himmel, und es war das erste und letzte Mahl, daß ich einen Ausdruck von Freude in seinen Augen sah. Was wir für ihn thaten, erkannte er mit freundlicher, kindlicher Liebe, verließ aber doch, sobald er gehen konnte, mit Segenswünschen unser Haus. Seitdem hat er den Umkreis des Thales nicht wieder betreten, er lebt von seiner Hände Arbeit, die ihm sauer genug werden mag, und vom Führen der Reisenden. Wir wissen wohl, das heißt, wir können es uns an den Fingern abzählen, daß es ihm knapp gehen muß; aber er nimmt weder einen leichteren Dienst hier im Orte, den ihm mein Mann gern verschafft haben würde, noch weniger aber eine Unterstützung an. Was wir während seiner Krankheit an ihm gethan, sey ohnedieß, meint er, eine nie abzutragende Schuld für ihn. So bleibt er hinten in seinen Bergen und Wäldern, wird immer menschenfeindlicher, und ich fürchte und denke mit Zittern daran — denn ich habe Georg lieb, wie einen Bruder — es wird einmahl nicht gut enden.

Hier endigte die Wirthinn ihre Erzählung, und Z**s Gedanken waren nun mit noch höherem Interesse auf Georg gerichtet. Aber auch

Rosine hatte seine zarteste Theilnahme erregt, und so nahm er sich vor, die Einladung des Hammermeisters zu benutzen und gegen Abend zu ihm zu gehn.

Kluge empfing ihn mit vielen Complimenten und Entschuldigungen, bedauerte unendlich, daß er nicht die Ehre gehabt hätte, heut zu Mittag zu bedienen u. s. w. Z**, ohne viel auf all dieses Geschwätz zu antworten, äußerte seinen Wunsch, das Werk und die Anlagen zu besehen. Sie gingen umher. Es war eine Anstalt von großem Umfang, mit ungeheuern Kosten angelegt, und ziemlich wohl unterhalten, nur daß es Z** schien, als wehe ein unheimlicher Geist der Rastlosigkeit und des ungemessenen Strebens nach augenblicklichem Gewinn ihn aus allen diesen Anlagen an, und zeuge von keiner zweckmässigen Eintheilung und nöthigen Überlegung. Endlich kam die Reihe an Garten und Haus. Jener war vernachläßigt, dieß mit einer ungeschickten Pracht, weit über den Stand des Besitzers und ohne allen Geschmack eingerichtet.

In einer Art von Speisesaal ward der Kaffeh aufgetragen, und Rosine trat zu Z**s großer Freude herein, ihm einzuschenken. Er hatte

nun Zeit sie zu betrachten, diese edlen Formen zu bewundern, und zu erachten, wie blendend schön diese Gestalt in ihrer Blüthe gewesen seyn mochte. Sie sprach wenig, doch hatte ihr Ton durchaus nichts Leidendes, selbst ihrer Haltung, die Gram und Kränklichkeit etwas vorgebeugt hatten, schien sie gebiethen, und mit keinem Wort, keiner Gebehrde die Theilnahme oder Aufmerksamkeit erregen zu wollen, die ihr Z**s weiches Herz schon reichlich zollte. Vergnügt durch die Bekanntschaft mit Rosinen, kehrte er ins Wirthshaus zurück, und nahm sich vor, um auch Georg kennen zu lernen, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Es geschah, wie er es gewünscht hatte, und er hatte sogar die Freude, seinen finstern Begleiter heut ein wenig gesprächiger und zutraulicher zu finden. Er erstaunte über des jungen Holzknechts gewählte und fast begeisterte Sprache, zu welcher ihn manchmahl die Betrachtung einer Naturscene hinriß. Noch mehr, wie gestern, fühlte er sich von Achtung und Mitleid zu dem jungen Mann hingezogen, dessen Geschichte ihm nun bekannt war. Es war ihm nicht möglich, ihn anders als mit Sie anzureden, was der Holzknecht freylich im Anfange mit Befremdung zu

hören schien, und nur zu gern hätte er mit ihm über sein Schicksal gesprochen, von dem Unglücklichen selbst Äußerungen über seine Lage gehört, und ihm dann, so wie es möglich gewesen wäre, Hülfe angebothen; aber es lag etwas in Georgs Wesen, das jede solche Annäherung hintanhielt, und Z** nicht erlaubte, das Wort der Frage oder Anspielung, das bereits auf seiner Lippe schwebte, auszusprechen.

Endlich war die Wanderung für heut geendet. Z** beurlaubte sich von seinem Führer, nicht wie von einem gedungenen Begleiter, sondern wie von einem Fremden, der aus Gefälligkeit den weiten Weg mit ihm gemacht. Er hatte nicht den Muth ihm die ärmliche Bezahlung von gestern anzubiethen, und stand einen Augenblick verlegen. Dann zog er ein hübsches Reiseetui mit Bleyfeder, Scheere, Messerchen u. s. w. heraus. Ich gehe morgen nach Wien zurück, sagte er, und bedarf dieser Dinge nicht mehr. Behalten Sie das Etui zum Andenken eines Mannes, den Sie durch Ihre Begleitung verpflichtet haben, und der wünscht, daß Sie ihn nicht vergessen möchten! Georg stand einen Augenblick erstaunt, beschämt, gerührt; die Herzlichkeit in des Fremden Betragen überwältigte

endlich seinen Stolz. Ich danke Ihnen, sagte er, indem er Z**s Hand ergriff: Es hätte dieses Geschenks nicht bedurft, um Sie mir unvergeßlich zu machen. Die Art, wie Sie mich behandelten, hat mich erquickt, erhoben, und Sie haben mir dadurch weit mehr gegeben, als durch dieß schöne Andenken. Er schüttelte Z**s Hand treuherzig. »Vergessen auch Sie einen Unglücklichen nicht, der Ihrer Güte und Herablassung einen seiner besten Tage dankt!« Z** glaubte nun den Augenblick da, wo Georgs Herz sich ihm öffnen würde, er hatte schon eine Frage auf der Zunge, aber Jener wandte sich, und verschwand so schnell im nächsten Busch, daß Z** mit offenem Munde etwas einfältig ihm nachsah, und gar nicht mit den streitenden Empfindungen zurecht kommen konnte, die des jungen Menschen halb zutrauliches, halb stolzes Betragen erregte.

Am andern Morgen verließ er das Thal und kehrte nach der Hauptstadt und zu seinen Geschäften zurück, indem er sich fest vornahm, das nächste Jahr gewiß wieder hierher zu kommen, Georgs Bekanntschaft fortzusetzen, und sich überhaupt immer in der Kenntniß seines Schicksals zu erhalten. Aber dieser Vorsatz wurde von Zeit

zu Zeit verschoben, und endlich ganz aufgegeben. Im nächsten, im zweyten und dritten Jahre störten bald Hindernisse Z**s kleine Ausflüge ganz, oder überredende Freunde und zufällige Umstände führten ihn gegen den Plan, den er jeden Frühling faßte, nach R** zu gehn, in andere Gegenden. Doch gedachte er stets mit wehmüthiger Erinnerung des Schicksals der beyden Liebenden, und liebte es, Georgs Heldenthat, sein starkmüthiges Betragen, und der armen Rosine stilles Leiden seinen Zuhörern oft und ausführlich mitzutheilen.

Im vierten Jahre endlich, nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihnen, gelang es ihm, seinen längst genährten Vorsatz auszuführen, und er unterhielt sich schon auf dem Wege nach R** mit allerley Traumen und Möglichkeiten, was indessen wohl Zufall oder Schickung aus den jungen Leuten gemacht haben, und in welchen seltsamen, glücklichen oder tragischen Lagen er sie finden könnte.

Von allem dem war nun aber — wie es denn mit solchen Spielen unserer Phantasie meistens geht — gar nichts geschehen, ja vielmehr gerade ein Stand der Dinge eingetreten, den der gute Z** bey allen seinen Möglichkeiten gewiß gar

nicht als möglich gedacht hatte. Die Wirthsleute waren schon seit drey Jahren nicht mehr auf dem Hause, weil der Hammermeister, dem es gehörte, vielleicht um den Antheil der guten Menschen an seiner Frau und Georgs Liebe zu strafen, einen so übermäßigen Zins gefordert, und sie auch sonst noch so mannigfaltig geneckt hatte, daß sich der Mann endlich gezwungen gesehen, den Pacht aufzugeben, und anderswohin zu ziehn. Das Hammerwerk aber hatte Herr Kluge nun auch seit drey Jahren einem Rechnungsführer übergeben. Er selbst war, um die Früchte seiner Industrie mit Glanz zu genießen, in das nächste Städtchen gezogen, und lebte dort auf einem großen Fuß, gab Gastgebothe, von denen nicht nur die Stadt, sondern die ganze Umgegend sprach, hielt Kutschen und Pferde, Bediente u. s. w., spielte hoch, und fing an, sich dieser Leidenschaft so wie dem Trunk unmäßig zu ergeben. Seine Frau sah den Abgrund wohl, in den ihr Mann zu rennen angefangen hatte, aber längst belehrt, daß hier weder Bitte noch Vorstellung helfe, und gewohnt, ihr Kreuz zu tragen, ging sie unter allen den lärmenden Herrlichkeiten eben so still, so geduldig und so freudenlos umher, wie auf dem Eisenhammer, nur

daß sie an den Ort ihres längst verlornen Glückes und ihrer Jugendfreuden oft mit bittern Thränen zurückdachte.

Und Georg? fragte Z** den Gastwirth, der an des Abgegangenen Stelle ihm alle die verlangten Erkundigungen mitgetheilt hatte.

Georg? Wer ist der?

Z** erklärte, so gut er konnte. Niemand im Gasthofe wußte etwas von dem Holzknecht Georg. Er beschloß, sich in dem Eisenhammer nach ihm zu erkundigen. Der Rechnungsführer war ein artiger, junger Mann. Z** fragte, beschrieb, erklärte. Endlich besann sich der Rechnungsführer. Ja, ja! sagte er: Ich erinnere mich des hübschen, muthigen Burschen. Es war einer der besten und geschicktesten Arbeiter, und überhaupt ein sehr braver und ein sehr unglücklicher Mensch, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Z**s Herz ging bey diesen Lobsprüchen freudig auf, er fragte weiter, und erfuhr nun folgende Geschichte.

Georg hatte sein düsteres Einsiedlerleben von dem Herbst an, wo ihn Z** kennen lernte, in den Winter hinein noch fortgesetzt, und war, seinem Vorsatz treu, nie in das Dorf gekommen; aber Herr Kluge hatte ihn längst zum Zielpuncte sei-

ner Rache gemacht, und seit dem Vorfall bey der Feuersbrunst, wo seine und Rosinens treue Liebe sich so achtlos und unwiderstehlich vor der Welt gezeigt hatten, sann er im Stillen nur darauf, wie er ihn verderben, und Rosinen jede Hoffnung des Wiedersehens, ja, jede Kenntniß von dem Schicksal ihres Jugendfreundes entziehen könne. Was er gethan haben mochte, hat kein Mensch bis jetzt erfahren, aber nach dem neuen Jahre war Georg aus der Gegend, Niemand wußte wohin? verschwunden. Er kam nicht mehr zu den Arbeiten der Holzknechte, seine Hütte im Felsenwinkel auf der Alpe stand seit Wochen leer, sein weniges Geräthe ungebraucht. Alle Kameraden bedauerten den Verlust des entschloßnen, treuen Gefährten, und je mehr und mehr gewann die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß er auf einem seiner kühnen Gänge verunglückt, vielleicht in eine unzugängliche Kluft gestürzt, oder mit dem Eise irgendwo eingebrochen und rettungslos zu Grunde gegangen sey. Diese Meinungen verbreiteten sich auch bis zu dem Eisenhammer. Rosine vernahm sie, wurde todtenbleich, schwieg aber, und kränkelte von dem an noch mehr. Gegen alle ihre Erwartung war ihr Mann der einzige, der die=

sen Vermuthungen keinen Glauben beyzumessen schien, und fest behauptete, ja mit vielen nicht unscheinbaren Gründen zu beweisen suchte, daß das Alles wenig Statt habe, und daß der Vermißte sich über kurz oder lang schon wieder vorfinden würde.

So verging der Winter. Im nächsten Frühling hatte Herr Kluge eine Reise tief hinein ins Gebirge zu machen. Die Ärzte hatten Rosinen längst Zerstreuung und Luftveränderung verordnet, das gewöhnliche Mittel, wenn sie sonst nichts zu rathen wissen. Ihr Mann schlug ihr vor, mit ihm zu gehn; es war das erste Mahl seit ihrer Verheirathung, daß er ihr etwas freundliches erwies. Er erzählte ihr viel von der schönen Gegend, von dem herrlichen Leben bey seinen reichen Freunden den Hammermeistern in den höhern Bergen. Rosine, der Alles recht war, nahm es mit freundlichem Danke an, und richtete sich zur Abreise ein. Ihres Mannes Verheißungen waren nicht zu groß. Sie sah wirklich vorzüglich schöne Gegenden, wurde mit großen Ehren und mit einem Aufwande bewirthet, der ihr oft lästig war, und sehnte sich nach wenigen Tagen wieder in das Thal ihrer Jugend und ihre gewohnten Umgebungen zurück. Aber sie

sollte noch einen großen, berühmten Wasserfall sehen, von dem ihr Mann ihr schon zu Hause so viel vorgesagt hatte. Sie gab auch hierin nach, und fuhr mehrere Stunden weit mit einem Schwager ihres Mannes und diesem an den bezeichneten Ort.

Man führte sie durch ein enges, begrüntes Thal an einem Bach hin, an dessen Ufer hier und da aufgeschichtete kleine Holzstöße die Nähe einer Schwemme verkündigten. Auf dem Gipfel eines mäßigen Hügels, den sie erstiegen, stand eine einsame Hütte, roh aus Baumstämmen zusammengefügt. Hier wohnt der Holzknecht, sagte ihr Schwager, der die Schleuße besorgen muß. Rosine sah die ärmliche Wohnung an, das ganze Wesen hier herum, die Holzarbeiten, alles füllte ihr Herz mit wehmüthigen Erinnerungen. So gestimmt, leiteten nun ihr Mann und Schwager sie den gäh abhängigen Hügel herab, bis auf den Punct, wo nun auf einmahl der reiche, vom geschmolzenen Schneewasser ungewöhnlich geschwellte Waldbach über eine steile Höhe von vielen Klaftern mit donnerndem Getöse herabstürzte, mehr Schaum wie Fluth, und einer lockern Schneemasse nicht ungleich, die durch den thauenden Südwind abgelöst von Dächern und

Giebeln zerschellend herabstäubt. Ein feiner Regen übergoß die Schauenden selbst in einiger Entfernung; unten tobte und schäumte das Wasser im Felsenkessel, und Rosine sah mit einer Art von schaudernden Gefühl einige Bretter, die man ihr zur Lust in den Abgrund geworfen hatte, von der wildempörten Fluth wie Späne krachend zermalmen. Mein Gott! rief sie: Wenn da ein Mensch hinabstürzte? »Es ist unlängst geschehn, sagte der Schwager und wies auf einen Erlenbusch an der gegenüberstehenden ganz schrofen Felsenwand: Es war ein fremder Holzknecht, der einige Wochen hier gearbeitet hatte. Der Boden war vom Regen glatt und schlüpfrig, seine Kameraden warnten ihn, heut nicht auf den Felsen da hinaufzuklimmen, auf dessen Höhe er, eine Tanne, glaube ich, fällen wollte. Er hörte nicht auf ihren Rath, klomm wirklich bis dort hin zu dem Busch, aber da rollte das lose Gestein unter ihm, und er stürzte rücklings in die Tiefe.« Rosine schauderte und erblaßte. »Seine Kameraden sahen ihn fallen, noch einen Augenblick unten mit dem Strudel kämpfen und dann verschwinden.«

Alles schwieg. Der Erzähler fuhr fort: Es war eine unbegreifliche Tollkühnheit von dem

Menschen, sich da hinauf zu wagen. Man glaubt auch, es sey nicht ohne Vorsatz geschehen, denn er war immer melancholisch.

Hat man nicht erfahren, wer und woher er war? fragte Herr Kluge.

Es hat ihn kein Mensch gekannt; nur ein Tuch, das er immer um den Hals getragen, hat einer seiner Kameraden, den seine Arbeit den Tag darauf in das Thal da hinabgeführt, weiter unten, wo das Wasser wieder ruhiger wird, an einem Strauch hängen gefunden. Zeig doch, Joseph! setzte der Schwager hinzu, indem er auf einen der sie begleitenden Knechte wies. Der Knecht zog das Tuch aus der Tasche, es war blaue Seide mit kleinen weißen Streifen. Rosine sah es an, ihr Auge starrte, ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, und ohne einen Laut vorzubringen, sank sie ohnmächtig zu ihres Mannes Füßen nieder.

Sie hatte das Tuch erkannt, das sie beym letzten Abschiede Georgen zum Andenken gegeben hatte.

Man brachte Rosinen in die Hütte des Holzknechts. Sie erhohlte sich zwar, fand sich aber so schwach, daß man sie den Rest des Weges bis zu ihrem Wagen tragen mußte. Über den Vor-

fall selbst sprach sie mit Niemanden, und äußerte sich mit keinem Worte; aber es vergingen Wochen, ehe sie sich so weit hergestellt fühlte, um ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten.

Bald darauf faßte Herr Kluge, der sich für ungeheuer reich hielt, jenen Vorsatz, in die Stadt zu ziehen, und führte ihn im kommenden Winter aus. Rosinen war Alles gleich, ja sie glaubte, es könne nun auf der Welt nichts mehr geben, was sie zu kränken oder zu betrüben im Stande wäre. Dennoch fand Herrn Kluge's verkehrter Sinn noch eine verwundbare Seite, auf der ihr Herz bis jetzt nicht angegriffen worden war. Das waren die Unmäßigkeiten im Spiel und Trunk, in die er sich, verleitet von einigen lockeren Gesellen und Zechbrüdern, stürzte. Täglich gab es nun widerliche Auftritte, Herr Kluge verlor im Spiel, und suchte im Wein Vergessenheit seines Verdrusses. Sein Haus war dabey mit unverhältnißmäßigen Aufwand eingerichtet, die Einkünfte reichten dazu nicht hin, er verkaufte mehrere Gründe, machte Schulden auf sein Hammerwerk, und verpfändete den Ertrag von einem seiner Besitzthümer auf Jahre im Vor-

aus. Nichts genügte mehr, und sehen Sie, gnädiger Herr — so schloß der Rechnungsführer seine Erzählung — wenn das so fort geht, wie diese drey Jahre, so muß er bald den Eisenhammer ganz verkaufen, von dem ohnedieß kaum ein Viertheil mehr sein ist. Mich dauert nur die arme Frau und das Kind, die er endlich noch an den Bettelstab bringen wird.

Z** hatte mit wechselnder Gemüthsbewegung zugehört. Am meisten ergriff ihn das schreckliche Ende des armen Georg; denn, daß er es war, der in dem Wasserfall seinen Tod gefunden, blieb ihm, so wie Rosinen, keinen Augenblick zweifelhaft. In trüber Stimmung verließ er das verödete Haus, und wußte nicht, wen er mehr beklagen sollte, den armen Georg, der, trotz seines feindseligen Schicksals, doch nun endlich im Hafen der Ruhe angelangt war, oder die unglückliche Rosine, die in scheinbarem Frieden und Wohlstand, um alle Freuden des Lebens gebracht, nun noch einem hülflosen Alter entgegen sah.

Von nun an war Z** das ganze ihm sonst so angenehme Thal zuwider, und er eilte, es zu verlassen, mit dem festen Vorsatz, es nicht sobald, und, wenn er könnte, nie wieder zu betreten.

Noch ein Jahr trieb es Herr Kluge wie bisher. Rosinens Bitten und Vorstellungen, doch für sein Kind zu sorgen, des Rechnungsführers Warnungen und Berichte von dem Stande seines Vermögens, Alles blieb bey den lauten und ungestümen Forderungen zweyer wüthender Leidenschaften unbeachtet und unbefolgt. Aber Nachtwachen, Unmäßigkeit, wilde Gemüthsbewegungen, die beym Spiel ihn wie einen Ball zwischen Furcht und Hoffnung umherwarfen, böse Launen über den mißlichen Stand seines Vermögens, und selbst die nicht gewohnte Ruhe des Stadtlebens hatten längst seine Gesundheit untergraben. Ein ungeheurer Verlust an der verbothenen geheimen Pharobank, die in derselben Nacht von der Polizey entdeckt und aufgehoben wurde, und Furcht vor Schande und Strafe warfen den morschen Bau zusammen, sein Körper unterlag so vielen Stürmen, und ein Nervenfieber endete am achten Tage nach jener Schreckensnacht sein Leben.

Betäubt von diesen schnellen Schlägen, ermattet von der Pflege des Kranken und von schlaflosen Nächten, stand Rosine an dem Sarge ihres Eheherrn, und wußte nicht, ob sie dem Himmel für ihre Erlösung danken, oder diese

neue Wendung ihres Schicksals als ein neues Unglück fürchten sollte. So wenig der Verstorbene gethan hatte, ihr Leben zu verschönern, so war er doch derjenige gewesen, dem sie am Altare Treue bis in den Tod geschworen; er hatte in der letzten Zeit gelitten, wie sie, nur auf andere Weise und durch eigne Schuld, und endlich war er der Vater ihres Kindes. Dieß Alles regte jetzt, da er todt, und die Kränkungen, die sie durch ihn erfahren, abgethan waren, ihr Herz in Mitleid gegen ihn auf, und sie weinte aufrichtige Thränen an seinem Sterbelager, nicht ohne inbrünstiges Gebeth für das Heil und die baldige Erlösung der verirrten Seele aus dem Orte der Reinigung.

Als dem ersten schmerzlichen Gefühle und den Beobachtungen des Wohlstandes genug gethan war, sie auch wieder ihre Gedanken zu sammeln vermochte, fing sie wohl an einzusehen, daß der Himmel sie lieb gehabt, und durch die Lösung des unglücksvollen Bandes, das durch fünf Jahre ihr Leben verbitterte, freundlich für sie gesorgt habe. Mochten auch die Trümmer von dem einst so großen Vermögen ihres Mannes noch so unbeträchtlich seyn, so war doch das Wenige bey Stille und Zufriedenheit weit köst-

licher, als vorher Überfluß und Pracht bey Kränkung und Unfrieden. Überdieß war sie genügsam, ihr Sohn noch klein, und Alles, was sie von den Herrlichkeiten voriger Zeit genossen, ihr nie zur Freude gewesen. So fing sie nun an zu untersuchen, zu ordnen, der Rechnungsführer legte seine Papiere vor, die Gläubiger wurden berufen. Es dauerte lange, bis die Auseinandersetzung zu Stande kam, und endlich nach einem halben Jahre verdrießlicher Berichtigungen fand es sich, daß, wenn Alles verkauft und zu Gelde gemacht würde, nach Abzahlung der Schulden Rosinen kaum so viel übrig blieb, um mit ihrem Sohne sparsam zu leben. Doch zog sie diese rühmliche Armuth dem Vorschlage des Advokaten vor, der ihre Sprüche geltend machen, und so die Gläubiger stark verkürzen wollte. Als Alles ins Reine gebracht war, verkaufte sie auch noch ihr Geschmeide, ihre kostbaren Kleider, miethete sich in derselben Stadt eine kleine Wohnung, richtete sich ein, und suchte nun durch Handarbeiten, in denen sie wohl geübt war, ihr kleines Einkommen zu vermehren, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung geben zu können.

So lebte sie still und fromm für sich dahin,

freylich nicht glücklich, denn mit dem Abschied von Georg war ihr Leben zerrissen und gehaltlos geworden; aber sie lebte in Frieden und ohne Kränkung. Georgs Bild schwebte im Lichte der Verklärung vor ihren Augen, und nimmer konnte sie in die feindselige Meinung ihres Schwagers einstimmen, daß er seinen Tod selbst gesucht habe. Er war ja auch immer gottesfürchtig gewesen, wie sie, er hatte allen seinen Trost in der Frömmigkeit gefunden; so werde ihn, meinte sie, doch Gott nicht so schrecklich verlassen haben, daß er es hätte wagen dürfen, eigenmächtig seinem Leben ein Ende zu machen.

Die Welt bewegte sich dazumahl in stürmischen Gährungen. Es war in den Jahren 1812 und 1813. Rosine in ihrer stillen Abgeschiedenheit nahm durch Gebeth und fromme Wünsche Antheil an der guten Sache, und freute sich auf den Zeitpunct, wo sie, wenn nun Alles wieder ruhig, aller Kampf Frieden, aller Haß Einigkeit, das ehrwürdige Alte hergestellt, und auch ihr Sohn der weiblichen Pflege und genauern Aufsicht entwachsen seyn würde, ihn ihrem Bruder, der ein wackerer Landwirth und durch ein braves Mädchen wohlhabend geworden war, zu übergeben, sich aber in die Stille eines Klosters zurückzuzie-

hen entschlossen war, wo sie dem Gebeth und dem Andenken an den nievergessenen Jugendfreund leben wollte.

Sie sollte dieser Hoffnung nicht lange genießen. Einer der ersten Gläubiger ihres verstorbenen Mannes, ein Kaufmann in der Stadt, in welcher sie wohnte, Witwer, reich, angesehn und nicht übel gebildet, hatte sie bey den gerichtlichen Verhandlungen näher kennen gelernt. Ihre uneigennützige Handelsweise, ihre Sanftmuth, ihr Unglück, am meisten ihre Schönheit, die Gram und Kränklichkeit nicht ganz hatten zerstören können, machten Eindruck auf den noch blühenden Mann. Er trug ihr seine Hand an, versprach ihren Sohn an Kindes Statt anzunehmen, und betrieb, trotz Rosinens Bitte, sie mit jeder Bewerbung zu verschonen, weil sie fest entschlossen sey, nie wieder zu heirathen, seine Liebesangelegenheit so öffentlich, so auffallend, daß die ganze Stadt davon sprach, und Niemand daran zweifeln wollte, die ganz arme Witwe, die doch vorher an ein so glänzendes Leben gewohnt war, würde, um ihrer und ihres unversorgten Kindes willen, den Vorschlag mit beyden Händen ergreifen. So machte man sie in den Gesprächen des Städtchens schon zur Braut,

und der Ruf davon erscholl bald auch in ihrer Heimath.

Eine junge, rechtliche Beamtensfrau, die kurz vorher, ehe Rosine das R** Thal verließ, mit ihrem Manne in die Gegend gekommen war, und sich in freundlichem Umgang näher an sie geschlossen hatte, schrieb ihr Glückwünsche zu der nahen Hochzeit. Rosine antwortete halb scherzend auf das, was sie für Scherz hielt, und versicherte der Frau Rentmeisterinn, daß sie an keine Heirath denke noch denken werde. Doch ängstete sie das Geschwätz der Leute, und noch mehr das Zureden ihrer Freunde und Geschwister, um ihres Kindes willen diesen äußerst vortheilhaften Antrag nicht auszuschlagen. Auch des Kaufmanns zuversichtliche Bewerbungen quälten ihr stilles Gemüth, und sie sehnte sich aus all dem Gewirr mit banger Seele in die Einsamkeit ihres gewünschten Klosters.

Es stand nicht lange an, so kam ein zweyter Brief der Rentmeisterinn. Der Eisenhammer des verstorbenen Herrn Kluge wurde von den Gläubigern verwaltet. Jetzt hatte sich ein Käufer gefunden, ein Husarenoffizier, der den letzten Krieg mitgemacht, das Kreuz verdient hatte, und nun in ländlicher Einsamkeit der Ruhe pfle-

gen wollte; denn er war verwundet. Es war, wie die Rentmeisterinn schrieb, ein sehr artiger, wohlgebildeter Mann, der gleich bey der Übernahme des Eisenhammers mancherley Kenntniß und Einsicht gezeigt habe, und das ziemlich zerrüttete Werk mit Verstand und Thätigkeit in recht guten Stand zu bringen scheine. Auch dieser hatte bey der Rentmeisterinn Rosinens Bild gesehen, ihre Geschichte vernommen, und sich erklärt, er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn Rosinens Herz noch frey wäre, sie wieder als Gebietherinn in ihr voriges Eigenthum einzusetzen — wenn ihr Herz noch frey ist, habe er noch einmahl mit sehr bedeutendem Ausdruck wiederhohlt, und der Rentmeisterinn den Auftrag gegeben, in seinem Nahmen anzufragen.

Rosine brach in Thränen des Unmuths und der Angst bey diesen neuen Zumuthungen aus. Ach, mein Gott! rief sie: So will man mir denn keine Ruhe gönnen, mich den Rest eines traurigen Lebens nicht in Frieden beschließen lassen! Sie setzte sich hin, und schrieb ihrer Freundinn, ihr Herz sey wirklich nicht mehr frey; das möchte sie dem Herrn Rittmeister sagen, und übrigens sie jetzt und künftig mit allen solchen Anträgen verschonen.

Frau Fischer, so hieß die Freundinn, theilte dem Offizier sogleich am folgenden Tage seinen Korb in den schonendsten und glimpflichsten Ausdrücken mit, und setzte, um der Nachricht einen Theil ihrer Bitterkeit zu benehmen, aus ihrer eignen Ansicht entschuldigend hinzu, sie zweifle nun nicht mehr, daß der Kaufmann, der schon so lange und so anhaltend um ihre Freundinn geworben, endlich doch einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben müsse. Der Offizier dankte für die gehabte Mühe, schwieg ganz von seinen weiteren Absichten, und die Sache blieb auf sich ruhen. Aber, obwohl er den Kauf schon seit einigen Wochen geschlossen, und wirklich angefangen hatte, das Werk zu betreiben, auch das Haus ganz anders und in viel einfacherem Geschmack einzurichten, so fand er doch jetzt auf einmahl allerley Anstände und Zweifel in den Rechnungen, in der Einrichtung, die Niemand als der vorige Rechnungsführer, der längst schon in großer Entfernung eine Anstellung gefunden hatte, oder die vorige Frau Hammermeisterinn selbst, die nach dem Tod ihres Mannes alle Schriften durchsehen hatte, zu heben im Stande war. Er ließ sie daher durch Frau Fischer ersuchen, seine Bitte nicht übel zu deuten, und sich

die kleine Reise gefallen zu lassen, weil die Sache schlechterdings an Ort und Stelle entschieden werden müßte. Seiner Absichten war mit keinem Worte erwähnt, und seine Anfrage so natürlich, sein Verlangen so billig, daß Rosine wohl einsah, hier sey nichts zu thun, als einzuwilligen. Frau Fischer versprach die Pferde zu schicken, und Rosine sollte nun nach so langer Entfernung, und in so sehr veränderten Umständen das Thal wiedersehen, wo ihre schönsten, aber auch ihre traurigsten Stunden verflossen waren.

Es hatte sie schon lange eine geheime Sehnsucht hingezogen, und in ihrem Herzen das heimische Thal und das Kloster sie in der Wahl ihres letzten einsamen Aufenthalts unschlüssig gelassen. Nur die Heiligkeit der Stätte und die noch tiefere Abgeschiedenheit entschied endlich für das Kloster. So fuhr sie an einem schönen Frühlingsmorgen unter tausend wechselnden Empfindungen den bekannten geliebten Bergen zu, und stieg bey ihrer Freundinn ab. Frau Fischer empfing sie mit vieler Freude, und sagte ihr, was sie noch heiterer machte, und über die gefürchtete Zusammenkunft mit dem Husarenoffizier beruhigte, daß dieser seit jener abschlägigen Antwort nie wieder etwas von der Sache

gesprochen habe, und still ohne Umgang lebe. Gegen Abend, als es kühler geworden war, konnte Rosine dem Drang nicht widerstehen, der sie in die eigentliche Heimath zum ehemahligen Hause ihrer längstverstorbenen Ältern, zu der Kirche, in welcher sie so oft gebethet und geweint, in die schaurig schöne Thalschlucht zog, in der sie einst in bessern Zeiten so oft mit dem verklärten Freund, und dann später einsam, unter Thränen um ihn, gewandelt war. Sie nahm einen Umweg, um nicht am Eisenhammer vorbey zu müssen; denn sie fürchtete dem Husarenoffizier zu begegnen, und nachdem sie das Haus ihrer Geburt und die Kirche besucht hatte, stahl sie sich auf den einsamsten Pfaden in die Thalschlucht, und freute sich ganz ungemein, als sie sich, unbeachtet und ungesehn, in dieser aufgenommen fand. Sie wandelte in wehmüthig süßen Erinnerungen hin, und war nun bis zu dem Brunnen gekommen, an dem sie oft in theurer Begleitung geruht, und das Wasser getrunken hatte, das des Freundes Hand ihr schöpfte. Sie näherte sich der Brunnenhütte, sie stand auf dem Steg. Mit nicht geringem Schrecken erblickte sie jetzt einen Mann an der Quelle, der sich eben bückte und mit einem leichten hölzernen Becher

Wasser schöpfte. Er war einfach und ländlich, doch nicht ohne Geschmack gekleidet. Rosine stand ängstlich, sie wußte nicht, ob es nicht eben der gefürchtete Brautwerber war, ob sie umkehren, oder, an dem Brunnenhüttchen vorbey, die Straße weiter gehn sollte. In dem Augenblicke richtete sich der Fremde auf, wandte sich und trat aus der Hütte. Rosine erstarrte, sie sah diese Gestalt, diese Züge, und mit einem Ton des Entsetzens und der Freude schrie sie: Georg! und stürzte zusammen.

Er sprang hinzu, er erkannte sie, trug die theure Bürde zur Quelle, legte sie auf seinen Schooß, besprengte sie mit Wasser, und unter tausend Liebkosungen und süßen Lauten der Liebe und des Entzückens brachte er sie wieder zu sich. Sie richtete sich auf, sah ihn noch immer zweifelnd an, und sank dann mit dem Ausruf: Du bist's, Du lebst! laut weinend an sein Herz. Nur nach langer Zeit vermochten die tieferschütterten Seelen sich zu fassen, und Worte zu gewinnen, um ihr Erstaunen, ihre Freude auszudrücken. »Und liebst Du mich denn noch? Hast Du mich nicht vergessen in der langen Zeit?« fragte endlich Georg. Ach, ich habe nie einen andern Gedanken gehabt, als Dich! antwortete

Rosine. »Und der reiche Kaufmann, der sich in *stadt um Deine Hand bewirbt? Und die Antwort, die Du dem Offizier sagen ließest?« — Du weißt davon? rief sie überrascht. Georg sah ihr Erstaunen, er schien sich zu besinnen. Nach einer kleinen Pause sagte er: »Ich habe davon gehört. Der Husarenoffizier war mein Rittmeister, ich stehe nun auch hier in seinem Dienst.« Das ist mir sehr unangenehm, erwiederte Rosine. »Warum?« »Ach, eben um dieser Bewerbung willen. Aber sage mir nur, wie Alles zusammenhängt? Wir hielten Dich für todt. Ach, was habe ich nicht ausgestanden!« — Georg erzählte ihr nun, wie ihr verstorbener Mann ihn vor vier Jahren durch den Verwalter des Grafen, dem die Wälder gehörten, Nachts in seiner Hütte von den Soldaten greifen, und als Recruten habe fortschleppen lassen. Da er bey der Infanterie nicht brauchbar war, sollte er Reiter werden. Er ergab sich in sein Schicksal, das er nicht ändern konnte, und nahm nicht ungern die Dienste, zu denen er seit langer Zeit Lust gehabt, und von deren Ergreifung ihn bloß das Verlangen, in Rosinens Nähe zu leben und vielleicht noch einmahl ihr hülfreich seyn zu können, abgehalten hatte. Er hoffte auch jetzt nicht

weit von ihr entfernt zu werden; denn sein Regiment lag in der Nähe des R**thals. Auch schrieb er an Rosinen, sobald es ihm möglich war. Er erhielt keine Antwort. »Ach, und ich keinen Brief!« Auch nicht aus Ungern, und im Jahr 1812 aus Pohlen, wo mein zweytes Regiment beym Auxiliarcorps stand? — »Nicht eine Sylbe! — Was ich gelitten habe, kann nur Dein Herz ermessen, wenn Du mich noch liebst, wie einst. Ich glaubte Dich im Wasserfall in ** ertrunken, zerschellt. O Gott! Georg! Georg! rief sie, und umfaßte ihn mit Angst: Du bist doch nicht hineingestürzt?« Er lächelte. Er war in seinem Leben nicht in der Gegend gewesen, aber das blaue Tuch hatte er bald, nachdem man ihn zum Conscriptionsoffizier gebracht, unter seinen Sachen gesucht und vermißt. Nun verständigten sich nach und nach die ruhiger schlagenden Herzen, und Rosine erfuhr, daß Georg von dem Regiment, bey dem er zuerst angeworben worden, plötzlich und ohne Ursache zu einem Husarenregiment, das tief in Ungern stationirt war, übersetzt wurde. Von hier ging es nach Pohlen, von dort endlich im Jahr 1813 nach Deutschland und über den Rhein bis in die Hauptstadt des gede-

müthigten Feindes. Georg erzählte mit Feuer und Lust von den Schlachten bey Kulm, Leipzig und auf dem Montmartre. Rosine hörte ihm mit aufgeregter Seele zu, und es ward ihr bald klar, daß ihr Mann, so wie er die Ursache von Georgs Entführung gewesen war, auch seine Briefe unterschlagen, seine Übersetzung zu dem entfernten Regiment bewirkt, und die Komödie am Wasserfall mit seinem Schwager verabredet hatte, um Rosinen, deren Herz er noch immer Georg zugewandt wußte, jede Hoffnung zu benehmen.

»Aber wie kömmt es, daß Du jetzt hier bist, und hast mich nicht aufgesucht, mich nichts wissen lassen?«

Georg lächelte wieder seltsam: Mein Rittmeister hat mich liebgewonnen, ich habe ihm so viel von der Schönheit dieser Gegend gesagt. Der Eisenhammer war zu verkaufen, er ließ sich überreden, wir nahmen unsern Abschied, und ich bin nun bey ihm, wie einst bey meinem alten geliebten Pflegevater. — Dich aber, Rosine, sogleich aufzusuchen, mich Dir zu zeigen — konnte ich es wagen, nachdem durch vier Jahre alle meine Briefe unbeantwortet geblieben waren, und ich Dich von Freyern umgeben fand? Zu-

dem: Dein Herz ist nicht mehr frey, ließest Du dem Offizier sagen.

»Ach, war es denn nicht wahr? Habe ich Dich denn nicht ewig geliebt?«

O meine Rosine! — Aber theures Wesen! Ich bin nicht reich, Du auch nicht, ich habe Dir nur ein geringes Glück anzubiethen. Rosine legte die Hand auf seinen Mund, sie verboth ihm davon zu reden, sie war entschlossen, auf jeden Fall die Seinige zu werden.

So saßen sie kosend in seliger Vergessenheit der Welt um sie her, als die einbrechende Dämmerung Rosinen an den Heimweg mahnte. Ach Gott! rief sie: Ich habe noch eine halbe Stunde bis zur Frau Fischer, und es wird dunkel. »Ich begleite Dich, Rosine, so hast Du nichts zu fürchten.« Sie standen auf, und waren noch nicht lange gegangen, als ihnen in dem engen Thalwege ein Bursche in sauberer Livree mit einem schönen gezäumten Reitpferd entgegen kam. Georg ging ihm entgegen, redete heimlich mit ihm, und der Bursche kehrte mit dem Pferde um. »Das ist wohl ein Reitknecht des Rittmeisters?« fragte Rosine. Ja, antwortete Georg: Er sucht seinen Herrn, ich habe ihn angewiesen. Sie gingen weiter. Rosine bemerkte nach einer

Weile, daß Georg langsam und nicht ohne Beschwerde ging. Sie sagte es ihm, und er erzählte ihr, daß er im Kriege viel ausgestanden und einigemahl eben auf die wunde Seite gestürzt sey.

Rosine erschrack: »Ach Georg! Wie wird es Dir denn in deinem Dienste gehen? Und Alles das leidest Du um meinetwillen!«

»Eben darum achte ich alles dieses Leiden nicht. Fürchtest Du aber vielleicht, daß mein Zustand mich einst zur Arbeit unfähig machen könnte, und Du dann ein trauriges Schicksal mit mir theilen müßtest? — Rosine! Wenn Du das fürchtest, so laß es uns lieber alsogleich gestehen, und uns trennen! Du bist jung, schön, gesucht, ich darf dein Glück nicht hindern.«

Rosine machte ihm sanfte Vorwürfe über diesen lieblosen Gedanken. Ein Mahl, sagte sie, hast Du mich überredet, Dir zu entsagen; es war mein und Dein Unglück, daß ich Dir damahls folgte. Jetzt bringst Du mich nicht wieder dazu, gewiß nicht. Ich lasse Dich nicht mehr, und Gott, der Dich in allen Gefahren erhalten, der uns jetzt so wunderbar zusammengeführt hat, wird auch noch weiter für uns sorgen.

Georg umschlang das treue, geliebte Weib, sie stand in seinen Armen, zu ihm aufblickend,

und der Mond, der in dem Augenblick hinter der östlichen Felsenreihe heraufstieg, schimmerte in ihr verklärtes Gesicht und in die Thränen, die aus ihren blauen Augen glitten. Keines sprach, sie fühlten bethend und dankbar ihr unaussprechliches Glück.

So waren sie in trauten Gesprächen bis an den Ausgang des Thales gekommen, und betroffen erkannte Rosine, als sie sich umsah, daß sie den gewohnten alten Weg gegangen waren, der am Eisenhammer vorbeyführte. Sie sah ihn schon ganz nahe vor sich, wollte nun durchaus nicht vorbey, und sagte es ihrem Freund. Dieser lächelte. »Ich muß Dich dennoch bitten, noch bis dahin zu gehn, ich muß sehn, ob der Herr zu Hause ist; denn ich habe ihm etwas zu sagen, ehe ich Dich zur Rentmeisterinn führe.«

Rosine ergab sich in das Verlangen ihres Freundes. Er suchte ihr ein freundliches Plätzchen am Ufer, wo ein Baum sie halb verdeckte; dort bath er sie, zu warten, und eilte ins Haus. Rosine sah seiner Zurückkunft mit Ungeduld, und nicht ohne Furcht, der Husarenoffizier möchte sie erblicken, entgegen. Es dauerte nur kurze Zeit, so hörte sie gehen. Sie wandte sich — und — wie groß war ihr Schrecken! — der Offizier

kam die Anhöhe vom Hause herab, gerade auf sie zu, in völliger Uniform, den Orden an der Brust. Sie hörte ihren Nahmen von einer theuern Stimme rufen, jetzt warf der Mond sein volles Licht auf den Kommenden — es war Georgs Wuchs, sein Gang, seine Züge.

Gerechter Gott! Was ist das? rief Rosine erschrocken und zitternd. Aber Georg umschlang sie und drückte sie unter Freudenthränen an seine Brust: Das ist der Lohn Deiner Liebe und Treue! Gutes, frommes, himmlisches Wesen!

Aber wie kommst Du in die Kleider?

Es sind meine eigenen. Liebe Rosine! Ich bin nicht Unteroffizier und Aufseher über die Arbeiter hier, wie ich Dir scherzend erzählte; ich bin Husarenrittmeister und der Eisenhammer ist mein Eigenthum. Gott hat mich wunderbar geführt, Rosine! Er hat mir seine Gnade gegeben, daß ich mir die Liebe und Achtung meiner Vorgesetzten erwerben konnte. Ich stieg schnell vom Gemeinen zum Unteroffizier, von da zum Lieutenant. Mein Oberster gewann mich sehr lieb. In der Leipziger Schlacht hatte ich das Glück, ihm das Leben zu retten; in der von la Ferté champenoise wurde er an meiner Seite tödtlich verwundet. Ich hatte Gelegenheit mich

auszuzeichnen, ich wurde auf dem Schlachtfelde Rittmeister und bekam das Kreuz. Aber ich genoß diese Freude nicht, denn mein Oberst, mein zweyter Vater, starb noch denselben Abend in meinen Armen. Ein bedeutendes Legat von ihm, und einige glückliche Coups, die ich auszuführen bekam, setzten mich in den Stand, nachdem ich meine Pflicht gethan und der heilige Kampf geendet war, meinen Abschied zu nehmen; denn ich fühlte, daß ich der Ruhe bedurfte. Von Dir und Deinem Schicksal hatte ich mir von Zeit zu Zeit Kenntniß zu verschaffen gewußt. So erfuhr ich Deines Mannes Tod, und daß der Eisenhammer zu verkaufen sey. Mein Entschluß war bestimmt. Wohin auf der ganzen Welt hätte ich lieber flüchten sollen, als in das stille Thal meiner Geburt, wo ich einst so glücklich gewesen, an das selbst traurige Erinnerungen mich mit unbeschreiblichem Reize fesselten, in dessen Nähe endlich Du noch immer lebtest, und wo ich — wenn Du meiner noch nicht vergessen hattest — auch wieder unaussprechlich glücklich zu werden hoffen konnte? Vor einigen Wochen kam ich hierher, Niemand erkannte mich bis jetzt, Niemand suchte in dem reichen Rittmeister in glänzender Uniform den armen Holzknecht.

Auch fand ich vieles verändert. In manchen Häusern waren neue Bewohner, Andere waren gestorben, Viele in veränderten Verhältnissen. Ich vermied jeden Umgang, weil ich nicht eher erkannt seyn wollte, ehe Du über mein Schicksal entschieden haben würdest. Mit unbeschreiblicher Lust richtete ich mich in dem Hause ein, das Du bewohnt hattest, ich suchte Deine Spuren auf, ich war glücklich, wenn ich wieder eine neue entdeckte. Ach, Rosine! Ich lebte nur in dem Gedanken an Dich!

Er legte sein Haupt auf ihre Schulter, aus Beyder Augen flossen Thränen der Freude, des innigsten Dankes gegen Gott.

Ich erfuhr, begann Georg von Neuem, was mich wenig freute, die Bewerbung des reichen Nebenbuhlers um Dich. Ich hatte nicht den Muth, sogleich hervorzutreten, ich wollte wissen, wie es um Dein Herz, um Deine alte Liebe stände. Die Frau des Rentmeisters fragte Dich, ohne mich zu kennen. Deine Antwort machte mich bestürzt, ich wußte nicht, sollte ich hoffen oder verzweifeln. Meine Sehnsucht nach Dir, meine Liebe hießen mich endlich alle Bedenklichkeiten überwinden. Ich wollte mein Schicksal erfahren, Dir in meiner wahren Gestalt vor

Augen treten, und erwarten, was Du entscheiden würdest. So veranlaßte ich Dein Hierherkommen, so erwartete ich Dich zwischen heißer Liebe und ängstlicher Besorgniß, als Du mir heut am Brunnen erschienst.

»Und Du, böser Mensch, konntest Dich noch so verstellen und mich mit dem Rittmeister ängstigen?«

Verzeih, Rosine, einen Scherz, der gar nicht in meinen Plan lag, zu dem Deine Worte mich erst in demselben Momente veranlaßten! Verzeih, wenn ich Dir einen unangenehmen Augenblick gemacht habe; glaube mir aber, Rosine, um alle Schätze der Welt möchte ich die Freude nicht geben, mir den Anblick Deines ganzen treuen Herzens und Deiner hingebenden frommen Liebe durch meine kleine List verschafft zu haben. O Rosine! Ich bin glücklicher, als ich es sagen kann, als ich es verdiene, glücklicher, als irgend ein Mensch es verdienen kann! Er drückte sie fester an seine Brust, und sie fühlten Beyde schweigend ihre Seligkeit.

Endlich erinnerte Rosine an den Rückweg. Es wird sogleich angespannt seyn, antwortete Georg: Laß uns einen Augenblick ins Haus gehn, laß mich Dich in Dein Eigenthum führen,

und der Freude genießen, Dich zum ersten Mahl an dem Orte mein nennen zu können, in dem ich Dich so lange, so schrecklich von mir getrennt wußte! Sie folgte ihm, er zeigte ihr Alles im Hause, wie er es, so viel möglich, einfach und ansprechend eingerichtet hatte, nicht, wie es unter Herrn Kluge, sondern bey seines Pflegevaters Zeit ausgesehen hatte. Rosine ging selig an seinem Arm umher, und feyerte bald mit Wehmuth, bald mit Schaudern an den bekannten Stellen die Erinnerungen der Vergangenheit, bis man dem Rittmeister meldete, es sey angespannt. Er führte Rosinen hinab zu der eleganten Chaise, die im Hofe stand, setzte sich an ihre Seite, und sie, noch ganz betäubt von den wechselnden Auftritten und Gefühlen des heutigen Tages, konnte noch in manchem stillen Augenblick kaum an ihr Glück und an die Wirklichkeit so seltsamer Ereignisse glauben.

So kamen sie unter freundlichem Gekose zur Frau des Rentmeisters, die, schon überrascht, Rosinen an des Rittmeisters Seite im Wagen zu sehen, nun vollends die Entwickelung ihres Schicksals, und daß der Husarenoffizier und der arme, so lang als todt beweinte Georg eine und dieselbe Person seyen, kaum fassen

konnte. Aber bald freute sie sich herzlich mit der beglückten Freundinn, und half recht emsig, Alles zu beschicken und anzuordnen, daß das Hochzeitfest des beglückten Paares in vierzehn Tagen, zwar mit anständiger Feyer, aber einfach und nur im Kreise weniger Freunde vor sich gehen konnte.

Anderthalb Jahre hatten Georg und Rosine in häuslicher Stille und im dankbaren Genuß ihres Glückes gelebt, und ein holdes Mädchen lag schon in der Mutter Arm, als Herr von Z**, der sich zwar vor ein Paar Jahren vorgenommen hatte, das Thal nie wieder zu betreten, das ihm so viel wehmüthige Erinnerungen gab, sich doch bereden ließ, einen Freund zu begleiten, den seine Geschäfte in diese Gegend führten. Sie stiegen in einem entlegenen Gasthofe ab, dessen Bewohner Z** unbekannt waren; aber er und sein Begleiter blieben es nicht lange. Die Erscheinung von einem Paar angesehener Herren aus der Hauptstadt macht Epoche in einem einsamen Gebirgsthal. Bald erfuhr die Gegend, daß die Herren da, und wer sie wären,

und in einer Stunde darauf sah Z** zu seinem Erstaunen eine Chaise vor dem Gasthofe halten. Ein Husarenoffizier stieg heraus und fragte nach ihm. Z** wußte sich die Erscheinung nicht zu erklären, und wollte eben sein Zimmer verlassen, um dem nach ihm Fragenden entgegen zu gehn, als die Thüre sich öffnete und der Offizier eintrat. Z** sah ihn wundernd an, es war, als sprächen dunkle Erinnerungen aus tiefer Ferne sein Gemüth freundlich aber wehmüthig an. Sie kennen mich nicht mehr — hub der Offizier an, indem er mit gerührter Stimme und dargebothener Rechte auf Z** zuging. »Wahrlich mein Herr! — Mir ist — Ihre Züge, diese Stimme — wir sehen uns heut nicht zum ersten Mahl.« O freylich nicht, rief der Offizier lebhaft: Erinnern Sie sich des armen Georgs nicht mehr, der Sie auf den Bergen herumführte?

»Ob ich mich seiner erinnere, Herr Rittmeister? Ja wohl, ja wohl! Ich habe seinen schrecklichen Tod herzlich betrauert.«

Er lebt noch, Herr von Z**! Er lebt noch und ehrt Sie noch wie damahls.

»Wärs möglich? Mein Gott! Diese Ähnlichkeit — Sie wären — «

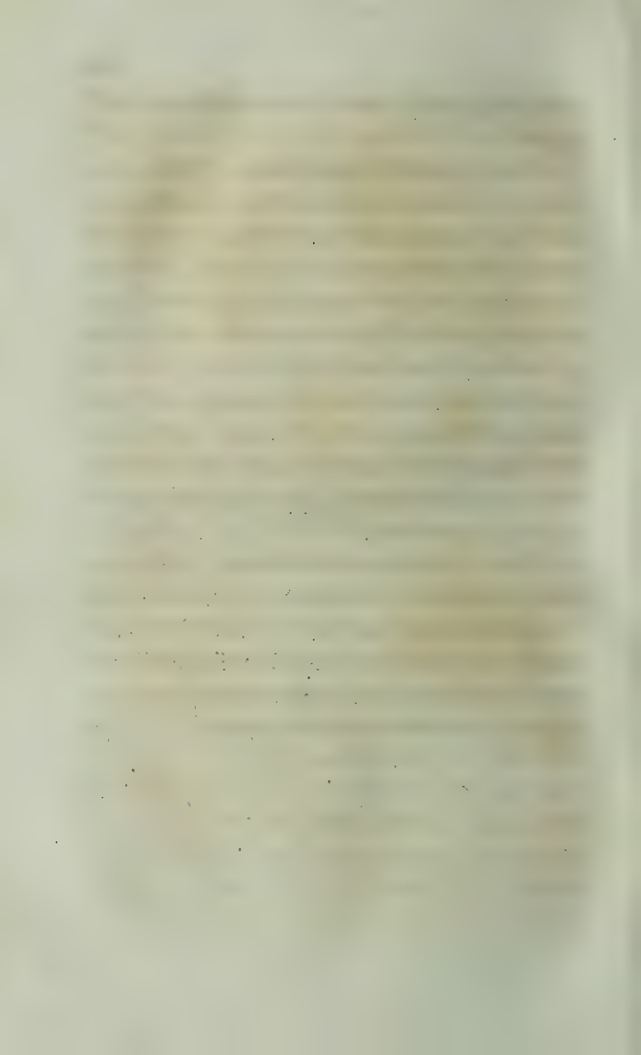
Ich bin der arme Georg, rief der Rittmei-

ster mit lebhafter Rührung: Sehen Sie hier das Etui, das Sie mir damahls schenkten. Es ist seitdem nie von mir gekommen. Er zog es bey diesen Worten hervor und wollte es Z** zur Beglaubigung überreichen, aber er lag schon in Z**s Armen, der ihn, heftig bewegt und mit Thränen im Auge, umarmte. Auch in des Rittmeisters Augen glänzten Zähren, sie flossen der Freude des Wiedersehens, dem seltsamen Umschwung seines Geschickes, seinen damahligen Leiden. Als er sich wieder gefaßt hatte, war Z**s erste Frage nach Rosinen. »Sie ist mein, sie ist meine Frau!« O, nun ist Alles, Alles gut! rief Z**, und sprang jubelnd auf: Gott sey gedankt, der Euer langes Leiden angesehen und Euch wieder vereinigt hat! Sie müssen mich zu Ihrer Frau führen. Darum bin ich hier, antwortete der Rittmeister: Wir Beyde bitten Sie um diesen Besuch, als um die größte Freude, die Sie uns machen können. Aber nicht bloß besuchen, lieber Herr von Z**, auch bey uns wohnen müssen Sie mit Ihrem Freund, uns angehören, und den Dank und die Liebe eines treuen Herzens nicht verschmähen, das Ihnen auf jenen Spaziergängen in seinem tiefsten Un-

glück einige schöne und erhebende Stunden verdankte.

Georg führte Z** zum Wagen. Rosine empfing den Freund, von dem ihr ihr Mann so viel Gutes erzählt hatte, mit Achtung und Dankbarkeit. Beyde Gatten bestrebten sich, ihm und seinem Begleiter die wenigen Tage ihres Aufenthalts im R** Thal so angenehm als möglich zu machen; aber die größte Freude genoß der gute Z** nicht sowohl in den Beweisen der Liebe und Freundschaft des edlen Paares, als in der Betrachtung und Überzeugung, wie glücklich diese beyden Menschen waren, und wie sehr sie es zu seyn verdienten.

Wenn er nun nach R** kommt, und er besucht das Thal, so oft es ihm nur seine Geschäfte verstatten, wohnt er bey dem Rittmeister, und kommt aus dem Heiligthum häuslichen Glückes und geprüfter Tugend immer heiterer und behaglicher nach der Hauptstadt zurück.



IV.

Spital am Pyhrn.



Der späte Wintermorgen steigt von den Gipfeln der Alpen langsam nieder, schon enthüllen sich die nächsten Gegenstände aus dem dicken Nebel, schon verbreitet sich allgemach eine zweifelhafte Helle; die Lampe, die treue Gefährtinn meiner schlaflosen Stunden flackert noch einmahl röthlich im werdenden Tageslichte auf, und verlischt nun. Jetzt ist der Wintertag völlig angebrochen, und Alles bleibt so still und erstorben, wie mitten in der Nacht. Keine Bewegung auf den nahen Wiesen, kein Geräusch des Lebens in den Hütten des Landmanns, kein Laut ländlicher Beschäftigung von den verlassenen Alpen, rund um mich her tiefes Schweigen in der Natur draußen, und innerhalb der Mauern meines Klosters! Da sitze ich, und höre das Nagen der Todtenuhr im Getäfel meiner Zelle, und denke mit großer Ruhe daran, daß sie wohl bald mir selbst schlagen könnte.

Ich fürchte den Tod nicht, und wünsche ihn, umringt von den Beschwernissen des Alters, auch nicht herbey. Des Herrn Wille geschehe! Jene sind Wirkungen der Natur, und ich ertrage sie, wie ich die Strenge der Jahreszeit in diesem Himmelsstrich ertrage, unter dem ich nicht geboren bin, und der einst meinem ungewohnten Körper so schmerzlich weh that. Aber der Mensch lernt sich an Alles gewöhnen, und es ist erstaunlich, zu welchen ganz entgegengesetzten Bedingungen des Lebens und des Wohlseyns man nach und nach unmerklich gelangt, und sich am Ende der Laufbahn verwundert umsieht, um zu betrachten, woher — und wohin man gekommen ist?

Woher? O mein Vaterland, schönes Spanien mit deinen Oliven- und Palmengärten, mit deinem ewig klaren Himmel, und deinen warmen, belebenden Lüften! O Zeit meiner Jugend, wo ich als ein kriegslustiger Jüngling unter den Fahnen des Herzogs von Alba Spanien verließ, von Ehre und Glauben gerufen, um hier an den äußersten Enden des Abendlandes gegen die Heiden zu kämpfen! Damahls fing erst die Sonne von des Herzogs kriegerischem Ruhme an, aus den Morgenwolken einer hoffnungsvollen Jugend hervorzubrechen, damahls war er noch

nicht der weithin berühmte, der weithin gefürchtete Feldherr Don Philipps des Zweyten, der, selbst ein schwaches Kind zu jener Zeit, auch die Nahmen der Länder in beyden Hemisphären nicht kannte, die ihm sein großer Vater späterhin zu beherrschen überließ.

Es ist lange, sehr lange seit jener schönen, rege bewegten Zeit meiner Jugend in dem warmen Lande, das mich gebar, bis zu meinem Greisenalter in diesem engen Umkreis himmelhoher Felsengebirge, von deren kahlem Scheitel kaum im höchsten Sommer Schnee und Eis weichen. Ach damahls, als körperliche Leiden mich hierher bannten, und mitten unter Schmerzen und den finstersten Aussichten auch noch die schöne Täuschung zerrann, der ich so manches Jahr der blühenden Jugend geopfert hatte, damahls in voller Reife männlicher Kraft ertrug ich ungeduldig mein schweres Geschick. Gott half auch hier hinüber. Meine Wunden heilten zwar langsam, aber sicher, mein Herz gewöhnte sich, das, was es auf Erden vergeblich gesucht hatte, im Himmel zu finden, und der zarte Engel, der hier lange, lange vorher ausgelitten hatte, wies mir den Pfad zum Heil. Ich erkannte den Finger Gottes, der uns von irdi=

schen Leiden und Freuden hinweist auf jenes unvergängliche Glück, das oben wohnt in Licht und Heiligkeit.

So lernte ich zuerst mich ergeben, dann mein Loos minder hart finden, und endlich die stille Beschränkung lieben, die mir nach so manchen Stürmen eine sichere Freystätte darboth.

Zufrieden, ja in manchen Augenblicken vergnügt, blicke ich auf mein vergangenes Leben zurück. Es war ehrenvoll, ohne berühmt zu seyn, es war nützlich, ohne Aufsehen zu erregen, und da es nun wahrscheinlicher Weise bald zwischen den stillen Mauern verlöschen wird, die seit vierzig Jahren die Grenzen seines einförmigen Wirkens ausmachen, fühlt sich der Greis gedrungen, das, was er erfahren, erlitten, erstrebt, in flüchtigen Zügen hinzuwerfen, daß, wenn vielleicht einst diese Blätter nach Spanien gelangen sollten, seine Verwandten, wenn er deren noch hat, daraus erkennen, in welchem Winkel der Welt ein längst vergessener Ahn sein Leben beschlossen, und was aus dem Neffen des Comthurs von Pennalosa geworden sey, der bey Pavia und Wien nicht unruhmlich gestritten, und auch seinen Theil an dem Ruhme gehabt

hat, der die Regierungen seiner beyden Kaiser, Carlos und Fernando verklärt.

Von der Zeit an, als Kaiser Maximilian seinen Sohn Philipp mit der Spanischen Infantinn Johanna vermählte, und so ganz Spanien an sein Haus brachte, entstand ein lebhafter Verkehr zwischen Österreich und meinem Vaterlande, und unzählige Verbindungen und Verhältnisse knüpften sich hin und wieder an. Deutsche Edelleute, die ihrem Herrn nach seinem neuen Reiche gefolgt waren, verbanden sich mit Spanischen Familien, und mancher Spanier sah mit Wohlgefallen den sittsamen Reiz der blauäugigen Tochter des kalten Nordens, die mit ihren Ältern in das ferne Land gezogen war, und führte die fremde Schöne in sein edles Haus ein.

So lernte auch mein Vater eine junge Deutsche edler Geburt kennen, deren Ältern mit dem Erzherzog Philipp nach Spanien gekommen waren. Die Ahnen meiner guten Mutter, die Herren von Losenstein waren einst mächtig in jenen Gegenden von Österreich gewesen, wo das Hochgebirge sich an die Steyrischen Alpen anschließet. Hier herum standen ihre Burgen auf vielen Felsengipfeln, und der Lauf des Steyer-

flusses ging weithin durch ihr Gebieth. Unglücks-
fälle, Fehden, und mehr als dieß, ein unruhig
stürmischer Geist schwächten nach und nach ihre
Macht, sie verloren ihre Besitzungen, und bald
ward Schloß Claus an der Steyer ihre letzte
und einzige Habe. Auch dieß ging endlich ver-
loren, und die Nachkömmlinge der ehemahls
mächtigen Herren von Losenstein dienten in Hof-
ämtern an dem Throne der Habsburger, deren
Ahnherren Rudolph ihre Ahnen sich wohl einst
an Macht und Ansehen gleichstellen konnten.

Dieß und so manches vom deutschen Vater-
lande erzählte mir meine Mutter, wenn ich, als
kleiner Knabe, in den Stunden der Dämmerung
horchend neben ihrem Spinnrocken saß, und
schon damahls schwebten die eisigen Gebirge mit
ihrem ewigen Schnee, ihren undurchdringlichen
Forsten, ihren weiten Seen, festen Schlössern,
und so manche schauerlich schöne Sage von Gei-
stern und treuen keuschen Frauen, die sich in
Lieb' und Leid langsam verzehrt hatten, vor
meiner Seele, und mich zog eine sehnsüchtige
Ahndung in das düstre stille Land, das mich,
wie eine Heimath tiefer Ruhe, vertraulich an-
sprach.

Als späterhin Carlos der Erste den Römi

schen Thron bestieg, und seinem Bruder Fernando die Deutschen Erblande überließ, der durch die Hand der Ungarischen Anna, Böhmen und Ungarn damit verband, und das Haus Österreich zur ersten Macht in beyden Hemisphären erhob, da liebte es die Spanische Jugend vorzüglich, in den Kriegen, die dieser Fürst gegen seine Grenznachbarn, die Türken, führen mußte, ihren Muth und ihre Glaubensfreudigkeit zu üben, und drängte sich unter die Schaaren, die unter Herzog Alba, von Carlos seinem Bruder zu Hülfe gesendet, nach Deutschland und von da nach Ungarn zogen.

Herzog Alba war damahls ein junger feuriger Herr, und hatte sich eben aus den Armen einer jüngst angetrauten geliebten Gemahlinn gerissen, um den Kriegszug gegen die Ungläubigen zu thun. Mir war meine gute Mutter vor nicht langer Zeit gestorben, den Vater hatte ich kaum gekannt; so folgte ich gern dem Zug des eignen Herzens wie dem Ruf der Ehre, und trat unter des Herzogs Fahnen, da in Spanien den leichten, nach Abentheuern lüstenden Jüngling kein theures Band mehr hielt.

Wir zogen durch das schöne Frankreich und den größten Theil von Deutschland. Ich könnte

manches erzählen von den Städten und Schlössern, die ich gesehen, dem zierlichen Wesen der Franzosen und der treuen Rechtlichkeit der Deutschen, in denen ich die Gesinnungen meiner guten Mutter wieder fand, von Pracht und Herrlichkeiten in Pallästen und Kirchen, und von der ungemeinen Liebe des Deutschen zu seinen Waffen, also, daß ihm kein Preis für eine schöne Wehr zu theuer ist, und ihre Rüstkammern das Schönste sind, was ich in der Art in den übrigen Ländern sah. Aber das gehört nicht zu der Geschichte, der diese Blätter gewidmet sind, und ich breche ab.

Wir hatten ohne sonderliche Zufälle die Grenze von Österreich erreicht. Der schöne Donaustrom, der uns schon durch manches deutsche Land begleitet hatte, war auch hier eine Weile unser Führer. Aber bald verließ der Herzog mit einem Theil seines Gefolges das Heer, um einen Freund zu besuchen, dessen Bekanntschaft er in Spanien gemacht, und der ihm bis Regensburg Bothen entgegengesendet hatte, ihn auf seine, erst kürzlich erkaufte Besitzung, das Schloß Claus im Gebirge, einzuladen. Nicht sobald hatte ich diesen Nahmen gehört, als ich dem Herzog recht inständig anlag, daß er mir

erlauben möchte, ihn nach einer Gegend zu begleiten, aus welcher die Vorältern meiner Mutter stammten, und von der sie mir so manches erzählt hatte. Der Herzog bewilligte gern meine Bitte, und so zog unser stattlicher Haufen durch angenehme, fruchtbare Gegenden endlich bis in ein schönbegrüntes Thal, das hohe, aber freundliche Berge einschlossen.

Die Morgensonne strahlte in unsern blanken Waffen, die Spanischen Hengste brausten muthig in der klaren kühlen Luft, die Bewohner der Hütten sahen erstaunt die langen Reihen fremder prächtiger Gestalten und Trachten, die weithin durchs Thal schimmerten, und auch in meinen Gefährten weckten die Schönheit des Morgens und die Erwartung festlicher Tage auf Schloß Claus einen fröhlichen Geist, und belebten den Zug mit muntern Gesprächen.

Allmählich wurden die Berge zu beyden Seiten steiler und schroffer. Eine lange Felsenwand zog sich an unserer rechten Seite hin, links rauschte tief unten in steinichtem Bette ein wilder Fluß, und nun erschien plötzlich, wo das Thal sich vor unsern Augen in waldigen Anhöhen zu schließen schien, auf einem vorspringenden Felsen ein stattliches Schloß. »Das ist

Claus!« rief der Herzog, sich nach mir umwendend, und mit dem Degen nach der Burg weisend. Mein Herz schlug höher, und nicht ohne Bewegung sah ich den alten Sitz meiner Ahnen wieder, und gedachte ihrer ehemahligen Macht und Herrlichkeit und der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge. Meine Betrachtungen wurden bald unterbrochen. Am Fusse des Schloßberges fand sich der Eigenthümer desselben, von allen seinen Mannen und Knechten begleitet, ein, um den Herzog nach Würde zu empfangen und auf die Burg zu führen. Er that es mit Bezeugung vieler Freude und Höflichkeit; doch schien es mir, einen Ausdruck von Verwunderung und Mißbehagen in seinen Blicken zu entdecken, als er das überzahlreiche Gefolge seines hohen Gastes gewahrte, das den Thalweg weit hinab mit Glanz der Waffen und bunten Farben der prächtigen Kleider deckte. Doch lud er uns alle freundlich ein, und ritt zur Linken des Herzogs dem Zug voran, der sich durch Wald und Büsche den oft gekrümmten Weg empor langsam bis zum Schloß bewegte.

Hier entstand bald ein reges lautes Leben. Was zum Schlosse gehörte, war bemüht uns freundlich zu bewillkommen, für unser, und un-

serer Pferde bestes Unterkommen zu sorgen, so wie wir unserer Seits Alles thaten, um unsern Wirthen so wenig als möglich beschwerlich zu fallen. Doch reichte der kleine Raum des Schlosses nicht hin, die große Zahl der Gäste bequem unterzubringen. Nur die Ältesten und Vornehmsten erhielten eigene Gemächer, die jungen Leute mußten sich's gefallen lassen, in großen Sälen zu sechs oder mehr zusammen zu schlafen, oder in dem abgelegenen Theil des alten Gebäudes, das rückwärts an den neuen zierlichen Bau stieß, ihr Unterkommen zu finden.

Unter dieser Zahl war auch ich, und was den Andern unwillkommen schien, war mir erwünscht. Schon beym Heraufreiten über den Berg war dieser alte Theil des Schlosses sammt einer kleinen Kapelle, die noch weiter rückwärts im Walde stand, mein Augenmerk gewesen. Wahrscheinlich war dieses verlassene, vernachlässigte Gemäuer der Aufenthalt der ehemahligen Herren dieser Burg, also der Voraltern meiner Mutter gewesen, und ich freute mich, auf diese Art die beste Gelegenheit zu finden, um es genau zu untersuchen. Aber so lange die Sonne am Himmel stand, war an kein einsames Wandern durch diesen stillen Aufent-

halt der Vergangenheit zu denken; Gelage, gesellige Lust und laute Freuden hielten uns alle in dem bewohnten Theil der Burg beysammen, und nur spät, als es schon ganz Nacht geworden war, wurden wir von den Dienern des Hauses, Jeder zu seiner Schlafstelle, geführt.

Mein Weg ging durch manchen langen Gang, in dem der Schall unserer Tritte, von einem dumpfen Echo wiederhohlt, mich öfters stutzen und horchen machte, ob nicht Jemand vom andern Ende des Ganges uns entgegen käme, indeß der zweifelhafte Schein unsrer Leuchte, der die Finsterniß eher zeigte als zerstreute, wie er sich seltsam an schwarzen hohen Pfeilern brach, oder in Nischen und Seitengängen hingleitete, mir wandelnde Schatten vorzuspiegeln schien, die vor den unberufenen Störern ihrer Ruhe scheu in die alte Dunkelheit zurückflüchteten. Diese Vorstellungen, die wohl einem Andern, der sich hier ganz fremd gewußt hätte, ein schauerliches Gefühl erregt haben würden, sprachen mich vertraulich an. Wären es doch die Geister meiner Vorältern gewesen, die hier in den altgewohnten Mauern hausten, und einst in den Tagen ihrer irdischen Laufbahn von demselben Blute belebt waren, das jetzt noch in meinen Adern

rieselte! In dieser Überzeugung wünschte ich manchmahl, daß diese wesenlosen Täuschungen, deren Ungrund mir meine Vernunft wohl zeigte, mehr als das, daß sie wirklich Reste und Äußerungen einer versunkenen Vorwelt seyn möchten, die mir nicht fremd, die mir verwandt und theuer war, und, indem ich mich solchen Träumereyen überließ, war ich über Treppen und Gänge, durch hohe Säle und manches verödete Zimmer meinem Führer bis an eine Thüre voll alterthümlichen Schnitzwerks gefolgt. Er öffnete, und ich trat in ein hohes weites Gemach, in welchem die wenigen Einrichtungsstücke von ehemahliger Pracht und Glanz, zugleich aber auch von der Verlassenheit und Unbewohntheit des Gebäudes zeugten. Mein Führer entschuldigte die unangenehme Schlafstelle, die er mir anzuweisen hätte, aber das neue Schloß fasse die Gäste nicht alle, und so müßten denn die Jüngern und Beherzteren sichs freundlich gefallen lassen, einige Nächte in diesem öden Gemäuer zuzubringen. Ich nahm diese Entschuldigung recht gern an, besonders da ich sah, daß in dem ungeheuern Himmelbette ein reines bequemes Lager für mich besorgt war, und ein Bethschemmel mit Crucifix und Weihwasser mich

vertraulich ansprach. Übrigens standen noch einige Stühle und Tische in dem Gemach, und an der Wand hingen dunkle Bilder.

Ich beurlaubte meinen Führer, verrichtete, ehe ich mich niederlegte, mein Nachtgebeth auf dem Bethschemmel, auf dem vielleicht manche meiner Ahnen ihre frommen Gedanken zu Gott mochten gerichtet haben, und entschlief bald, von der Zerstreuung und den Bewegungen dieses Tages ermüdet.

Ich wußte nicht, wie lang ich geschlafen haben mochte, als ich, wie durch etwas außer mir geweckt, vom Schlaf emporfuhr. In dem Augenblick schlug die Uhr im Thurme des Schlosses Mitternacht, und ich sah mein Gemach sich von einem Schimmer erhellen. Ein Mann in alterthümlicher Hauskleidung trat von der Seite, die mir die Vorhänge meines Bettes verbargen, mit einer Leuchte in der Hand ein, und ging, ohne sich um mich zu bekümmern, langsam durchs Zimmer. An der entgegengesetzten Seite blieb er vor einem der Bilder stehen, die dort an der Wand hingen, sah es lange an und seufzte tief. Ich hielt mich stille, weil ich doch sehen wollte, wie sich der sonderbare Auftritt endigen würde; aber es dünkte mich seltsam, ja unartig, daß

einer von den Bewohnern des Schlosses sich gerade diese Zeit wählte, um hier ein Gemählde zu betrachten, das den ganzen Tag zu besehen in seiner Macht stand, und schon war ich im Begriff, da der Fremde seiner Beschauung kein Ende machen zu wollen schien, ihn anzureden, als er sich mit einem schmerzlichen Seufzer umwandte, und ich ein Gesicht erblickte, dessen aschgraue, verfallene Züge, der seltsame Blick der hohlen Augen, und das fremdartige in der ganzen Haltung des Mannes mir eine Art von Schauer einflößten, daß ich es nicht wagte, den Greis, der hier einem schmerzlichen Gefühl unbelauscht Raum zu geben geglaubt hatte, durch meine unvermuthete Anrede vielleicht in Verlegenheit zu setzen.

So blieb ich still, und der Alte entfernte sich wieder, woher er gekommen war; mich aber beschäftigte der wunderliche Besuch gar sehr, und ein heimliches Grauen, das ich, jemehr ich der Sache nachdachte, je weniger überwinden konnte, hielt mich lange Zeit schlaflos.

Als ich bey hellem Tage endlich erwachte, beschloß ich, sogleich zu untersuchen, woher der Mensch, der diese Nacht auf meinem Zimmer gewesen, gekommen, und wer er seyn mochte;

denn unter den Leuten, die ich gestern auf dem Schloß gesehen, war diese Gestalt mir nicht erschienen. Ich stand auf, schaute, und fuhr betroffen zurück, denn an der Seite des Zimmers, wo mein Bett stand und woher der Fremde gekommen war, war keine Thüre zu sehen. Mich überlief es, ich tastete die ganze Wand entlang, ob vielleicht ein Drücker oder eine Feder zu finden seyn möchte, die mir einen verborgenen Eingang öffnen sollte — es war nichts zu sehen, und die Wand schien von einem Ende zum andern ganz und fest. Nun wandte ich mich mit sehr unheimlichem Gefühl ab, und ging auf das Bild zu. Aber so wie dort Grauen und ein inneres Entsetzen mich durchschauert hatten, so fühlte ich jetzt meine Seele von ganz entgegengesetzten Empfindungen ergriffen. Ach, was ich damahls erblickte, hat schmerzlichen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt, und als die schöne Täuschung zu spät zerrann, war mein Loos längst gefallen.

Es war das Conterfey eines jungen Frauenbildes in allem Reize der Unschuld und der Trauer. Schöner, oder wenigstens lieblicher hatte ich weder in der Natur, noch in Abbildung jemahls ein weibliches Wesen gesehen, und ich

war doch in manchen Landen von Europa gewesen, und hatte, als ich mit dem Kriegsheere Kaiser Carlos in Italien stand, Gelegenheit, viele Meisterwerke der Kunst zu sehen. Sie war im schwarzen Kleide abgebildet, dessen Verzierungen von Reichthum und hohen Stand zeugten. Unter einer Art von Schleyer floß ihr blondes Haar gescheitelt zu beyden Seiten auf die Schultern nieder, ihre großen blauen Augen waren mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers zum Himmel gerichtet, und den feinen, halbgeöffneten Lippen schien ein schmerzlicher Seufzer zu entfliehen. Ich konnte mich nicht satt an diesem Bilde sehen; es war mir, als lebte es, als sollte es jetzt, jetzt zu sprechen anfangen, und mir die Leiden klagen, die sein Herz drückten, ja, es kam mir nach und nach vor, als wären mir diese Züge nicht ganz fremd, als hätte ich dieß Frauenzimmer schon irgendwo gesehen, und endlich wurde ich so fest von ihrem Leben und ihrem Daseyn in der Welt überzeugt, daß ich mir selbst hoch und theuer gelobte, sie aufzusuchen, wo sie auch seyn möchte, ihr ihren Schmerz abzufragen, sie zu trösten, innig zu lieben, und wieder ihre Liebe zu gewinnen.

Verloren in diese Gedanken, war ich schon eine Weile vor dem Engelsbild gestanden, als mir auf einmahl die Ursache einfiel, warum ich es angesehen hatte, und mich überlief ein Grauen. Vor diesem Bilde hatte die räthselhafte Erscheinung dieser Nacht stille gestanden, dieß hatte sie mit Schmerz betrachtet und sich mit Seufzern davon gewendet! O barmherziger Gott! dachte ich: Was soll das bedeuten? Gehört jener wunderbare Greis der Geisterwelt an? Hängt sein Schicksal mit dem dieses holden Wesens zusammen, und ist diese Gestalt auch schon vielleicht längst von der Erde verschwunden? Diese Fragen, indem sie mich mit Schauer übergossen, dämpften zugleich die auflodernde Hitze meiner Leidenschaft, und stürzten mich in ein Meer von Zweifeln.

Indem ich noch so stand, pochte es rasch an meine Thüre. Ich öffnete. Einer von den Edelknaben des Herzogs stand davor: Ich möchte mich fertig halten, binnen einer Stunde als Courier abzugehen; der Herzog habe diese Nacht Depeschen bekommen, die eine schnelle Mittheilung an die Armee in Ungarn nöthig machten. Dieser Auftrag, der mir sonst sehr gleichgültig gewesen wäre, traf mich jetzt wie ein Donner-

schlag. Jetzt sollte ich fort, fort von dieser Stelle, die mir so wichtig geworden war, fort von aller Möglichkeit, Erkundigungen über den Gegenstand so heißer Wünsche einzuziehen, und vielleicht ohne Hoffnung, jemahls in diese Gegenden zurückzukommen, wo allein ich ihn zu finden hoffen konnte! Das war das unglückliche Loos des Soldaten, der, nie seines Schicksals Meister, sich von fremder Willkühr und dem Gesetze der Ehre tyrannisch gebiethen lassen, und das Loos jedes neuen Tages mit unsicherer Erwartung aus der Hand des Zufalls annehmen muß.

Ich faßte mich und sagte dem Pagen, ich würde gehorchen, kleidete mich auf der Stelle an, nahm Abschied von der geliebten Gestalt, deren Züge fest in mein Gedächtniß gedrückt blieben, und ging durch die langen öden Gänge des alten Schlosses hinüber in das neue Gebäude, worin, als dem schönsten Theil des ganzen Hauses, dem Herzog seine Gemächer angewiesen waren. Da mir aber das Abentheuer dieser Nacht beständig im Sinne lag, untersuchte ich vorher die Lage und Abtheilung des alten Schlosses, in dem ich geschlafen. Die unregelmäßige Bauart, die ungleiche Größe und Lage der

Thüren und Fenster, selbst die Verlassenheit, der Ruin, in dem Alles schon seit sehr langer Zeit verfallen zu seyn schien, zeugte von hohem Alter. Mein Zimmer, das konnte ich deutlich erkennen, war das Äußerste, und an die Wand, woraus der Alte diese Nacht gekommen war, nichts angebaut, nichts, als unten ein niederer Gang, der aus dem Erdgeschoß über einen freyen Platz nach der weiter rückwärts am Wald stehenden Kapelle führte.

Alle diese Bemerkungen dienten nicht dazu, mein Grauen zu zerstreuen, oder meine Neugierde zu vermindern, und immer mehr und mehr mußte ich bedauern, daß ein plötzliches Machtwort mich so schnell von einem Orte trieb, an dem ich so viel zu erforschen gehabt hätte, und den ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in meinem Leben nicht wieder betreten sollte.

Als ich zum Herzog kam, mußte ich noch eine Weile im Vorsaale warten, weil er mit dem Schreiben nicht fertig war. Es traten nach und nach mehrere seiner Leute, Officiere, Diener, und endlich der Herr des Schlosses ein. Man erkundigte sich höflich nach allerley Dingen. Die Burg, die Gegend, unsere Reise bothen den Stoff zum Gespräch; am meisten hatten die

zu fragen, die der Zufall so wie mich in das alte Gebäude gebettet hatte. Obwohl nun vielleicht keiner eines geisterhaften Besuches, wie ich, zu erwähnen hatte, so war doch Diesem das, Jenem etwas anders in den uralten Gemächern aufgefallen, und der Hauswirth bemühte sich vergeblich, ihnen allen genügenden Bescheid zu geben; denn er selbst hatte die Burg erst vor Kurzem von einem Besitzer gekauft, der in dumpfer Gleichgültigkeit mit seiner Familie den vordern Theil bewohnt, seine Wirthschaft getrieben, und sich um so weniger um das veraltete Gemäuer bekümmert hatte, als die Sage ging, es sey von unheimlichen Wesen, Geistern und allerley Spuck bewohnt. Die Kameraden lachten, sie hatten nichts gesehen noch gehört; mich aber machten diese Worte aufmerksam, ich trat näher und fragte, was man sich so eigentlich erzähle?

Ich sah, daß diese Frage dem Burgherrn unangenehm war, und daß es ihn reute, so viel gesagt zu haben. Dummes Volksgeschwätz! erwiederte er: Ich habe nie darauf gehorcht, und kann Euch daher nichts Näheres sagen. Es ist so Sitte im Lande, und keine alte Burg zu finden, die der Aberglaube nicht mit Gespenstern

bevölkerte. Übrigens steht die Burg schon seit dem zwölften Jahrhunderte, das weiß man aus den Archiven, und gehörte bis vor ungefähr hundert fünfzig Jahren den Herren von Losenstein, einem reichen, mächtigen Geschlecht, das durch allerley Schicksale sehr herabgekommen und nun ausgestorben ist.

Meine Mutter war die Letzte dieses Stammes, fiel ich ein: Ihr Vater starb in Spanien, mit ihm ist das Haus erloschen.

So? erwiederte der Burgherr lebhaft und höflich: Nun, es freut mich, daß der Zufall Euch gerade hierher in den ehemahligen Wohnsitz Eurer Ahnen führte; so wird dieß wenigstens Eurem Aufenthalt einigen Reiz geben.

Ich verneigte mich, und ergriff diese Gelegenheit, um nach dem Bilde zu fragen, das mir so sehr am Herzen lag. Ach, lieber Herr von Pennalosa! antwortete der Burgherr: Hierüber müßt Ihr mich nicht befragen. Es gibt so viele Bilder aus alter und neuerer Zeit in diesem Schlosse, auch sind bey Gelegenheit dieses werthen Besuches die Einrichtungsstücke gar mannigfach hin und her gebracht, und wenig an seiner alten Stelle gelassen worden. Übrigens weiß ich, daß des vorigen Eigenthümers

zwey Töchter sehr schöne Mädchen, und fast so gebildet gewesen seyn sollen, wie Ihr das Bild beschreibt. Wohl möglich, daß es die Eine derselben vorstellt!

Und wie hieß dieser letzte Eigenthümer?

Es war ein Herr von Volkersdorf, der draußen auf dem flachen Lande noch mehr Besitzungen hat. Wenn Ihr mit dem Herzog nach Wien geht, müßt Ihr an einem seiner Schlößer dicht vorbey.

Bey diesen Worten trat der Edelknabe aus des Herzogs Zimmer, und rief mich hinein. Die Depeschen waren fertig, der Herzog gab sie mir, indem er mir die höchste Eile einband, und eine Reiseroute überreichte, die mich nicht über Wien, sondern weiterhin durchs Gebirg, neben den Stiften Spital und Admont vorbey, durch Steyermark geraden Weges nach Ungarn führen sollte. Dieser neue Befehl war mir höchst ärgerlich; denn er zerriß den letzten Faden, woran sich meine Hoffnung, die Wirklichkeit des schönen Bildes zu finden, knüpfte.

Mein Mißmuth mochte sich in meinen Zügen zeigen. Sorgt nicht, Don Rodrigo, sagte der Herzog, weil Ihr von Bergen und unbekannten Ortern hört, daß ich Euch einen zu be-

schwerlichen, oder von allen Bequemlichkeiten entblößten Weg sende. Die Straße, die Ihr bereiset, ist ein vielbetretener Handelsweg, der von hier bis an das Meer führt, und war in alten Zeiten der Weg, den die Pilger nach dem gelobten Lande zogen. So mag es Euch, einem Streiter für das heilige Kreuz, wohl ziemen, die Straße zu gehen, auf der sie einst gewallfahrtet haben. Diese freundliche Auskunft des Herzogs machte jeden Einwurf unmöglich. Ich dankte ihm für seine Sorgfalt, bestieg mein Pferd, und blickte noch oft mit schwerem Herzen nach der Burg zurück, die ein mir so theures Geheimniß verschloß.

Ich war einige Stunden auf gutem und lieblich abwechselndem Wege zwischen Bergen hingeritten, die immer höher wurden, und auf deren kahlen Spitzen ich zu meiner großen Verwunderung jetzt im Maymonath noch Schnee fand. Endlich neigte sich die Sonne diesen kahlen Gipfeln zu, aber zugleich stiegen ringsum Wolken hinter den Bergen auf, die Thäler dampften von dem heißen Tage, und eine drückende Schwüle schien die Hitze des Mittags verlängern, und keiner Kühle der kommenden Dämmerung weichen zu wollen. Bald, wie das

in Gebirgsgegenden der Fall ist, zog das Wetter herauf, es blitzte hinter und vor mir, die Donner rollten erst dumpf und fern, dann immer näher, und bis der zweyte kam, war der erste noch nicht von allen Berggipfeln und Felsenwänden zurückgeprallt, die den dumpfen Laut zwanzigfach wiederhohlend verlängerten. Einzelne Tropfen fielen, Landleute, die mir begegneten, und in eiliger Hast mit Pflug oder Karren ihre Hütten zu erreichen strebten, sprachen von einem schweren Gewitter, und riethen mir einzukehren. Ich eilte fort und hoffte, es sollte wohl noch überhin gehen, oder nicht viel schaden.

Indessen war ich recht in den Kessel der höchsten Berge gekommen. Die Sonne war hinter diesen himmelnahen Felsen längst verschwunden, die Dämmerung und das Wettergewölke hatten den Tag so verlöscht, daß die Blitze schon leuchteten, als jetzt mit einem jähen prasselnden Donnerschlag die Wolke borst, und der Regen in Strömen niederstürzte. Zugleich donnerte es so schnell hintereinander, die Berge hallten die Schläge so heftig wieder, die Blitze fuhren so nahe und blendend um mich, daß mein Pferd sich erschrocken zu bäumen anfing, und ich wohl einsah, daß ich den Rath der kundigen Landleute

nicht hätte verschmähen und mich früher um ein Obdach umsehen sollen. Indeß war ich wieder etwas in der Dunkelheit fortgeritten, als ein heftiger Blitz mir plötzlich zur rechten Hand ein großes ansehnliches Gebäude nebst einer Kirche zeigte, das im Schosse riesenmäßiger Alpengebirge sicher dalag. Ich war froh über diesen Anblick, und lenkte mein Pferd alsobald dahin.

Triefend und schaudernd vor Kälte stieg ich ab und zog die Klingel. Ein freundlicher Greis in priesterlicher Kleidung machte mir auf, und ich sah mich mit angenehmen Gefühl in einem reinlichen, hell erleuchteten Klostergange, in welchem zierliche Thüren zu den Zellen der Geistlichen führten, und einige mit Blumen geschmückte Altäre standen, vor denen ewige Lampen brannten. Ich sagte dem P. Pförtner, was mich hierhergeführt hatte; er bedauerte meinen Unfall, hieß mich in seinem Stübchen warten, und ging, dem Abt meine Ankunft zu melden. Ich sah mich unterdeß in dem netten Zimmer um. Diese Heiterkeit der Einrichtung, diese Sicherheit und Stille des Daseyns innerhalb dieser Mauern, während draußen Sturm und Ungewitter tobten! Ach! dachte ich, so wohl, so behaglich, wie mir hier ist, müßte

auch dem seyn, der aus den Stürmen eines verworrenen oder unglücklichen Lebens sich hierher retten könnte! Ich überließ mich diesen Betrachtungen, als der P. Pförtner wieder kam, um mich zu dem Abt zu geleiten. Es war gleich Essenszeit, ich zog trockene Kleider an, und folgte meinem Führer in den Speisesaal. Hier fand ich in der schönen hochgewölbten Halle, bey hellem Kerzenschein, zwölf ehrwürdige Greise versammelt. Man bewillkommte mich mit Auszeichnung um meiner Sendung willen, und ein eben so angenehmes als unterrichtendes Gespräch verkürzte die Tischzeit. Das waren keine Mönche, welche die unerprobte Jugend in die düstern Schranken eines Klosters verbergend, sich zeitlebens in einem engen Kreise der Gedanken bewegt hatten. Alle diese Männer hatten einst in und mit der Welt gelebt. Jener war Caplan und Beichtiger an einem bedeutenden Hof gewesen, dieser war in Staatsgeschäften, ein dritter in diplomatischen Sendungen gebraucht worden, und Alle hatten, müde des ungenügenden und beunruhigenden Treibens, sich endlich, nach Ruhe und wahrem Glück verlangend, hierher begeben.

Der Saal war mit mehreren guten Gemählden verziert. Einige stellten heilige Gegenstände

vor, andere aber mochten Abbildungen frommer Männer seyn, die einst in diesem Hause sich merkwürdig gemacht hatten, denn sie erschienen meist in gleicher, und dem Gewand meiner jetzigen Gesellschafter ähnlichen Kleidung. Nur zwey Gemählde fielen mir auf, so, daß ich nicht umhin konnte, darnach zu fragen. Das Eine stellte einen schönen jungen Mann in ritterlicher Kleidung vor. Helmkleinodien und Wappen zeugten von hohem, fürstlichen Stande, und das Kreuz auf dem Mantel bezeichnete ihn als einen Kämpfer gegen die Ungläubigen, und somit als meinen Streitgenossen. Diesem Bilde gegenüber war ein Bischof im vollen Ornate mit Infel und Stab. Hinter dem purpurnen Vorhang, der sich über ihm in prächtigen Falten aufzog, erblickte man eine gebirgige Gegend, und in derselben ein Gebäude, welches fast so aussah, wie das Stift, in dem ich mich jetzt befand, mir in der schnellen Beleuchtung der Blitze erschienen war. Was mich aber bey diesen beyden Bildern am meisten anzog, war die unverkennbare Ähnlichkeit in den Gesichtszügen beyder Männer, so, daß jener ritterliche Jüngling und dieser ehrwürdige Bischof entweder Eine und dieselbe Person, oder nahe Verwand-

te seyn mußten. Ich fragte meinen Nachbar. Das ist unser Stifter, erwiederte er, Graf Otto, aus dem fürstlichen Hause von Andechs, das in Steyermark und Kärnthen mächtig war, und bis zur Herzogswürde stieg, Bischof von Brixen und Bamberg, und Gründer dieses Hauses! Dort aber ist er in seiner Jugend abgebildet, wie er noch, fern von dem Gedanken, seine kriegerische Laufbahn sobald auf diese Art zu beschließen, mit dem heiligen Kreuze bezeichnet durch diese Gegenden ins gelobte Land zog. Jetzt sah ich den Ritter genauer an. Es war ein sehr edles Gesicht, dessen jugendliche Fülle und Freudigkeit sich bey dem alternden Bischof in trüben Ernst und einen lebensmüden Ausdruck der tiefen Züge verwandelt hatte, die mit den himmelwärts erhobenen Augen das Glück in einer andern, bessern Welt zu suchen schienen. Ich theilte dem Geistlichen meine Bemerkungen mit. Ihr habt nicht falsch gesehen! antwortete dieser: Graf Otto von Andechs hat schon in früher Jugend die Stürme des Lebens erfahren, und sich zeitlich vor ihnen in die Stille des Klosterlebens geflüchtet. Wenn Ihr unserm Stift länger die Ehre Eures Besuches gönnen könntet, Herr von Pennalosa, so sollte es mir ein besonderes Ver-

gnügen seyn, Euch die Geschichte unsers Hauses und zugleich seines Stifters mitzutheilen. Die Bibliothek und das Hausarchiv stehen unter meiner Aufsicht, und es war eine angenehme Beschäftigung meiner einsamen Stunden, das, was ich über diesen Gegenstand fand, mit Treue und Liebe zusammenzutragen.

Diese Blätter zu sehen und zu lesen, blieb mir wohl keine Hoffnung; denn morgen mit dem Frühesten mußte ich fort, und so abermahls der Befriedigung einer gerechten Neugierde entsagen. Wir standen bald darauf vom Tische auf, und ich begab mich zur Ruhe, um so bald als möglich am folgenden Morgen aufbrechen zu können.

In dieser Nacht gaukelten seltsame Träume um mich. Die schöne Frau aus Schloß Claus, der Ritter von Andechs und meine eigene Gestalt verwirrten sich in wunderbaren, oft wechselnden Beziehungen vor meiner Seele, ich konnte aber keines dieser Bilder auffassen oder verstehen, so, daß mir auch, als ich erwachte, nichts als eine unbestimmte aber lebhafte Erinnerung, und eine wehmüthige Sehnsucht übrig blieb, die mich nach jener himmlischen Frauengestalt zog, und mir eine unbekannte Verkettung unserer Schicksale anzudeuten schien.

Der Morgen war hell und kühl nach dem Gewitter des vorigen Abends hinter den Bergen heraufgestiegen. Ich beurlaubte mich von den gastfreyen Vätern, bestieg mein Roß, und betrachtete im Morgenlichte die wildschön schauerliche Gegend und das Kloster, das wie in einem Asyl tiefer, ungestörter Ruhe zwischen diesen himmelanstrebenden Bergen lag, mit einem seltsamen Gefühl. Es war mir, als zögen mich diese Felsengipfel zauberisch an, als winkten die Fichten, die im Morgenwind rauschten, mir da zu bleiben, als spräche das stille freundliche Stift, gleich meiner Heimath, mich einladend und ruheversprechend an. Doch von ferne winkten Pflicht, Ehre, kriegerischer Ruhm, und vor Allem die Hoffnung, das Original des Bildes zu finden, das wie der Leitstern aller meiner künftigen Handlungen und Bestrebungen hell vor mir schwebte.

In drey Tagen war ich bey der Armee, die an der Ungarisch = Steyrischen Grenze stand. Bald hohlte uns der Herzog ein, die Kriegsoperationen gingen rasch vorwärts und mit wechselndem Glück. Bald wichen die Türken unserer Tapferkeit, bald, wenn ihr großer Sultan Soliman sie in Person anführte, muß=

te das Christliche Heer sich zurückziehen. Doch nun versammelte dieser seine ganze Macht, und rückte unaufhaltsam gegen Österreich vor. Verheerung, Raub und Mord bezeichneten die Schritte des heranwogenden Heeres, der Brand der Dörfer leuchtete bey Nacht seinem schrecklichen Zuge, was nicht fliehen konnte, fiel unter dem Schwerte der Heiden, und Ströme von Christenblut düngten die Felder von Steyermark und Österreich. So riß sich der Sultan unwiderstehlich bis vor die Mauern Wiens. Aber hier fand er heldenmüthigen Widerstand in der Entschlossenheit der tapfern Bürger und den klugen Gegenanstalten des heldenmüthigen Grafen Niklas von Salm, unter dessen Fahnen ich bey Pavia in jener denkwürdigen Schlacht zum ersten Mahl mein jugendliches Schwert versucht hatte. Auch dießmahl brannte ich vor Begierde, mich vor seinen Augen auszuzeichnen, und strebte darnach, unter dem kleinen Haufen zu seyn, der mit ihm sich in die geängstete Stadt werfen, und diese Vormauer der Christenheit vertheidigen durfte.

Es war noch eine geheime Absicht, die mich zu diesem Schritte trieb. In der großen Residenz, wo Bewohner aus allen Theilen des

Reiches zusammenströmten, sollte sich, dachte ich, doch vielleicht eine Spur der Unbekannten finden, die ich mit brennender Begierde in der ganzen Welt aufzusuchen entschlossen war. Die Belagerung begann, Wien wurde unaussprechlich bedrängt, aber es hielt sich tapfer. Mit den Bürgern zugleich vertheidigte unser kleiner Haufe die Wälle, und endlich hatten wir das unbeschreibliche Vergnügen, nach mehr als zwanzig abgeschlagenen Stürmen, und nachdem der Feind durch Krankheit und unsere Schwerter mehr als dreyßigtausend seiner tapfersten Janitscharen vor den Mauern Wiens gelassen hatte, diesen endlich in der Hälfte des Octobers abziehen zu sehen. Indessen dauerte der Krieg mit den Ungläubigen noch mehrere Jahre fort. Der Herzog von Alba war längst schon nach Spanien zurückgekehrt, wo andere Geschäfte seine Gegenwart forderten. Er trug mir an, ihn abermahls zu begleiten, denn er wollte mir wohl, und hatte sich meiner oft bey nicht unwichtigen Dingen bedient; mich aber hielt jene schwärmerische Hoffnung in diesen Landen, und ich war durch hundert kleine geheimnißvolle Andeutungen, wie durch meine Träume, in denen die geliebte Gestalt lebhaft vor mir stand, von

ihrem Daseyn so fest als von meinem eigenen überzeugt. So ließ ich meinen Gönner ziehn, verlor das Vaterland und die Hoffnung der Rückkehr aus dem Gesichte, und trat unter ein Deutsches Regiment. Ich zeichnete mich bey einigen Gelegenheiten aus, und man vertraute mir bald größere Unternehmungen an. Bey einer solchen Veranlassung, wo mir ein wichtiger Posten zu behaupten gegeben war, wurden wir von einer ungeheuren Überzahl angegriffen. Zu siegen war hier keine Hoffnung, aber wohl so lange als möglich den Platz zu halten und ehrenvoll zu sterben. Ich munterte meine Mannschaft auf, wir thaten unsere Schuldigkeit, die Feinde mußten jeden Vortheil theuer erkaufen; endlich kam uns Hülfe, der Posten ward behauptet, aber die meisten meiner braven Leute lagen todt um mich her, und mich selbst hatten viele und schwere Wunden so erschöpft, daß man an meinem Leben zweifelte. Ich wurde nach Wien gebracht. Lange schwebte ich ohne Bewußtseyn zwischen Leben und Tod. Was meinen Zustand am traurigsten machte, war die Erkenntniß des Arztes, daß eine meiner Wunden von dem vergifteten Pfeile eines Tartars herrührte, und obwohl durch ei nen glücklichen Zufall ein großer

Theil des Giftes aus der Wunde geflossen seyn mochte, war dennoch genug zurückgeblieben, um sich meinem ganzen Körper mitzutheilen und mich, wenn ich am Leben bliebe, einem verkümmerten siechen Daseyn und traurigen Alter zuzuführen.

Dieß Alles erfuhr ich nicht sogleich. Vielmehr hielt mich mein Arzt mit freundlichen Hoffnungen hin, und setzte, um mich zu beruhigen, einen Termin meiner völligen Genesung nach dem andern an; aber jeder verging ohne den gewünschten Erfolg, und nachdem ich mehr als ein Jahr hingesiecht hatte, befand ich mich ungefähr in demselben Zustande, in welchem ich mich in den ersten Wochen nach meiner Verwundung befunden hatte.

So war ich denn in blühender Jugend plötzlich aus allen meinen Beziehungen, Hoffnungen und Bestrebungen gewaltsam herausgeworfen, meine Laufbahn in stolzer Mitte gebrochen, das vergangene Leben lag, ein unbrauchbares Stückwerk, hinter mir, keine seiner Freuden, seiner Auszeichnungen war mehr für mich geeignet. Eine düstre, leidenvolle Zukunft starrte mich an, ich versank in Trübsinn, und endlich in Verzweiflung.

Da erschien das holde Bild, das mein schmerzenvolles Lager lange nicht mehr besucht hatte, wieder in meinen Träumen. Meistens waren es die Gegenden des heimathlichen Schlosses meiner Ahnen. Claus mit seinen Felsen und Wäldern, und die hohen Alpen um Spital, die schon einmahl mir so einladend erschienen waren, stiegen vor den Augen meiner Seele empor. Dort wandelte die holde Bildung und winkte mir liebevoll, und schien mich in jene Gegend ziehen zu wollen, wo ich Ruhe und Erlösung finden sollte.

So ergriff mich immer mehr eine lebhafte Sehnsucht nach jenen stillen Orten, und da ich in Schloß Claus nicht genug bekannt war, wandte ich mich an die frommen Väter in Spital, die sogleich mit Freuden bereit waren, mir, so lange es mir gefiele, einen Aufenthalt in ihrem Stifte anzubiethen, wo ich meiner Gesundheit pflegen und mich erhohlen könnte. Auch kam mit der Antwort zugleich einer der Conventualen, um mich selbst mit Achtung und Auszeichnung in sein Kloster zu führen.

Sehnsucht und Freude über diese schöne Erfüllung meines heissen Wunsches gaben mir ungewöhnliche Kraft, und ich war in wenig Ta-

gen im Stande, die Reise anzutreten; ja ich fühlte, oder glaubte zu fühlen, als ich mich der geliebten Heimath und den Alpen näherte, wie die reine Luft, die Düfte der balsamischen Kräuter wohlthätig auf mich wirkten. Bey dem Anblicke von Schloß Claus bewegte sich mein ganzes Innerstes, und ich sah gespannt hinter jedes Dickicht, in jedes Hüttenfenster, weil ich gewiß glaubte, das Bild meiner Träume hier lebend zu finden.

Endlich öffnete sich das schauerlich schöne Thal, worin das Ziel unserer Reise lag. Die guten Väter kamen mir achtungsvoll und gütig entgegen, die Pforten thaten sich auf, und abermahls trat ich, um den Stürmen zu entgehen, nach einem ermüdenden peinlichen Tagwerke in diese stille Heimath der Ruhe.

Ich erhohlte mich hier sichtlich, aber langsam. Die strenge Ordnung, der fromme Wandel der Brüder, die ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen hatten, und nur ihrem Seelenheile lebten, thaten meinem zerrütteten Geiste wohl, die reine Luft der Alpen wirkte mit, es senkte sich nach und nach Ruhe in mein Herz, und einige Kraft in meine Glieder. Ich ging herum, ich besah das Stift, die nächsten Um-

gebungen, die Einrichtungen. Alles gefiel mir ungemein wohl, und immer öfter und lebendiger drängte sich mir der Gedanke auf, ob ich nicht, wenn es mir denn nimmer gelingen sollte, den geliebten Gegenstand meiner Wünsche zu finden, gar nicht mehr nach Spanien zurückkehren, und ein sieches Leben, das mir und der Welt nicht viel mehr nützen konnte, in diesem heiligen Hause in Übungen der Frömmigkeit und stiller Ergebung zubringen sollte?

Indeß diese Gedanken sich noch in meinem Kopfe hin und her bewegten, ward ich auf einer meiner Wanderungen durch die einsameren Theile des Klosters in einem abgelegenen Gange eines Bildes gewahr, das zuerst meine Aufmerksamkeit, und dann mein ganzes Wesen in heftigen Anspruch nahm.

Ein Bischof in völligem Ornate, in welchem ich sogleich den Stifter unsers Hauses, jenen Grafen Otto von Andechs erkannte, kniete hier in inbrünstiger Andacht. Er war aber nicht als bejahrter Mann, wie dort, sondern als blühender Jüngling abgebildet. Auf der Erde lagen Harnisch, Speer, Schwert und Schild, die Grafenkrone und mehrere Zeichen ritterlicher und weltlicher Hoheit, alles mit Dornen um=

wunden, und von dem in sein Gebeth Versenk-
ten achtlos mit dem Fusse hinweggestossen. Über
ihm aber — o welch ein Wiedersehen! — schweb-
te ein Engel in einer lichten Glorie, der ihm
mit himmlischen Lächeln einen Palmzweig reich-
te, und dieser Engel — war ganz unverkennbar
das Bild der schönen Jungfrau im Schlosse
Claus, die Erscheinung meiner Träume.

Wie mir in dem Augenblicke war, würde
ich vergebens zu beschreiben suchen. Freude,
Schrecken und heiße Sehnsucht kämpften in
mir, mein Innerstes gerieth in schrecklichen Auf-
ruhr, ich wußte nicht, was ich denken, was ich
hoffen, was ich fühlen sollte, und eine trau-
rige Vermuthung, die sich mir wider meinen
Willen schon so oft aufgedrängt hatte, trat jetzt
wieder mit siegreicher Gewalt hervor, und schien
mit einem Streiche alle Luftgebäude meiner
Hoffnung und Sehnsucht zu zerschlagen.

Die Heftigkeit meiner innern Erschütterung
wirkte auf meinen schwachen Körper, ich fühlte
mich einer Ohnmacht nahe, und schleppte mich
mit Mühe in mein entlegenes Zimmer. Hier
wurde ich wirklich krank, und es brauchte lange,
besonders in der strengen Jahreszeit, bis ich
mich wieder auch nur einigermassen erhohlte.

Während meines langen Krankenlagers besuchten mich die guten Väter fleißig, und suchten, bald durch geistlichen Zuspruch, bald durch lehrreiche Gespräche anderer Art, darnach es mein Seelenzustand zu fordern schien, mir zu nützen. Einer unter ihnen, der Bibliothekar, eben jener, der mir schon bey meinem ersten Besuche so freundlich entgegen gekommen war, schloß sich auch jetzt am nächsten an mich, und von ihm erbath ich mir endlich die Geschichte ihres Stifters, die, seitdem ich das Bild im Klostergange gesehen, mir schmerzlich wichtig geworden war.

Er brachte mir die Rolle, die er selbst zierlich und ausführlich beschrieben. Ich hielt sie, als er sich entfernt hatte, noch lange in der Hand. Sie enthielt den Urtheilsspruch meiner Hoffnungen. Endlich faßte ich Muth, öffnete sie, und las folgendes:

»In der Zeit, als der Wunsch, das Grab des Erlösers entweder mit frommen Gebethen pilgernd zu ehren, oder mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen, die Christenheit belebte, und unzählige Schaaren, theils wallfahrtend, theils als Streiter nach verschiedenen Richtungen das südliche Europa durchzogen, ging auch zwischen unsern Bergen die Straße, die jetzt noch Rei-

sende bequem nach Italien führt, in dieselben Gegenden, und auf ihr wandelten, bald einzeln, bald in Schaaren die frommen Pilgrime, um sich in Venedig einzuschiffen, und zu Wasser ins gelobte Land zu gelangen.«

»Mitten in den Bergen, durch welche die Straße führt, an dem engsten Orte, wo die Steyer sich zwischen Felsen mühsam Bahn macht, und von ihnen bezwungen in gewaltsamer Krümmung sich wüthend an dem Gestein des hohen Ufers zerschlägt, liegt, den engen Paß sperrend und das ganze Thal beherrschend, Schloß Claus. Damahls hausete dort Ritter Eberhard von Losenstein, dessen Stamm, seit Jahrhunderten mächtig, noch viele und schönere Burgen in dem Gebirge und weiter hinaus gegen die Fläche besaß. Aber Eberhards Sinn fand sein größtes Behagen in diesem Felsenneste, auf dem er, wie ein raubgieriger Aar horstete, und aus dem sichern Hinterhalt auf die Reisenden und Pilger herabfiel, sie niederwarf, beraubte, tödtete, oder in seine Verließe schleppte, in welchen sie, wenn sie sich nicht mit schwerem Golde zu lösen vermochten, elend verschmachten mußten.«

»Die Herzoge von Österreich und Steyermark, als seine obersten Lehensherren, hatten

ihm oft schon gebiethen lassen, das wilde Handwerk niederzulegen, aber trotzend auf seine vielen Mannen und zahlreichen festen Burgen hatte er bis jetzt alle diese Befehle überhört und sein wüstes Leben, das sich zwischen Raubzügen, Jagd und Trinkgelagen theilte, fortgetrieben.«

»Weiter aber hinein ins Gebirge, wo jetzt auf dem Rücken des Pyhrn sich die Grenzscheide zwischen Österreich und Steyermark hinzieht, in dem Thale, wo nun unser Kloster steht, lag ein kleines Dorf, von Köhlern und armen Hirten bewohnt, am Fusse des hohen Boßruk, dessen kahlen Scheitel auch selbst in den Sommermonathen oft Schnee bedeckt. Hier herrschte die tiefste Einsamkeit und Stille, durch nichts unterbrochen, als den Anblick der Pilger, die in einiger Entfernung die Straße vorbey über den Pyhrn hinauf zogen, und hier lebte beym Pfarrer des Orts, einem alten, frommen Manne, seine verwitwete Schwester und ihre Pflegetochter, eine holde Jungfrau, in aufblühender Schönheit. Niemand wußte, wer Emma's Ältern gewesen waren, denn Frau Gertrud und ihr Bruder beobachteten das tiefste Stillschweigen über diesen Punct. Emma selbst wußte nur, daß sie von ehrlichen Ältern geboren sey, und

ihre Mutter und Gertrud Freundinnen gewesen waren. Übrigens entfaltete sich still und verborgen die Blume ihrer Jugend zwischen diesen Bergen, von Niemand als dem Auge Gottes und ihren alternden Freunden gesehen. Zwischen Übungen der Gottseligkeit, weiblichen Arbeiten und der Sorge für die kleine Landhaushaltung floß Emma's einförmiges Leben hin, und bildete sich für ihre künftige Bestimmung, das Kloster, dem ihre Erzieher sie geweiht hatten.«

»Emma wußte von keiner Unterhaltung noch Zerstreuung der Mädchen ihres Alters. Tanz, Bankett, Turnier, die Freuden der damahligen Welt, waren ihr kaum vom Hörensagen bekannt, und außer den rohen Hirten und Köhlerjungen hatte ihr Auge noch keine jugendliche Männergestalt erblickt, kein lebhafteres Gefühl jemahls ihr Herz berührt. Ihre einzige, ihre liebste Erhohlung war, auf den Bergen in der Nähe des mütterlichen Hauses herumzustreifen und Blumen und Kräuter zu pflücken, die sie bald zum Schmucke der Kirche, oder der kleinen Wohnung, bald zu heilsamen Tränken und Arzeneyen verwendete; denn sie kannte die Wirkung der Pflanzen wohl, und verstand sich auf die Behandlung der Kranken, die sie in diesen einsa-

men Bergen oft wie ein tröstender Engel mit Zuspruch und heilenden Mitteln besuchte.«

»So ging sie eines Tages, abseit der Straße, welche sie nie allein betrat, im Walde auf dem Rücken des Pyhrn hin, wo der schreyende Bach sich mit lautem Getöse, über Steine herabtosend, dem Thale zuwälzt, und suchte ein Kraut, das ihre Mutter ihr bezeichnet, und das sie hier in diesen schattigen Gründen finden sollte. Da schien es ihr auf einmahl, als ob sie durch das Gebrause des Wildbaches, auch noch einen andern leisen Ton vernähme, der einzeln und klagend seltsam an ihr Herz drang. Sie stand still, sie horchte. Es war so, es waren Jammerlaute, ein Ächzen, wie eines Sterbenden, und ihr Innerstes bewegte sich bey diesen Tönen. Erschrocken blieb sie stehen. Was sollte sie thun? Sie, die schüchterne Jungfrau, ganz allein, sich vielleicht unziemend in eine Gefahr wagen, oder einen Leidenden ohne Hülfe schmachten lassen? Aber die Töne klangen fort, und jetzt schwächer, seltner. Ach, ein Unglücklicher hauchte vielleicht den letzten Seufzer aus, ohne menschliche Hülfe, ohne christlichen Zuspruch und Trost! Sie eilte der Stimme nach, sie drang durchs Dickicht, sie zerriß sich die zarten Hände, diese Laute zo-

gen sie gewaltsam nach sich, und so gelangte sie über eine kleine Anhöhe hinab auf einen Wiesenplatz, wo der Bach in ruhigen Wellen hinfloß, und zu ihrem unaussprechlichen Schrecken ein Mann in Pilgerkleidung ausgestreckt an seinem Ufer lag. Es war der Unglückliche, dessen Stimme sie gehört hatte; seine regungslose Stellung, das Blut, das über seine Kleider floß, ließen sie keinen Zweifel mehr hegen, und wollte sie hier helfen, so mußte es bald geschehen. Dennoch war Etwas in ihr, das ihre ganze Natur in Aufruhr brachte, und sie bald mit der Stimme des Mitleids zu dem Leidenden zog, bald mit Angst und Scheu ihre Schritte hemmte. Endlich siegte das Mitleid. Sie hatte den Fremden erreicht, sie bückte sich nieder zu ihm, und ein hochgewachsener Jüngling, bleich, mit geschlossenen Augen, aber so schön, als sie nie einen Mann sich vorgestellt hatte, lag sterbend vor ihr. Sie zitterte, sie wollte sich zu ihm niederknien, um ihm beyzuspringen, ihre Knie wankten, sie sank ins Gras neben ihm, und ihr Arm berührte seine Schulter. Das erweckte den Pilger aus seiner schweren Betäubung. Er wendete matt das Haupt um, schlug die großen schwarzen Augen auf, erblickte das Mädchen,

und stieß einen leisen Schrey aus. O, Gottlob! Gottlob! Er lebt! rief jetzt Emma, und ihre Thränen flossen. Aber der Fremde sank bald wieder in seinen Todesschlummer, und Emma raffte sich nun auf, erhob des Jünglings Haupt, zog ein Fläschchen mit starkduftenden Essenzen hervor, das sie immer bey sich zu tragen pflegte, und fing an, ihm die Schläfe damit zu reiben, indeß sie ihm einige Tropfen Wassers aus dem Bache zwischen die lechzenden Lippen zu flößen bemüht war.«

»Ihre Bemühung gelang, nach einigen Minuten öffnete der Pilger die Augen aufs neue, und Emma sah voll inniger Freude diese Sterne aufgehen, und sich mit unbeschreiblichem Ausdruck auf sie heften. Aber zu reden vermochte der Verwundete nicht, nur ihr leise die Hand zu drücken, und mit einem milden Blick der dunkeln Augen zu danken. Unter Thränen, und doch mit reger Freude, setzte sie ihre mitleidige Beschäftigung fort, und sann nur mit Angst nach, was denn nun werden, und wie sie dem Verwundeten bessere Hülfe verschaffen, ihn von hier wegzubringen im Stande seyn würde, als das Dickicht hinter ihr raschelte, und ein gewaffneter Mann heraustrat, der mit dem Aus=

ruf: O, Gott sey Lob! Hier ist schon Hülfe! auf sie zueilte.«

»Ihm folgten zwey Landleute und Emma's Mutter, die ihrerseits sehr verwundert war, ihre Pflegetochter hier zu finden. Einige Worte reichten hin, um sich zu verständigen. Der Fremde war ein Pilger, der von seinem Knappen begleitet die Straße nach Italien gezogen war. Das Gerücht hatte ihn von dem wilden Beginnen des Ritters von Losenstein unterrichtet. Jedes unangenehme Begegniß zu vermeiden, bog er noch vor Schloß Claus von der Straße ab, und ritt, die offene Gegend meidend, von einem Landmanne geführt, in der Frische des Waldesschatten hin. Schon war er einige Stunden fortgezogen, und glaubte sich jeder weitern Gefahr überhoben, als plötzlich unter Waffengerassel und mit wildem Geschrey von allen Seiten Reisige aus dem Dickicht sprangen, und den Unverwahrten angriffen. Es mußte wahrscheinlich dem Herrn von Losenstein angesagt worden seyn, daß ein Pilger zu Pferde, von einem wohlbewaffneten Knappen begleitet, und dessen ganzes Ansehen auf hohen Stand deute, von der Straße seitwärts in den Wald geritten sey, und den Fußpfad nach dem Pyhrn eingeschlagen habe;

denn er war alsogleich mit seinen Knechten aufgebrochen, hatte, der Gegend wohl kundig, dem Pilger den Vorsprung abgewonnen, sich an einer bequemen Stelle im Hinterhalt gelegt, und war nun über ihn hergefallen. Aber der Fremde trug unter dem einfachen Pilgergewande ritterliche Rüstung, und wußte das Schwert so gut zu führen, daß er mit seinem treuen Knappen sich der überlegenen Zahl erwehren, und mit Hülfe seines tüchtigen Rosses ihnen entgehen konnte. Eilend sprengte er nun davon, seiner Ermüdung und des Blutverlustes aus mancher tiefen Wunde nicht achtend. Aber er war nicht lange geritten, als er sich einer Ohnmacht nahe fühlte, dem Knappen winkte, von ihm unterstützt von seinem Pferde glitt, und da er zu schwach war, um die Hütten, die sie von fern sahen, zu erreichen, sich hier an dieser heimlichen Stelle, an des Baches Ufer legen ließ, während der Knappe, um Hülfe zu hohlen, ins Dorf geeilt war. Doch seine Schmerzen nahmen mit jedem Augenblicke zu, und seine Schwachheit war so groß, daß er nicht im Stande war, seinen brennenden Durst aus dem nahen Bache zu stillen. So war er leise wimmernd in Ohnmacht gesunken, und wäre vielleicht vergangen, wenn nicht Emma,

von seinen Klagelauten gerufen, ihm zu Hülfe geeilt wäre. Der Knappe aber war von den Bauern sogleich zu des Pfarrers Schwester gewiesen worden, und hatte diese leicht überredet, ihm zu seinem Herrn zu folgen, und mit kundigem Sinne Alles zu veranstalten, was zu dessen Erhohlung nöthig war.«

»Die Bauern hatten unterdessen eine Tragbahre von Baumästen zusammengefügt, der Verwundete ward hinaufgehoben, und Frau Gertrud mit Emma ging voran nach ihrer Wohnung, denn sie war entschlossen, den Fremden, dessen gute Miene und anständiges Aussehen ihr Achtung eingeflößt hatte, in ihrem eigenen Hause aufs Beste zu verpflegen. Der treue Curd schloß den wehmüthigen Zug, aber Emma blieb ebenfalls oft hinter ihrer Mutter zurück, und hatte bald den Kranken zu beobachten, bald den Trägern Vorsicht und Schonung zu empfehlen. Er selbst aber, dem alle diese freundlichen Anstalten galten, lag von Allem unbewußt, ohnmächtig, und einem Sterbenden gleich, auf der Tragbahre.«

»Man hatte das Haus bald erreicht, der Verwundete wurde auf ein Bett gebracht, und nun machte sich Frau Gertrud daran, seine

Wunden zu untersuchen, die sie für sehr bedeutend, obgleich nicht für tödtlich erkannte. Indessen ging die Heilung langsam vorwärts, und während der geraumen Zeit, die der Verwundete in dem gastfreyen Hause seiner Pflegerinn zubrachte, näherten sich die Herzen der jungen Leute, die der erste Anblick und die seltsame Art ihres Zusammentreffens schon erschüttert hatten, sich einander, und viele zarte Fäden knüpften sich zwischen ihnen an. Emma mußte der Mutter bey der Pflege des Kranken zur Hand seyn, sie mußte in den ersten Nächten, wo es am schlimmsten mit ihm stand, in Gesellschaft seines Knappen an seinem Lager wachen, sie hatte ihm hundert kleine Dienste zu leisten, er erkannte sie so dankbar, und aus seinem ganzen Wesen sprach so viel Adel der Haltung und des Gemüths, daß Emma sich mit jedem Tage mehr an ihn gezogen fühlte. Dennoch lag etwas in dem Benehmen des Fremden, das jede lebhaftere Regung des erwachenden Mädchenherzens zurückhielt, und so sichtbar seine Theilnahme an Allem war, was Emma that oder sagte, so schien er doch mit strenger Vorsicht über jeden seiner Blicke, jeden Ausdruck

zu wachen, daß ja kein überraschter Augenblick die Gefühle seines Herzens verrathe.«

»Nach und nach erhohlte er sich ganz, seine jugendliche Schönheit blühte mit der wiederkehrenden Gesundheit auf, aber zu einer so weiten Reise bis nach Jerusalem, wie sein Vorsatz gewesen war, als er durch diese Gegenden zog, fühlte er wohl, daß seine Kräfte nicht hinreichen würden, und er beschloß, und theilte auch dem Pfarrer und den beyden Frauen sein Vorhaben mit, für jetzt umzukehren, nach dem väterlichen Hause zu ziehen und zu erwarten, bis Zeit und gewohnte Lebensweise ihm die verlorne Jugendstärke gegeben haben würden, um dann von neuem den Weg nach dem heiligen Ziele anzutreten.«

»Es war das erste Mahl, daß er seit den vielen Tagen, die er hier zugebracht hatte, seines älterlichen Hauses erwähnte; denn bisher hatte er sich nicht genannt, und seine Wirthe, zufrieden, in ihm unbezweifelt einen Mann von Stand und Ehre zu erkennen, hatten ihn nie darum befragt. Jetzt aber, da er selbst seiner Ältern erwähnte, mahlte sich auf den Gesichtern der Übrigen eine sehr verzeihliche Neugier, und der Ritter fuhr also fort: Ich muß

Euch, hochwürdiger Herr, und Euch, edle Frauen, wohl noch sehr um Verzeihung bitten, daß ich Eure großen Wohlthaten und Eure Menschenliebe dem Scheine nach stets so schlecht vergolten, und nicht einmahl durch Nennung meines Nahmens der Pflicht der Höflichkeit und Gastfreundschaft ein Genüge gethan habe. Aber glaubt, Ihr meine edlen Freunde, denen ich das Leben, und mehr als das Leben danke — ein Seufzer entschlüpfte bey diesem Worte seiner Brust, und sein dunkler Blick, von Emma's großem blauen Auge getroffen, sank scheu zu Boden — daß gewiß kein unrechtes Gefühl, oder wohl gar Mißtrauen mich abhielt! Ich bin ein Graf von Andechs.«

»Ach Gott! rief der Pfarrer und sprang auf: Ein Graf von Andechs und Herzog von Dalmatien? Und ein solcher Herr unter meinem schlechten Dache?«

»Graf Andechs reichte dem Bestürzten erröthend seine Hand. Ach, ehrwürdiger Herr! rief er: Beschämt mich nicht mit dieser Bemerkung! Eure edle Schwester und Nichte haben mir unter diesem einfachen Dache so große Wohlthaten erwiesen, daß wohl alle Besitzthümer meines Vaters nicht zureichten, sie zu ver-

gelten, und die ich nie, nie in meinem Leben vergessen werde. Seine Stimme stockte bey diesen Worten, und Thränen standen in seinen großen freundlichen Augen.«

»Schnell aber unterbrach er sich: Ihr wißt, was mir in dieser Gegend zugestoßen ist, und von welcher Hand der Streich kam. Der Herr von Losenstein, wenn er erfahren hätte, wer seiner niederträchtigen Hinterlist entgangen sey, und hier eine Zuflucht gefunden habe, würde vielleicht sich nicht geschämt haben, auch diese Freystätte der Tugend und Menschlichkeit mit seinen Helfershelfern zu entweihen, und sich eines Menschen als Gefangenen zu bemächtigen, für dessen Loskaufung er ungemessene Summen fordern und erhalten zu können sich versprechen durfte. Diese gewiß nicht ungerechte Besorgniß, und meine völlige Unbekanntschaft mit der Denkart und den Verhältnissen dieses Hauses bewogen mich, das Geheimniß meines Standes und Nahmens, das ich schon auf der ganzen Reise beobachtet hatte, und bis Jerusalem zu bewahren gesonnen war, auch hier im Anfange nicht abzulegen. Aber die Art, wie ich in diesem Hause behandelt wurde, die Gottesfurcht und Tugend, die ich in demselben gefunden,

heben alle Bedenklichkeit, und ich brauche wohl nicht um die fernere Verschwiegenheit so zarter und gütiger Herzen zu bitten. Übrigens, setzte er stockend und langsam hinzu, bin ich nur ein jüngerer Bruder, zum geistlichen Stande bestimmt, habe bereits die ersten vier Weihen empfangen, und heiße Otto.«

»Emma hatte schon von dem Augenblicke, als der Ausruf ihres Oheims ihr den fürstlichen Stand des Jünglings kund machte, einen kalten Schauer gefühlt, der langsam durch alle ihre Glieder rieselte; jetzt bey den letzten Worten des Grafen tröpfelten einzelne Thränen, ihr selbst unbewußt, auf ihre gefalteten Hände, sie stand auf und verließ das Zimmer.«

»Den ganzen übrigen Tag fand sie sich mit ihren Empfindungen nicht zurecht, und jene Scheu, die sie früher schon vor Otto empfunden, wurde nun noch sichtbarer. Sie vermied den Grafen, sie floh ängstlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, sie sagte sich selbst, daß der Wohlstand bey so großem Unterschied des Standes diese Zurückhaltung erfordere, aber eine tiefe Schwermuth, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte, wußte sie sich nicht zu erklären, und einige Tage gingen nach jenen

Eröffnungen hin, ohne daß Otto die Möglichkeit gefunden hätte, auch nur ein Paar Worte mit Emma allein zu sprechen. Unterdessen war aber die Zeit seiner Abreise immer näher herangekommen, und es fehlte nur noch die Bestimmung des Tages, wann er scheiden, und diesen Gegenden auf ewig Lebewohl sagen sollte.«

»Auch seine Heiterkeit war getrübt, er wurde still, in sich gekehrt, und unterhielt sich am liebsten mit dem Pfarrer über Gegenstände des frommen Glaubens, über seinen künftigen Beruf und die Angelegenheiten der Christenheit im Orient sowohl, als in dem großen Kampfe zwischen Friedrich Barbarossa und dem heiligen Vater. Ihn zogen, wenn gleich als künftigen Priester sein Stand ihn auf die Seite des Papstes stellte, ritterlicher Muth und deutscher Sinn zu den Fahnen seines Kaisers, und in seinem Herzen stiegen allerley trübe Wolken des Zweifels, sowohl über diese, als andere Angelegenheiten auf.«

»So vergingen abermahls einige Tage. Der Graf war vollkommen hergestellt, aber es fand sich alle Augenblicke ein anderes Hinderniß, das seine Abreise wieder weiter verschob. Emma

wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder betrüben sollte, nur wurde der Wunsch, den Schleyer je eher je lieber zu nehmen, jetzt auf einmahl sehr lebhaft in ihr, und sie sehnte sich mit ihrem gedrückten Herzen recht innig nach dem stillen Frieden des Klosters.«

»Als sie eines Abends der scheidenden Sonne gegenüber in dem kleinen Garten saß, und mit trübem Blicke ihrer Zukunft dachte, trat auf einmahl Otto, der sonst, wenn ihre Mutter nicht zugegen war, sie nie aufgesucht hatte, mit heiterem Gesicht zu ihr, grüßte sie freundlich, und setzte sich an ihre Seite. Emma's Brust war gepreßt, und doch brach eine unschuldige Freude aus ihren Augen. Da sagte Otto: Nehmt es mir nicht übel, edle Jungfrau, daß ich so frey war, Eure Einsamkeit zu stören; aber ich habe Euch etwas zu sagen, und von Euch zu erbitten, was mir sehr am Herzen liegt.«

»Und was könnte das seyn, erwiederte Emma, das Ihr, Herr Graf, von einem armen Mädchen zu verlangen hättet?«

»Ich habe so eben vernommen, sagte Otto, und seine Augen leuchteten vor Freude, daß Ihr, wie ich, zum geistlichen Stande bestimmt seyd?«

»So ist es, und ich wollte, ich wäre lieber heut als morgen im Kloster!«

»Nun seht, edle Jungfrau, so sind wir einander denn vollkommen gleich. Der künftige Priester und die gottgeweihte Jungfrau stehen auf Einer Stufe vor dem Himmel und der Welt, und jede Scheidewand, die irdische Verhältnisse zwischen uns gezogen haben, ist gefallen. Darum erlaubet mir, Euch den süßen Schwesternahmen zu geben, und schenket auch mir die Neigung, die Ihr einem Bruder gewährt haben würdet, wenn Euch der Himmel einen gegeben hätte!«

»Emma erschrack über diese Zumuthung. Sie sah die Richtigkeit der Folgerung nicht im Geringsten ein, aber sie fühlte, daß es ihr unendlich süß wäre, Otto als ihren Bruder zu denken, und als solchen lieben zu dürfen. Erröthend und verlegen saß sie da, und zögerte zu antworten. Da faßte Otto leise ihre Hand und sagte mit bittendem Tone: Wollt Ihr wohl meine Bitte gewähren, edle Jungfrau? — Darf ich Dein Bruder seyn, meine theure Emma?—Emma blickte empor.—Otto's schönes dunkles Auge war so bittend auf sie gerichtet, seine Stimme so weich, sein Wunsch zeugte von einer so wahren Nei-

gung für sie — sie wußte nicht, wie ihr geschah, und brach in Thränen aus.«

»Mein Gott! was ist das? rief er bestürzt: Nein, Emma, Thränen soll meine Bitte Dich nicht kosten. Wenn Du durchaus nicht willst« —

»Emma hatte sich gefaßt. Glaubt das nicht, Herr Graf! Gewiß, Euer Antrag hat mich sehr, sehr erfreut, aber ich weiß nicht — ich darf nicht«—

»Und was solltest Du nicht dürfen? rief Otto dringender: Was soll uns hindern, uns zu lieben, wie unsre Herzen es uns gebiethen, und wie allein auf dieser Erde es ihnen erlaubt ist, sich zu begegnen?«

»Jetzt flossen Emma's Thränen stärker, und entschlossener rief sie aus: Wir sind getrennt für diese Welt, uns kann nur der Himmel vereinigen. — So sey denn dieser Bund geschlossen, und Du mein Bruder Otto!«

»Bey diesen Worten umschloß der Jüngling sie mit heftiger Bewegung, sie weinte an seiner Brust, und Beyde fühlten, daß, wenn eine andere Art der Vereinigung für sie denkbar gewesen wäre, sie sehr glücklich hätten seyn können.«

»Otto brach endlich das lange Stillschweigen: Übermorgen, meine theure Schwester, reise ich ab.«

»Übermorgen schon? rief Emma, und erblaßte.«

»Ich habe bereits zu lange hier verweilt, zu lange für meine Ruhe, zu lange vielleicht auch für den Frieden Deiner Seele, meine Emma, wenn ich die zarten Regungen nicht zu günstig gedeutet, die von dem ersten Augenblicke an Dein Herz in Mitleid und Freundschaft zu mir neigten.«

»Emma legte ihre Hand in die seine, und wandte sich ab. Beyde schwiegen.«

»Wir müssen uns trennen, das hat Gott also verhängt. Laß uns seinen Fügungen uns [illegible] Demuth unterwerfen! Unsere Augen werden sich nicht mehr sehen, unsere Wege werden weit voneinander Jeden an sein einsames Ziel führen. Aber unsere Seelen werden und können nicht geschieden werden, in Gott und in heiliger Liebe werden sie Eins bleiben, und in Stunden des heißen Gebethes, wenn Dein und mein Geist sich zu dem gemeinschaftlichen Vater erhebt, dann begegnen sie sich einander in himmlischen Räumen.«

»Und einst vereint sie der Tod! fiel Emma schnell und ernst ein.«

»Ja, meine Schwester! Auf Wiedersehen im

Lande des Friedens! Er stand auf, aber er blieb stehen, und wandte sich noch einmahl zu ihr: Diese Stunde ist sehr feyerlich. Nimm dieß Andenken an sie und an den Bruder, der Dich mit der Liebe der Engel hier umfaßt, und dort Dir entgegenkommen wird! Er zog einen Ring vom Finger; es war ein einfaches, aber bedeutsames Kleinod, ein Crucifix von reinem Gold, das sich in zierlicher Krümmung zum Ringe bog. Hiermit eign' ich Dich zu meiner himmlischen Braut! sagte er, und steckte den Ring an ihren Finger: Du wirst meiner nicht vergessen, so wenig, als ich Dein Andenken aus dem Herzen verlieren kann. Aber gib mir doch ein sichtbares Zeichen Deiner Neigung, Etwas, das Du getragen, das Du lieb gehabt, das Deine Hände berührt haben!«

»Was soll ich Dir geben, mein Bruder? sagte Emma, und sann nach: Doch, nimm den Schleyer meines Hauptes, er ist mein Zeichen, das Zeichen meines Bundes auf Erden mit Dir! Sie löste ihn mit Otto's Hülfe aus den blonden Locken, der Graf barg ihn in seiner Brust, dann trennten sie sich, und verlebten die zwey Tage bis zu seiner Abreise in jener beklommenen Stille, mit der man dem Abschiede

von geliebten Personen entgegensieht. In der Scheidestunde selbst hielten Beyde sich muthig, Otto beurlaubte sich mit dankbarer Rührung von Gertrud und dem Pfarrer, reichte Emma stumm die Hand, schwang sich auf sein Roß, und verschwand aus ihren Augen.«

»In dem kleinen Hause des Pfarrers war bald Alles wieder in das alte Geleise des einförmigen Lebens zurückgekehrt, aus dem die Anwesenheit und Pflege des fremden Ritters es gebracht hatten; nur aus Emma's Brust war der stille Frieden entflohen, der sie vorher beglückt hatte, und die Sehnsucht nach dem Kloster wurde stärker, so, daß sie fast täglich in ihre Mutter drang, den Zeitpunct zu beschleunigen. Frau Gertrud schien nicht abgeneigt, ihr zu willfahren; aber der Pfarrer nahm Anstand, es so schnell zu thun. Er erklärte sich nicht über seine Gründe, aber er beobachtete Emma scharf, wenn das Gespräch in den langen Herbstabenden auf den fernen werthen Gast fiel, und des Wiedersehens als einer wohl möglichen, aber höchst unwahrscheinlichen Sache gedacht ward. So ging der düstre Winter hin, und mit dem Frühling, seinen Kräutern, Spaziergängen und heitern Abenden kehrte die Erinnerung an eine

schöne Zeit, die wie ein hellsonniger Punct mitten in Emma's einförmig düstrem Leben lag, mit schmerzlicher Gewalt zurück, und der einzige wehmüthige Genuß bestand darin, jene Stelle am Waldbach und die verschiedenen Plätze in Haus und Garten mit Thränen zu besuchen, die durch jenes Andenken geheiligt waren.«

»Indessen schien ein wohlverdienter Unstern sich über dem Hause des Herrn von Losenstein zu erheben. Sein wildes Betragen hatte die meisten seiner Nachbarn aufgebracht, seine Raubgier die Gegend gegen ihn empört, der Herzog von Österreich ließ nach vielen vergeblichen Warnungen die Acht über ihn ergehen, Fehdebriefe kamen von mehreren Seiten, einige seiner entfernten Burgen wurden angegriffen, und da er nicht selbst überall zur Vertheidigung seines Eigenthums gegenwärtig seyn konnte, von den erbitterten Feinden gebrochen. Alle diese Widerwärtigkeiten dienten jedoch nur dazu, den störrischen Ritter noch unbeugsamer zu machen, und er war entschlossen, seinen Feinden und der ganzen Welt, wenn sie sich wider ihn verschwören sollte, nimmermehr zu weichen. Aber die Hand des Unglücks kam näher, und berührte das Innere seines Hauses. Sein ältester Sohn, der

sich vor langen Jahren wider des Vaters Willen mit einem adelichen aber armen Mädchen verheirathet hatte, war, so wie seine Frau, längst ferne vom Vaterhause in Noth und Kummer gestorben. Sein zweyter, nun Einziger Sohn fiel in der Vertheidigung einer der väterlichen Burgen, und seine Tochter, die seines Hauswesens und seiner Pflege bis jetzt treulich gewartet hatte, nahm sich den Tod des geliebten Bruders, der die einzige Freude ihres Lebens war, so zu Herzen, daß sie ihm nach einem Hinsiechen von ein Paar Monathen ins Grab folgte.«

»Da stand nun der wilde unbeugsame Greis ganz kinderlos und verlassen in einer feindlichen Welt, und sein Hausgesinde sah mit Zittern einer noch ärgern Verwilderung seines Sinnes, und einer noch schlimmeren Behandlung entgegen. Da trat Cuno, ein alter treuer Knappe, der mit seinem Herrn aufgewachsen, und der einzige war, der es zuweilen wagen durfte, seinem rauhen Gebiether eine Vorstellung zu machen, zu ihm, und erinnerte ihn nicht ohne ängstliche Vorsicht daran, daß er ja nicht so ganz einsam und verlassen auf Erden sey, indem ja, wie er wisse, die Tochter seines ältesten Sohnes noch lebe.«

»Herr Eberhard hörte finster zu, ohne zu antworten. Cuno sah darin, daß er für diese Erinnerung, die sonst hoch verpönt war, nicht gescholten wurde, eine Ermunterung, fortzufahren, und sprach: Sie ist ein holdes Mädchen geworden, sittsam, fromm und schön wie ein Engel, sie könnte Euer und Eures Hauses warten, sie könnte —«

»Schweig! rief Herr von Losenstein mit seiner Donnerstimme, und Cuno kannte seinen Herrn zu wohl, um nicht zu gehorchen.«

»Es gingen einige Tage hin. Da fing Herr Eberhard von selbst an: Weiß das Mädchen, von dem du gesprochen, etwas von ihrer Herkunft?«

»Nicht das Geringste. Frau Gertrud hat der Mutter auf dem Todbette heilig versprechen müssen, das Kind in gänzlicher Unbekanntschaft und Entfernung von seinen Angehörigen zu erziehen.«

»Das ist ihr Glück, rief Eberhard mit erwachender Wuth: Sie soll sich nie unterstehen —«

»Sie wird es nicht, entgegnete Cuno mit Zuversicht: Emma ist zum Kloster bestimmt, und wird nächsten Herbst eingekleidet.«

»So endigte sich für dießmahl und für lange

Zeit das Gespräch über diesen Gegenstand. Aber Herrn Eberhards böses Schicksal wollte sich nicht wenden, oder von seinem störrischen Sinn besiegen lassen. Eine Fehde nach der andern wurde ihm angekündet, und wenn er auch manchmahl so glücklich war, seine Gegner zu besiegen, so fühlte er doch bald, daß er ihnen nicht leicht in seinen abnehmenden Jahren, und so ganz ohne Bundesgenossen und Freunde, lange würde widerstehen können. Verschiedene Gedanken wälzten sich in seiner Seele, und endlich berief er eines Tages den treuen Cuno und sagte: Hast du mir nicht gesagt, daß die Dirne dort beym Pfarrer schön ist?«

»Sehr schön, gnädiger Herr, zart und schlank gebaut, mit seidenem gelben Haar und wunderschönen blauen Augen.«

»Und auch wohlerzogen?«

»Ein Engel an Sanftmuth und Frömmigkeit.«

»Ich will sie sehen. Du begleitest mich.«

»Cuno war innerlich erfreut über diesen Entschluß seines Gebiethers, und hoffte nun alles Gute für Emma. Ein Vorwand, den Pfarrer zu besuchen, war für den benachbarten Ritter bald gefunden. So machten sie sich eines Morgens auf, ritten schweigend durchs Thal hinauf, und ka=

men endlich bey des Pfarrers Wohnung an. Der Herr von Losenstein war zu bekannt in der Gegend, als daß nicht seine Ankunft eine große Bewegung hätte erregen sollen. Der Pfarrer war nicht sogleich zu Hause, Frau Gertrud eilte erschrocken dem vornehmen und gefürchteten Gast entgegen, und sandte um ihren Bruder. Als Herr Eberhard ins Zimmer trat, fiel ihm die Gestalt des jungen Mädchens auf, das hocherröthend vom Spinnrocken aufsprang und sich demüthig vor ihm verneigte. Er grüßte sie höflicher, als er gewollt hatte, denn die Züge seines verstorbenen Erstgebornen sprachen in ihr sein ganzes Innerstes an. Freundlich trat er zu ihr und redete sie an. Indeß kam der Pfarrer. Das gleichgültige Gespräch währte nicht lange, und Herr Eberhard kehrte, ohne irgend etwas weder gegen Emma's Pflegeältern, noch gegen Cuno zu äußern, nach Schloß Claus zurück. Doch ließ er gegen Abend den Schloßkaplan rufen, und am nächsten Morgen mußte dieser, von Cuno begleitet, und mit aller nöthigen Vollmacht ausgerüstet, zu dem Pfarrer gehen, Emma's wahre Geburt und Stand beweisen, und sie im Nahmen des Großvaters zurückfordern.«

»Diese Nachricht war ein Donnerschlag für

Emma, und bey ihren Erziehern stritt die Freude über die Anerkennung von Emma's Rechten mit dem Schmerz, die holde Tochter zu verlieren. Herrn Eberhards wilder Sinn, seine Härte gegen ihre Ältern, deren Schicksal und Unglück sie zugleich erfuhr, und die lebhafte Erinnerung an das, was Otto durch ihn gelitten, standen schreckend vor ihrem Geiste. Doch war hier nichts weiter zu thun, als sich zu fügen, und nach drey Tagen hohlte Herr von Losenstein selbst, in glänzendem Aufzuge, von allen seinen Vasallen begleitet, die feyerlich anerkannte Enkelinn ab, und führte sie auf seine Burg Claus.

Mit Angst betrat Emma das hohe Felsenschloß, dessen kriegerisches Ansehen, mit dicken Mauern, festen Thürmen und tiefen, moderichten Verließen, die Sinnesart des Besitzers verkündete, und sie bey jedem Schritt an die Gefahr erinnerte, der Otto nur durch seinen tapfern Arm entgangen war. Mit Angst betrat sie es, und bewohnte es mit Widerwillen. Wüste Gelage, bey denen oft nicht Einer der Zecher mehr aufzustehen im Stande war, und die dann in blutige Zänkereyen ausarteten, Raubzüge, von welchen der Großvater stets mit Verwundeten, unglücklichen Gefangenen und reicher

Beute zurückkam, ein lärmendes, wildes Betragen des Herrn gegen seine Untergebenen, und dieser untereinander nach dem Beyspiel des Höhern, machte den Lebenslauf und die Tagesordnung der Bewohner von Claus aus. Wohl war ein frommer alter Mönch unter dem Nahmen eines Schloßkaplans auf der Burg, und hielt täglich in der kleinen Kapelle, rückwärts gegen den Wald zu, die Messe; aber außer Emma und einigen armen Eignen ihres Großvaters war Niemand gegenwärtig, denn Herr Eberhard hatte sich längst mit seinem Gewissen und der Kirche abgefunden.

Eins der ersten, was er vornahm, sobald Emma in Claus eingewohnt war, war, einen berühmten Mahler kommen zu lassen, der aus Byzanz über Venedig vor einiger Zeit hier vorbey gereiset, und das Schicksal so manches Reisenden getheilt hatte, in Herrn Eberhards Hände zu fallen. Überzeugt, daß der Künstler ihm kein hohes Lösegeld biethen konnte, hatte er ihn bald wieder entlassen, und Meister Artemidorus lebte nun auf eine Weile bey einem benachbarten Ritter, dessen Bekanntschaft er bey Gelegenheit des Kreuzzuges in Byzanz gemacht hatte. Diesen ließ Herr Eberhard rufen, und both

ihm einen bedeutenden Preis, wenn er seine Enkelinn mahlen wollte. Der Meister verstand sich gerne dazu, aber Emma weigerte sich lange, ihr schien dieß Beginnen zu weltlich, und sie wollte durchaus nicht, daß Jemand ihr Conterfey besitzen sollte, denn dem Einzigen, dem sie es gerne gegönnt, konnte und durfte sie es nicht schenken. Ihres Großvaters gewaltiger Wille drang aber durch; dennoch erhielt Emma, daß sie nicht im Gewande einer altgriechischen Göttinn, wie Meister Artemidorus gewollt hatte, sondern im schwarzen Anzuge mit dem geliebten Schleyer gemahlt werden sollte, den sie nie ablegte, und der, so lange es ihr nicht vergönnt war, den heiligen zu tragen, welcher sie mit dem geliebten Bruder fest vereinigte, wenigstens ein Zeichen desselben seyn sollte. So wurde sie gemahlt, und so muß sich noch eine später gemachte Copie dieses Bildes auf Schloß Claus finden.«

Das war also Emma! Das war das Bild meiner Träume! Und vier Jahrhunderte waren vergangen, seit diese geliebte Gestalt, die ich hiernieden zu finden, thöricht aber glühend gehofft hatte, im Schooße der Erde vermodert, und vielleicht kaum ein Staub mehr von ihr übrig war! Meiner Hand entsank die Rolle,

und ich vertiefte mich in meinen hoffnungslosen Schmerz. Endlich raffte ich mich auf, mein Erdenglück war ja ohnedieß zerstört, und Emma's Schicksal zog mich sehnsüchtig an. So ergriff ich die Rolle wieder und las fort:

»Sobald das Bild fertig war, wurde es eingepackt und fortgesendet. Herr Eberhard hatte sich einen Schwiegersohn ersehen, einen mächtigen Freyherrn in der Steyermark, dessen Alter und widerliche Gestalt in seinen Augen kein Hinderniß der Liebe war. Dieser sollte Emma's Gatte, und ihm zur festen Stütze gegen seine immer wachsenden Feinde werden.

Er kündete Emma ohne Umschweife ihr Schicksal an. Der nächste Frühling war zur Vollziehung der Verbindung bestimmt; jetzt sollte, noch ehe der Winter eintrat, die Verlobung seyn. Emma hörte diese Nachricht mit augenblicklichem Schrecken, aber sie war schnell gefaßt, und eben so entschlossen, wie ihr Großvater, nicht einzuwilligen, und eher zu sterben, als ihrer früheren Bestimmung dem Schleyer, und Otto's Andenken untreu zu werden.

Indessen Herr von Losenstein diesen Plan entworfen, und bereits deßwegen einige Anstalten zu treffen angefangen hatte, zog sich ein

neues Gewitter über ihn zusammen. Es war ihm verkündet worden, daß ein ansehnlicher Zug von Kaufleuten aus Nürnberg, durch Böhmen, Oberösterreich und Steyermark, zum Markgrafen von Istrien ziehen würde, der ihre Waaren bestellt und ihnen Geleit mitgegeben hatte. Mit großer Überzahl legte er sich in Hinterhalt, fiel über den Zug her, machte die Begleitung nieder, die Kaufleute zu Gefangenen, und zog mit ihnen und der reichen Beute jubelnd in sein Schloß. Dem Markgrafen wurde durch einige Entronnene die böse Kunde gebracht. Empört durch diese neue Unthat eines Mannes, den Bann und Acht, und die Bestrebungen so vieler vereinten Feinde, nicht von seinem wilden Beginnen abschrecken konnten, berief er alle seine Lehensleute durchs ganze Gebirg von Steyermark und Kärnthen, sandte dem Herrn von Losenstein einen Absagebrief, und übertrug den Oberbefehl über dieß bedeutende Heer, seinem jüngern Bruder dem Grafen Otto von Andechs.

Otto ergriff diese Gelegenheit gerne, einen wilden Räuber zu züchtigen, und eine alte Schmach zu rächen. Der Kriegszug ging durchs Gebirg von Steyermark herein, und Otto sah nicht ohne tiefe Bewegung die hohen Scheitel

des Bosruck und Pyrgas wieder, in deren Schooß er im stillen freundlichen Hause die geliebte Schwester glaubte. Herr Eberhard rückte ihm entgegen, es kam zwey Mahl zum Gefechte, und jedesmahl mußte Eberhards ungeordnete Raubschaar dem geregelten Angriff seines Gegners weichen. Wüthend durch diese Niederlagen, wo er sich leichten Sieg über einen unerfahrnen Gegner versprochen hatte, zog er sich nun in sein festes Schloß zurück, und ließ mit aller Anstrengung die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen.

Emma sah diese Vorkehrungen, sie hörte den Nahmen des feindlichen Anführers, und Schrecken und süße Hoffnung stritten in ihrem Herzen, ob der geliebte Bruder sie von schwerer Knechtschaft erlösen, ob auch er vielleicht mit ihr dem harten Geschicke erliegen würde?

Indessen zogen die feindlichen Schaaren heran. Von der Zinne eines Thurmes, auf den sie Cuno, der einzige Mensch, zu dem sie in der ganzen Burg Zutrauen fassen konnte, geführt hatte, sah sie das Anrücken derselben. Die Waffen blinkten im Sonnenglanz, die Pferde gingen stolz und sicher, wie zum Siegesfeste, und an der Spitze zeigte sich die ganz in Eisen

gehüllte Gestalt, die ihr Cuno, nach Ansehen und Wappenschild, als den Führer, Graf Otto von Andechs nannte, und die sie, trotz des geschlossenen Visirs, an jeder Bewegung mit hochschlagendem Herzen zu erkennen glaubte.

Die Belagerung begann, sie war heftig und entschlossen, wie der Widerstand; aber das erkannte Herr Eberhard bald, daß er einen furchtbaren Gegner habe, und es sich ums Äußerste und Letzte handle. Eben so deutlich ward es ihm, daß Otto ganz allein die Seele des ganzen Angriffs, und von seinem unerschöpflichen Muth das Glück der Belagerer, so wie das Schicksal der geängsteten Burg abhinge. Ihn zu verderben, ihn auf irgend eine Weise — todt oder lebendig in seine Macht zu bekommen, und wenn es möglich wäre, das wilde Herz in der blutigsten Rache, an den Qualen des gehaßten Feindes zu laben, war jetzt das höchste Ziel von Losensteins Streben, und bald gelang es ihm durch Geld, die verrätherische Kunde zu erkaufen, daß Graf Otto jeden Morgen auf einem einsamen Platze im Walde, den man genau beschrieb, der Pflichten seines künftigen Standes eingedenk, seinen Andachtsübungen obliege. Losensteins Plan war

schnell entworfen, und auf den nächsten Morgen der Überfall des Unverwahrten bestimmt, den er selbst anzuführen sich mit blutdürstiger Freude bereitete. Fern von dem Gedanken, daß ein Wesen in seiner Burg athmen könnte, das von dem Schicksale des feindlichen Feldhauptmanns tiefer bewegt würde, äußerte er seine Absicht und seine wüthende Rachgier ganz laut in Emma's Gegenwart zu den wenigen Vertrauten seines Vorhabens, und entzündete in ihr den Entschluß, es koste was es wolle, und wenn es ihr Leben wäre, Otto warnen zu lassen, und ihn einem schrecklichen und schmählichen Untergang zu entreissen.

Sie sann hin und her, sie flehte um Erleuchtung im Gebeth. Wie sie aufstand und aus der Waldkapelle treten wollte, stand der Sohn der armen Köhlerfrau oben auf dem Berge, der sie, so lange die Burg frey war, oft heimlich Labung und Trost gebracht hatte, weinend da, und erzählte von der Noth seiner kranken Mutter, die nun ohne Emma's milde Unterstützung dem Elend preisgegeben war. Er selbst hatte sich mit Lebensgefahr durch die feindlichen Verschanzungen und Wachen hierhergeschlichen, um, wo möglich, das gute Fräulein zu finden,

und ihr sein Unglück zu klagen. Emma blickte zum Himmel, er hatte ihr den Knaben gesandt, und ihr Plan war entworfen. Sie fragte den Knaben, ob es ihm möglich seyn würde, ins Feldlager des Grafen von Andechs zu kommen? Sehr leicht, erwiederte das Kind. Der Weg von unserer Hütte bis dahin ist frey. »Willst du mir aber auch einen großen Dienst erweisen?« »Ach, wie gern!« rief der Knabe: »Ins Feuer ging ich für Euch, edles Fräulein, die Ihr meiner Mutter und uns Allen schon so viel Gutes gethan habt!« Nun so geh' mein Kind, erwiederte sie, geh' ins Lager hinab, laß dich zum Grafen führen, aber ja nur zu ihm selbst, gib ihm diesen Ring — sie zog den Kreuzring vom Finger — und sag ihm: Seine Schwester lasse ihn bey dem sterbenden Heiland am Kreuze beschwören, ja morgen nicht, und überhaupt nie wieder allein auf die Eichenwiese bethen zu gehn, und hier mein Sohn, setzte sie hinzu, nimm noch dieß! Sie löste eine goldne Armspange ab. Dieß sey die Belohnung für deinen Gang, verkauf es, unterstütze deine arme Mutter, Gott wird dich segnen, aber schweig, und sag Niemand etwas von meinem Auftrag.

Der Knabe versprach Alles, und machte

sich sogleich auf den Weg. Die Wachen führten ihn zu dem Grafen, der ihn verwundernd ansah, als der kleine, schmutzige Bauernjunge allein mit ihm zu reden verlangte, und ihn sehr treuherzig fragte, ob er wirklich der Graf Otto von Andechs sey. Als er es bejahte, sagte dieser: Ich komme von Eurer Schwester. — Schwester? rief Otto wundernd, ich habe keine Schwester. Der Kleine zog die Stirne kraus. »Das geht nicht zusammen,« sagte er: »Ihr seyd wohl nicht der, für den Ihr Euch ausgebt. Fräulein Emma hat gesagt« — Emma? Emma? rief Otto mit heftiger Bewegung: Ach ja, ja, ich habe eine Schwester Emma. Wo ist sie? Was macht sie? Nun seht Ihr wohl, erwiederte der Kleine, wie Ihr Euch widersprecht! Nein, nein, Ihr seyd der Rechte nicht, und damit wollte er fort; aber Otto ließ ihn nicht entwischen, und nachdem er ihn endlich überzeugt hatte, daß er der Feldhauptmann des Lagers und Graf Otto von Andechs sey, reichte ihm der Knabe den Ring und meldete seinen Auftrag. Otto war außer sich vor Freude und Erstaunen. Emma sandte ihm den Ring, sie nahm noch Antheil an seinem Wohl, zwey Jahre der Entfernung hatten ihre Liebe nicht erkäl-

tet. Aber wie kam sie auf Losensteins Schloß? Er fragte den Knaben aus, und erfuhr, daß das Fräulein erst seit einem halben Jahre ungefähr auf Claus lebe, daß sie vorher gar nicht gewußt, daß der Herr von Losenstein ihr Großvater sey, daß sie aber wie ein milder frommer Engel in der Burg walte, und dort sowohl, als in der Gegend umher, nur durch ihre Wohlthaten und ihre Frömmigkeit bekannt sey. Zuletzt zeigte er dem Grafen die Armspange, die sie ihm gegeben, um sie zu verkaufen und seiner Mutter zu helfen. Otto griff hastig darnach, er gab dem Knaben eine Hand voll Gold, nnd trug ihm auf, zu dem Fräulein zurückzukehren, ihr den Ring wiederzubringen und ihr zu sagen, Bruder Otto lasse sie grüßen, er lasse ihr innig danken, er werde pünctlich gehorchen, und der, in dessen Zeichen sie sich wieder erkannt, werde seine theure Schwester und ihn schützen.

In ängstlicher Spannung sah Emma am folgenden Tage sehr früh ihren Großvater mit einer Schaar von Gewaffneten ausziehen. Sobald es zur Frühmesse läutete, eilte sie in die Kapelle, und legte das zitternde Herz voll Angst, und doch voll demuthsvoller Ergebung in die Hände des himmlischen Vaters. Da regte sich,

als die Messe fast zu Ende war, etwas hinter ihr, sie sah sich um, es war der Köhlerknabe, der ihr verstohlen, aber mit freudigem Blick den Ring zeigte. Emma erblaßte. Wie kam es, daß der Ring noch in des Knaben Hand war? Sobald die Messe zu Ende war, nahm sie ihn hastig bey der Hand, und führte ihn mit sich aus der Kapelle: Du warst nicht bey ihm? Sprich, Unglücklicher! »Nein, nein, edles Fräulein, ich habe Alles ausgerichtet, was Ihr befohlen,« und nun wiederhohlte er ihr Alles, was er mit Otto gesprochen, wie froh dieser gewesen, wie er den Ring und die Armspange geküßt, und ihm die letzte abgekauft und überreich bezahlt habe. Emma vergoß Freudenthränen, es waren die ersten seit dem Augenblicke, wo ihre Pflegemutter vor zwey Jahren Otto aus der Gefahr erklärte. Sie entließ den Knaben, und kehrte nun mit leichtem Herzen ins Schloß zurück. Nicht lange darnach ritt Herr Eberhard mit seinen Begleitern in zornigem Muthe durchs Schloßthor herein, und Emma sah wohl, daß ihre Warnung gefruchtet hatte.

Der Versuch ward am folgenden, am dritten Tage, und immer mit gleich schlechtem Erfolge wiederhohlt, und in Losensteins Her=

zen erhob sich ein Verdacht, daß seine Anschläge verrathen seyn könnten. Indessen aber verdoppelten die Belagerer ihre Anstrengungen, und bald war es Herrn Eberhard nicht mehr möglich, auf der Eichenwiese seinem Feinde aufzulauern, wenn er es auch noch gewollt hätte, denn er ward eng und immer enger eingeschlossen, einige Stürme hatten die Mauern erschüttert und stark beschädigt, die Vorräthe gingen zu Ende, die Feinde hatten von dem Markgrafen eine Verstärkung erhalten, und Eberhard sah mit wildem Grimme seinen Untergang, oder die Demüthigung der Übergabe täglich näher heranrücken. Schon wurde ihm verkündet, daß im feindlichen Lager alle Anstalten zu einem Hauptsturme gemacht, Thürme und Wurfmaschinen bereitet und nächstens ein großer und vielleicht der letzte Angriff von allen Seiten zugleich beginnen würde; da erschien plötzlich gegen Abend ein Herold mit einem Trompeter, in die Farben des Hauses Andechs gekleidet, vor der äußern Pforte, und trug im Nahmen seines Hauptmanns, des Grafen Otto von Andechs, dem Herrn von Losenstein ehrenvollen freyen Abzug mit allen Angehörigen seines Hauses und mit seinen Schätzen

an, versprach ihnen sicheres Geleite bis zu jedem beliebigen Orte, und verlangte dagegen, daß der Herr von Losenstein Burg Claus, welches geschleift werden sollte, räumen, Urfehde schwören, in einigen seiner Schlösser, die genannt wurden, theils von seinem Lehensherrn, dem Herzog von Österreich, theils vom Markgrafen von Istrien, Besatzung einnehmen, und übrigens im Besitze aller seiner Güter verbleiben sollte.

Mit Staunen, das zwischen Beschämung und Zorn schwankte, hörte Eberhard diese Bedingungen, durch welche Otto dem Zwecke seiner Sendung, der Bändigung des unruhigen Feindes, und zugleich seiner Liebe für Emma ein Genüge thun wollte; er hörte sie und mißtraute. Diese Schonung, dieß ehrenvolle Erbiethen nach solchen Fortschritten des Feindes, die ihn zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen konnten, in dem Augenblicke, wo er Verstärkung erhalten, und die Burg beynahe aufs Äusserste gebracht war, schienen ihm seltsam, verdächtig. Entweder stand Otto's Sache nicht so gut, als man in der Burg fürchtete, oder er hatte einen Grund, das Schloß zu schonen, der vielleicht mit jenem vereitelten Anschlag zusam-

menhing, und so auf jeden Fall das Erbiethen auszuschlagen rieth.

Trotzig sandte Herr Eberhard den Herold mit einer ungeschliffenen Antwort zurück, ließ Alles im Schloße mit dem größten Eifer zur letzten verzweifelten Vertheidigung bereiten, und fing zugleich an, unter seinem Schloßgesinde strenge Nachforschung zu halten.

Emma vernahm, was geschehen war. Ihr Herz verstand Otto's Meinung, sie dankte ihm mit froher Rührung dafür, und übrigens hoffte sie, da ihr Großvater auch von fern keine Ahndung ihres Verhältnisses haben konnte, der Gefahr der Entdeckung zu entgehen. Doch ergriff sie ein banges Gefühl, und mit zitternder Erwartung sah sie den kommenden Ereignissen entgegen. Die ganze Nacht hindurch wurde bey Fackelschein an den Wällen und Thürmen der Burg gearbeitet, was Hände hatte, mußte helfen. Auch im feindlichen Lager war rasche Bewegung, und man erkannte, daß der nahende Morgen den Tag der Entscheidung heraufführen würde. Sie selbst wurde vom Großvater bestimmt, einige Kostbarkeiten und wichtige Pergamente des Hauses in die unterirdischen Gewölbe zu schaffen, in denen man durch

schleunige Ermordung einiger Gefangenen Raum und Minderung der verzehrenden Wesen gemacht hatte. Noch waren die Spuren dieser Greuelthaten sichtbar in dem dumpfen Verließ, in welches Eberhard selbst mit der Fackel in der Hand die Zagende führte. Das wäre Otto's Aufenthalt und sein Schicksal gewesen, wenn ihres Großvaters Anschlag geglückt hätte, dachte sie, und stand bleich, zitternd vor dem, was Wirklichkeit und Einbildung ihr schreckhaft zeigten, als ein Knecht an dem obern Geländer der Stiege erschien, um den Herrn von Losenstein zu rufen, weil man einen Knaben eingebracht habe, der sich schon gestern Abends verdächtig um die Mauer herumgeschlichen, und jetzt, da er es gewagt, sich durch ein Pförtchen hereinstehlen zu wollen, ergriffen worden war. Bey diesem Bericht erstarrte Emma's Blut, und sie sank ohnmächtig zu Boden. Mit Hülfe des Knechtes brachte sie Herr Eberhard betroffen und finsterahndend hinauf in die obern Gemächer, der Knabe ward gerufen, ausgeforscht, und als er sich standhaft weigerte, durch Martern zum Geständniß gezwungen, daß Graf Otto ihn an Fräulein Emma gesandt, sie zu

versichern, daß er ihres Großvaters schonen und sie retten würde.«

»Emma wurde gerufen; das Verhör war kurz. Sie konnte und wollte nichts läugnen, frey und muthig gestand sie ihre Liebe zu Otto, ihre erste Bekanntschaft mit ihm, ihren Antheil an seiner Rettung. Ihre Hoffnungen lagen jenseits dieser Welt, die Natur in ihr mochte einen Augenblick vor dem Bilde von Martern und Tod zurückbeben — ihren Sinn konnte sie nicht beugen; denn so, wie sie Otto liebte, wie sie von ihm geliebt ward, sollte der Tod sie nur schneller vereinen. Aber Eberhards Wuth kannte keine Grenzen. Er ließ seine Enkelinn mit Ketten belastet, in eines jener furchtbaren Gewölbe führen, in denen ihr böses Schicksal sie in grauser Ahndung berührt hatte. Dem in Qualen verschiedenen Knaben wurde der Kopf abgeschlagen, und hinab den feindlichen Schaaren entgegen geworfen, die eben jetzt mit dem ersten Tagesstrahl in furchtbar stiller Ordnung, mit allen Werkzeugen des Unterganges bewaffnet, heranzogen. Man brachte dem Grafen die Kunde. Er hörte sie erblassend. War Emma schon verloren? Sollte er sie noch retten, oder rächen?«

»Der Sturm begann. Von allen Seiten bedrängten die Feinde das Schloß. Otto war überall, sein Ruf, seine Anordnungen beseelten die Krieger, seine Mauerbrecher hatten weite Öffnungen in den Wällen der Burg gemacht, seine Leute, von ihm selbst geführt, stürmten die Leitern hinan, und kein Widerstand, kein sicherer Tod schreckte sie zurück. Schon waren die äußern Mauern auf der Seite des Waldes, wo sie am unbeschütztesten waren, erstiegen, schon wehte die Fahne des Hauses von Andechs auf den Wällen des Schloßes, das Emma bewohnte, — da erkannte Herr Eberhard, daß nichts mehr zu hoffen war, und seine stolze Vermuthung von gestern ihn getäuscht hatte. Nun war es zu spät, und keine Wahl übrig, als Übergabe auf Gnade und Ungnade, oder ein Entschluß der Verzweiflung. Aber auch der sollte noch einen blutigen Wunsch der Rachgier befriedigen, und dem Feind den Sieg schrecklich verbittern. Im innern Burghof sammelte er die wenigen Getreuen, die unaufhörliche Kämpfe ihm übrig gelassen hatten, trug ihnen seinen Entschluß vor, ließ Emma aus ihrem Kerker heraufführen, und schickte sich an, einen Ausfall auf der Wasserseite des Schlosses zu machen.

Das verrammelte Thor wurde geöffnet, die zitternde Emma in einer, das Banner seines Hauses in der andern Hand, stürzte er, und ihm nach der ganze Schwarm aus dem Thore. Sogleich sammelten sich die Andechsischen Reisigen gegen ihn, man umringte die Herausdringenden, und sandte dem Grafen die Nachricht. Dieser flog herbey und erblickte Emma, schon jetzt mehr todt als lebend, mitten in dem Haufen der Bewaffneten. Wie Eberhard seiner ansichtig wurde, gab er das Banner dem Nächsten neben ihm, zog sein Schwert, machte sich Bahn durch die Feinde bis an's nahe Ufer der Steyer, und stieß Emma vom hohen Felsengestade mitten in den wilden tosenden Strom. Dann warf er sich in den dichtsten Haufen der Feinde, und sank bald unter ihren Streichen. Nur Wenige der Seinen entkamen oder wurden gefangen, und Otto war Meister der Burg.«

»Aber er hatte von den letzten Vorfällen wenig mehr vernommen. Emma zu retten, wenn es noch möglich wäre, war sein einziger Gedanke. Mit Lebensgefahr kletterte er, von zwey seiner treuesten Knappen gefolgt, das steile Ufer hinab, die Fluthen hatten das unglückliche Opfer schon eine Strecke mit sich fortgerissen,

und nicht ihre Gewalt, sondern der Sturz auf die Felsenblöcke, die überall aus den schäumenden Wassern hervorragten, hatten ihr den Tod gebracht. Mit zerrissener Brust, ohne Regung lag sie auf einem vorspringenden Felsen, und athmete kaum mehr. Otto nahm die theure Last in seine Arme, stieg das Gestade hinauf, und legte sie ins Gras vor sich hin. Er versuchte Alles, was er ersinnen konnte, um sie ins Leben zu rufen, er stillte das Blut, das stromweise aus ihrer Brust floß, mit dem einzigen, was er zu diesem Behuf an der Hand hatte, mit dem Schleyer, den sie ihm gegeben, und den er treu bisher an seiner Brust getragen hatte. Endlich schlug sie das matte Auge auf, sie erkannte ihn, aber zu sprechen vermochte sie nicht mehr, doch hob sie die Hand an die Lippen, und küßte den Kreuzring. Otto zog ihn ihr ab, hielt ihn ihrem brechenden Auge vor, und sprach ihr mit Thränen ein letztes frommes Gebeth vor. Sie blickte ihn dankbar an, legte die eine Hand an den Ring, drückte mit der andern des geliebten Bruders Hand an ihr Herz, seufzte — und verschied. Otto schloß ihr die gebrochenen Augen, und blieb in Schmerz und Gebeth versunken auf der Leiche liegen.«

»Der Siegesruf, der kriegerische Jubel seiner Leute weckten ihn aus seiner Betäubung. Das Schloß war erstürmt, Herr Eberhard gefallen. Man kam, ihn zum fröhlichen Einzug abzuhohlen, er aber stand von der entseelten Schwester Seite auf, deutete seinen Leuten, die Leiche zu erheben und ins Schloß zu bringen, und folgte ihr, ohne ein Wort zu sprechen, nach. Drey Tage weilte er so in stummen Schmerz bey ihr, und beging dann das feyerliche Begräbniß. Auch Herr Eberhard ward mit aller Pracht, die seiner Geburt ziemte, aber fern von dem Opfer seiner Grausamkeit bestattet. Als Alles vollendet war, verließ Otto mit seinen Lehensleuten und Reisigen die Burg, in der er zum Schutz eine kleine Besatzung zurückließ.«

»Zwar brach er, nachdem noch einige Tage des tiefsten Schmerzes vorüber waren, das dumpfe Schweigen zur großen Freude der Seinigen, die mit Angst diesen Zustand des geliebten Herrn sahen, aber nie kam mehr ein Lächeln auf seine Lippen, und kaum in seiner Ältern Burg angelangt, ließ er mit großer Feyerlichkeit alle Anstalten treffen, um die letzten Ge-

lübde abzulegen, und die Weihe des Priester-
standes zu empfangen.«

»Ausgezeichnet durch Strenge gegen sich, und
unerschöpfliche Milde gegen Andere, durch Fröm-
migkeit und priesterlichen Wandel, stieg er bald
in seinem neuen Stande von Würde zu Würde
empor, und gelangte endlich auf den Bischöfli-
chen Stuhl von Bamberg. Unter vielen from-
men Stiftungen und Schenkungen, die ihm
den Beynahmen des Freygebigen erwarben, war
eine der ersten, die Gründung eines Spitals
für die Pilger ins gelobte Land, in welchem sie
Pflege, Ätzung und einen Zehrpfennig erhalten
sollten, und das auf derselben Stelle gebaut
wurde, wo des Pfarrers kleine Wohnung stand,
und er in jenen nie vergessenen Tagen von Em-
ma gepflegt worden war.«

»Im Laufe der Zeiten, als der fromme Trieb,
das heilige Grab zu besuchen, nachließ, und
diese Straße nicht mehr von Pilgern gewandelt
wurde, veränderte sich mit dem Zweck auch die
äußere Form dieses Hauses, und nur der Nah-
me blieb. Es wurde zum Stift für Weltgeist-
liche, die jetzt noch auf derselben Stelle, wo
einst ihres Gründers schönste Tage verflossen

waren, für die Ruhe seiner und seiner geliebten Schwester Seele bethen.«

Hier endigte das Manuscript. Eine tiefe Wehmuth hatte sich meiner bemächtigt. Das Schicksal der beyden Liebenden und mein eigenes zerflossen in trüben Nebel vor mir. Alles war längst todt und in ewige Ruhe eingegangen, nur ich Zurückgebliebener irrte noch in schmerzlicher Bewegung dießseits des Grabes, und blickte dem hingeschiedenen Engel nach, der mich so gewaltig an sich gezogen, und so bitter hier zurückgelassen hatte.

Es war mir durch einige Tage nicht möglich, mit dem Pater Bibliothekar über seine Schrift zu sprechen. Als ich ruhiger geworden war, erfuhr ich noch, daß Burg Claus nebst allen übrigen Besitzungen des Hauses Losenstein vom Herzog von Österreich einem Vetter des Herrn Eberhard, mit dem er aber stets in Unfrieden gelebt hatte, zu Lehen waren gegeben worden, der dann die Güter in Ruhe besessen, und von dessen Stamm mein Großvater der letzte Sproße gewesen war. Auf Schloß Claus aber hatten nächtliche Unruhen und grauenhafte Ereignisse die spätern Bewohner aus den Gemächern vertrieben, in welchen einst Herr Eberhard gehaußt

hatte. Sie bauten sich weiter vorwärts ein neueres Schloß, und der alte Theil sank nach und nach in Ruin.

Von diesen Ereignissen war ich selbst Zeuge gewesen, und sah nun Alles erklärt, was in jener Nacht auf meinem Zimmer vorgegangen war. Doch schwieg ich hiervon, aber sobald es meine Kräfte erlaubten, reisete ich nach Schloß Claus, unter dem Vorwande, den Herrn desselben aus alter Bekanntschaft zu besuchen. Ich ließ mir die ganze Burg weisen, ich besah und merkte mir alle Stellen, die durch die Geschichte des verklärten Engels mir heilig geworden waren, und erhielt endlich, was der eigentliche Zweck meiner Reise gewesen war, auch die Erlaubniß, das schöne Conterfey, das mir bey meinem ersten Aufenthalte aufgefallen war, für mich copiren zu lassen. Mit diesem Schatze kehrte ich nach Spital zurück, und lebte noch einige Zeit in düsterer Schwermuth und unaufhörlichen Leiden. Diese Leiden, die Überzeugung, daß für mich auf dieser Erde nichts mehr zu hoffen war, und das Beyspiel des frommen Otto von Andechs, der endlich auch im Schooße der Kirche Ruhe und Heilung gesucht hatte, bestimmten mich zu dem Entschlusse, ihm zu folgen, eben-

falls den geistlichen Stand zu erwählen, und hier mein Leben zu beschließen, wo vor langer, langer Zeit die holde Emma, das einzige Bild meiner Träume, gelebt hatte. Mein damahliger Abt und alle Conventualen waren sehr erfreut über diesen Entschluß, doch redeten sie mir liebreich und ernst zu, und stellten mir die Pflichten und strengen Erfordernisse meines künftigen Berufs vor; aber ich hatte mich bereits geprüft und mit Bedacht entschlossen. So konnte mich nichts von meinem Vorhaben abwendig machen, und zwey Jahre, nachdem ich dieses Stift zu meinem Aufenthalte erwählt hatte, wurde es der feste Ort meiner Bestimmung, und soll auch bald mein Grab werden. Mehr als dreyßig Jahre sind seitdem verflossen, und ich kann nicht sagen, daß mein Entschluß mich auch nur einen Augenblick gereut habe; vielmehr hat meine Seele einen Frieden zu schmecken angefangen, den in ihren vorigen Verhältnissen ihr die Welt nie gegeben hatte, nie geben konnte, und auch meine körperlichen Leiden, so schmerzlich ich sie im Anfange in diesem ungewohnten Clima empfunden, haben sich nach und nach so weit gestillt, daß sie jenen Genuß nicht mehr stören. Gott hat sich gnädig und wunderbar an

mir erwiesen, er hat die Opfer, die ich ihm für die Ruhe abgeschiedener Seelen dargebracht habe, nicht verschmäht, es sind mir Beruhigungen hierüber zu Theil geworden, von denen, und der Art, wie sie mir kund geworden, mir zu sprechen nicht erlaubt ist; aber auf Schloß Claus ist es nun ruhig, die lange Gequälten sind ihres Irrens ledig, die verklärten Geister derjenigen, die hier so viel gelitten, erfreuen sich eines ungestörten Friedens, und bald, bald darf ich hoffen, ganz mit ihnen vereinigt, jener Seligkeit zu genießen, gegen welche kein irdisches Glück den Vergleich aushalten kann, und zu dem auch sie in der Zeit ihrer Trübsale hoffend emporsahen.

Inhalt.

